f. 375 t -3 Vormbaum

<36636738010019 S

<36636738010019

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Evangelische
Missionsgeschichte
in
Biographieen.

Von

Reinhold Wormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Dritter Band.

Missionsgeschichte der evangelischen Brüdergemeinde.

Düsseldorf,
Verlag von W. H. Scheller.
1856.

135 = Gg.

Missionsgeschichte

der

evangelischen Brüdergemeinde.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Friedrich Martin, Matthäus Stach, Johann Beck, David Zeisberger.

Düsseldorf,
Verlag von W. H. Scheller.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Friedrich Martin,

Missionar der Brüdergemeinde in

Westindien,

und

seine Mitarbeiter.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Düsseldorf,
Verlag von W. H. Scheller.
1856.

Vorwort.

Der dritte Band meiner Missionsgeschichte, welchen ich hiermit dem christlichen Leser vorlege, beschäftigt sich ausschließlich mit der Mission der evangelischen Brüdergemeinde. Seit mehr als hundert Jahren steht diese, viel zu wenig gekannte, aber reich gesegnete Mission auf dem Arbeitsfelde bis auf diesen Tag; ein Greis in Jünglingskraft. Ihr bleibt der Ruhm, eine deutsch-evangelische Missionsthätigkeit in den Heidenländern begonnen zu haben; an den früheren Missionen, an denen unser deutsches Vaterland sich bethätigte, hatte das Ausland den größeren Antheil.

Die ursprüngliche biographische Anlage des Werkes gebot es, aus der Schaar der wackeren Sendboten der Brüdergemeinde die bedeutendsten und hervorragendsten auszuheben und in ihr Leben, so weit sie einander berühren, das Leben der Mitarbeiter einzureihen. Wenige von diesen Männern haben eine wissenschaftliche Bildung genossen; wer aber will ihnen darum ihre Befähigung zu dem apostolischen Werke absprechen? Ausgerüstet in der Werkstatt des heiligen Geistes haben sie im Namen des Herrn Panier aufgeworfen, und

in Seiner Kraft Thaten gethan, durch welche ihrer Arbeit das unzweideutige Siegel göttlichen Segens aufgedrückt ist. —

Es ist jedoch dabei zu bemerken, daß sich der Brüdermission die Thür unter solchen Heiden weit aufgethan hat, welche für ihre eigenthümliche Weise besonders empfänglich waren. Ein Missionar, welcher mit großem Erfolg unter den Negern oder den Eskimo arbeitet, würde vielleicht unter den Hindu oder den Chinesen wenig Früchte sehen. Nicht Alle sind für Alle, aber Einer ist für Alle, **Jesus Christus**, der wahrhaftige Sohn Gottes und der Heiland der ganzen Welt. Er sendet seine Boten aus und zeigt ihnen die Wege, die sie wandeln sollen. Ps. 32, 8.

Seinem ferneren freundlichen Geleite befehle ich dieses Buch, welches von Seiner Herrlichkeit in den Missionen der evangelischen Kirche ein wahrhaftiges und treues Zeugniß ablegen möchte.

Kaiserswerth, im Dezember 1852.

R. Vormbaum.

Erstes Kapitel.

Die Neger in Westindien.

Alles ihr Volk seufzet und gehet nach Brod.
Klagl. Jerem. 1, 11.
Du speisest sie mit Thränenbrod und tränkest sie mit großem Maaß voll Thränen.
Ps. 80, 6.

Aus dem Meere, welches sich zwischen dem nördlichen und südlichen Theile des amerikanischen Festlandes ausbreitet, erhebt sich eine große vielgestaltete Inselwelt. Seit sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den europäischen Seefahrern bekannt geworden ist, hat man ihr den Namen Westindien gegeben, in der Meinung, sie bilde einen Theil des gesuchten asiatischen Indiens. Den Namen hat sie behalten, selbst als weitere Entdeckungen eine genauere Kenntniß des Landes gebracht hatten. In einem weiten Bogen von der Mündung des Orinoccoflusses in Südamerika bis hinauf zu den Küsten der Halbinsel Florida in Nordamerika haben sich mehr denn dreihundert Inseln nebst tausend kleinern Eilanden und Meerfelsen wie ein Wall vor das mittlere Amerika gelegt. Die Fruchtbarkeit und der Reichthum ihres Bodens, ihre Lage unter einem Himmelsstriche, welcher die Natur in ewiges Grün kleidet, macht sie zu einem der ge=

segnetsten Theile der Erde. Aber da, wo der Herr seinen Segen so reichlich ausgegossen, hat sich der Mensch wie ein Thier geberdet; er hat Westindien zu einer Marterkammer gemacht, aus der uns die erschütternden Seufzer unzähliger Unglücklichen entgegen tönen.

Als zuerst europäische Schiffe an diesen Inseln landeten, waren sie von einem zahlreichen, wilden Indianerstamme, den Cariben, bewohnt. Alte Ueberlieferungen berichten, daß sie vom nordamerikanischen Festlande her eingewandert seien und sich zuerst auf der Insel St. Croix niedergelassen haben. Von hier aus breiteten sie sich nach den übrigen Inseln, ja selbst nach dem Festlande von Südamerika, aus. Nach der Ankunft der Entdecker ging eine große Veränderung mit dem Lande und seinem Volke vor.

Durch eine Reihe von Gewaltthaten ist es den Europäern gelungen, den Urbewohnern das Land zu entreißen und sich das Eigenthumsrecht über dasselbe anzumaßen. Als die Spanier zur Ausbeute der entdeckten Minen Arbeiter gebrauchten, glaubten sie ein Recht zu haben, diesen Wilden die schwerste Arbeitslast aufbürden zu dürfen. Eine große Anzahl derselben wurde in den Bergwerken verwendet; ob die Indianer dazu willig waren, darnach fragte man nicht. Land und Leute sahen die Entdecker als ihr Eigenthum an; wollte man es ihnen streitig machen, so gebrauchten sie Gewalt. Ohne Unterbrechung mußten die Indianer arbeiten, bis der Tod ihrem harten Loose ein Ende machte. Diejenigen, welche Widerstand oder Flucht versuchten, wurden auf grausame Weise zu Tode gequält; ihren Leichnam warf man Hunden zur Speise vor. Eine Wohlthat meinten die Spanier den Indianern zu erweisen, welchen, nachdem sie in Wasser geworfen und getauft worden waren, die Hälse abgeschnitten wurden, damit sie vor dem Rückfalle in das Heidenthum bewahrt blieben.

„Ich sah einmal," erzählt Las Casas, „vier oder fünf angesehene Indianer am Feuer gebraten. Als die Schlachtopfer durch ihr lautes Wehgeschrei die Ruhe des commandirenden Offiziers störten, gab er den Befehl, sie zu erdrosseln. Aber dagegen widersetzte sich der Aufsicht führende Richter; er ließ ihnen ein Stück Holz in den Mund bringen, damit ihr Schreien nicht gehört werden könnte; dann schürte er mit eigener Hand das Feuer an und verbrannte sie zu Tode." In der Geschichte des Menschengeschlechts dürfte man vergeblich nach Scenen von solcher Grausamkeit suchen, welche die Spanier an den harmlosen Bewohnern dieser Inseln ausgeübt haben. *)

Wer will sich wundern, daß die Indianer von dem bittersten Hasse gegen die weißen Dränger erfüllt waren? —

Ein angesehener Kazike (Häuptling) Hatuey wurde von den Mördern seines Volks zur Annahme des Christenthums aufgefordert. Er fragte, was er dadurch erlangen würde. „Den Himmel und seine Freuden," antwortete man ihm. „Was ist das Loos derer, die ungetauft sterben?" fragte er weiter. „Die Hölle und ihre Qualen," erwiederte man ihm. Endlich fragte er, an welchen Ort die Spanier kämen, und als er hörte, sie kämen in den Himmel, verweigerte er die Annahme der Taufe; denn er wolle lieber in die Hölle zu den Ungetauften gehen, als im Himmel mit einem so grausamen Volke leben. Bis an seinen Tod trug Hatuey diesen Abscheu gegen die Spanier in seinem Herzen. Als im Jahre 1511 Diego Velasquez die Insel Cuba eroberte, fanden seine Soldaten allein Widerstand von Hatuey, der von Hispaniola **) geflohen war und sich in dem östlichen Theile der Insel niedergelassen hatte. Mit einem kleinen Häuflein

---

*) Edwards History of the British West-Indies. I, p. 104.

**) St. Domingo, Hayti.

suchte er die Spanier von der Insel abzuhalten. Allein die Seinigen unterlagen der Uebermacht der Eindringlinge; er selbst wurde gefangen. Velasquez verurtheilte den Häuptling wie einen Sklaven, der gegen seinen Herrn die Waffen ergriffen hat, zum Feuertode. Während Hatuey an den Marterpfahl gebunden wurde, bemühte sich ein Franziskanermönch, ihn zu bekehren. Er versprach dem Verurtheilten, falls er sich zum Christenthume bekenne, sofortigen Eingang in die Freuden des Himmels. Nach kurzem Schweigen fragte der Häuptling: „Gibt es auch Spanier an dem Orte der Seligkeit?" — „Ja," erwiderte der Mönch, „aber nur gute." — „Die Besten von ihnen," antwortete unwillig der Häuptling, „haben nichts Gutes; ich will nicht an einen Ort gehen, wo ich einem von diesem verfluchten Volke begegnen könnte."

Mehr als einmal griffen die Indianer zu den Waffen wider ihre Dränger. Aber was vermochten sie gegen die Kanonen und Schießgewehre, gegen die Schwerter und Lanzen der Spanier! Tausende Indianer sind in den Kämpfen gefallen; selbst der Greise, der Weiber und Kinder schonte man nicht. Es war, als ob die Europäer zur Ausrottung der Insulaner gekommen wären. Mit reißender Schnelligkeit nahm ihre einst so beträchtliche Zahl ab. Thatsache ist es, daß von einer Million Urbewohner auf Hispaniola nach dem kurzen Zeitraume von fünfzehn Jahren nur noch 60,000 übrig waren. Hören wir, was Las Casas dem Könige von Spanien berichtet. „Die Indianer sind einfach, gutmüthig, arglos, wahrhaftig, friedlich und geduldig. Aber sie sind ein weiches, zartes und kraftloses Geschlecht. Die Bauernkinder haben dort weniger Körperkraft, als die Fürstensöhne Europa's, die in allem Luxus erzogen sind. Sie sind arm, aber zufrieden, ohne Stolz und Ehrgeiz. Gelehrig, klug und sittenrein sind sie für die Annahme des Christen-

thumes vorbereitet. Wenn sie den wahren Gott kennen lernen, so kann es kaum ein glücklicheres Volk geben, als sie. — Aber die Spanier vergaßen, daß sie Menschen sind und behandelten sie mit einer Grausamkeit, die der Tiger, Wölfe und hungrigen Löwen würdig war. Seit 42 Jahren hat man sie verfolgt, unterdrückt und zerstört mit allen Mitteln, die menschliche Bosheit bis dahin erfunden hat, ja die Tyrannen haben noch neue Mittel ausgesonnen. So kam es, daß von den drei Millionen Eingeborenen, die Columbus auf Hispaniola antraf, jetzt nur noch zweihundert am Leben sind, daß auf der großen Insel Cuba nicht ein Urbewohner mehr zu finden ist, daß Portorico und Jamaica ganz von ihnen entleert sind; daß auf den 60 Lucayen-Inseln (Bahama's), die eine halbe Million glücklicher Einwohner nährten, nur noch eilf Bewohner dieser Race sich finden." Peter Heylin, der achtzig Jahre nach Las Casas schrieb, sagt, nachdem er von der weiten Ausdehnung der Indianer gesprochen: „Ihre Zahl hat seit den letzten Entdeckungen sehr abgenommen. Die Spanier haben sich auf das Unmenschlichste gegen dieses unbewaffnete Volk betragen, haben sie wie Schlachtopfer getödtet oder sie in ihren Minen und bei den härtesten Arbeiten verwendet. Hätte Carl V. nicht befohlen, daß die Eingeborenen nicht durch Zwang wider ihren Willen zu diesen Arbeiten herangezogen werden, und daß die Spanier sich anderswo nach Sklaven umsehen sollten, sie würden in kurzer Zeit gänzlich ausgerottet worden sein, dem Christenthum und dem Evangelium zu großer Schande." *)

---

*) Auch auf dem Festlande gingen die Cariben ihrem Untergange entgegen. Von dem einst so mächtigen Volke sind ihrer jetzt nur noch sehr wenige übrig. Bernau Missionary Labours in British Guiana Lond. 1847. p. 33. giebt ihre Zahl auf kaum 100 an; Brett Indian Missions in Guiana. Lond. 1851. p. 63. läßt ihre Zahl unbestimmt; in der Nähe seiner Missionsstation wohnten nahe an 400 Cariben; Ri-

Wir haben bereits den Namen des Mannes genannt, der mit großem Eifer einer menschlicheren Behandlung der Indianer das Wort redete. Es ist Don Bartholomeo de Las Casas, anfangs Pfarrer auf Cuba, später Bischof von Chiapa. Seine Bestrebungen wurden von der spanischen Regierung, die ihm den Titel „Beschützer der Indianer" beilegte, anerkannt; die Indianer ehrten und liebten ihn als ihren Vater. Der edle Mann ahnete nicht, daß seine gutgemeinten Rathschläge zur Verbesserung der Lage der Indianer in die Geschichte jener unmenschlichen Scenen des Sklavenhandels verflochten werden sollten.

Die spanischen Eroberer gebrauchten Arbeiter an die Stelle der in's Grab gesunkenen Indianer. Längst schon kannte man die Neger Westafrika's als ein kräftiges, arbeitsfähiges Volk. Sie schienen zu schwerer Arbeit geeigneter, als die Indianer, und man begann ihre gewaltsame Einführung nach Westindien. Die Leiden des fremden Volkes sollten den Leiden des Einheimischen Linderung bringen. — Ueber den Sklavenhandel müssen wir etwas ausführlicher reden. Seinen unglücklichen Opfern galt die evangelische Missionsthätigkeit, deren Geschichte der Vorwurf dieses Buches ist.

Seit den ältesten Zeiten hat Afrika seine Sklavenmärkte gehabt; nur war der Handel mit Sklaven beschränkter, da sie weniger Absatz fanden. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste im fünfzehnten Jahrhundert erhielt er größere Bedeutung. Der portugiesische Prinz Don Henrique gebrauchte zu seinen Unternehmungen

---

chard Schomburgk zählt ihrer in Brittisch-Guiana an 600. (Reisen der Brüder Schomburgk in Britisch-Guiana, bearbeitet von Dr. W. Stricker. Frankfurt 1852. S. 141.) Alle Berichte aber stimmen darin überein, daß die Cariben ein aussterbendes Volk sind.

Eingeborene Afrika's; dem ausgesandten Schiffe gelang es, einige Mauren aus dem Norden von Cap Blanco nach Portugal zu führen. Die Geraubten erboten sich, ihre Freiheit gegen 10 Negersklaven zu erkaufen. Es geschah; im Jahre 1442 kamen sie nach Europa. Von unscheinbaren Anfängen ist der Sklavenhandel ausgegangen, durch dessen Betreibung die Portugiesen zuerst sich geschändet haben. Sie besaßen seit dem Jahre 1760 auf der Insel Arguim eine Factorei, die der Mittelpunkt ihres Sklavenhandels wurde. Um diese Zeit wurden jährlich 700 bis 800 Neger als Sklaven nach Portugal geführt. Schon damals erfuhr Afrika die Greuel der Grausamkeit, welche seitdem mit dem Blute der eigenen Söhne seinen Boden getränkt haben. Die Ehre, welche den portugiesischen Seefahrern in ihrer Heimath zu Theil wurde, ward nach der Anzahl der mitgebrachten Sklaven abgemessen. „Wohin die Portugiesen auch immer kamen, sie betrachteten sich als Herren, die armen Schwarzen mußten Zoll und Tribut geben und wurden auf die unerhörteste Weise gepeinigt und tyrannisirt. Die Negerfürsten mußten ihre Söhne zur Bedienung hergeben, die dann als Sklaven behandelt wurden; die Portugiesen öffneten ihre Waarenlager nicht eher, als bis sie hinreichende Geschenke erhalten hatten, und dann nöthigten sie die armen Leute, die schlechtesten Waaren zu den willkürlichsten Preisen anzunehmen; fanden sie etwa einen falschen Zusatz unter dem Golde, so straften sie den Verfälscher sogleich am Leben; verkaufte ein Neger Etwas an Kaufleute anderer Nationen, und wurde von den portugiesischen Zollspionen ertappt, so konfiszirte man die Waare und behandelte den Armen als einen Betrüger. Wollte nun ein Land diese Botmäßigkeit nicht gutwillig anerkennen, so wurde es auf die grausamste Art dazu gezwungen; als die Portugiesen z. B. die Stadt Brara erobert hatten, plünderten sie dieselbe, und um die kostbaren Ohrringe und Arm-

bänder der Frauen desto schneller zu erhaschen, hieben sie ihnen die Ohren und Hände ab." *)

Nach der Entdeckung der neuen Welt gewann der Sklavenhandel an Ausdehnung. Die Neger waren den Eroberern Westindiens willkommene Arbeiter. Im Jahre 1503 wurden von den Portugiesen zuerst wenige Sklaven aus Afrika nach den spanischen Colonien gebracht; seit dem Jahre 1511 begannen die Spanier mit Genehmigung des Königs Ferdinand V. ihrer Mehrere einzuführen. Nach Ferdinand's Tode und während der Minderjährigkeit Carl's V. schlug Las Casas dem Cardinal Ximenes vor, die Einführung der Neger nach Westindien systematischer zu betreiben, damit den Leiden der Indianer ein Ziel gesetzt werde. Der Bischof fand bei dem Cardinal wenig Gehör. Ximenes verwarf den Vorschlag; er hielt es für unmenschlich, ein altes Uebel durch ein neues heilen zu wollen. Er meinte, den Indianern sei noch auf andere Weise zu helfen, aber seine Pläne blieben unausgeführt. Nach der Thronbesteigung Carl's V. änderten sich die Sachen. Man stellte dem Könige die Abnahme der Indianer auf seinen westindischen Inseln und die größere Kraft und Ausdauer der Afrikaner vor. Er ließ sich bewegen, eine neue Einfuhr von Negern zu genehmigen, „weil die Arbeit von 4 Indianern durch die Arbeit eines Negers reichlich ersetzt werde." **) Im Jahre 1517 ertheilte er seinem Günstlinge Lebresa, einem Flamänder, das Privilegium, alljährlich 4000 Afrikaner nach Westindien zu führen. Der König lebte lange genug, um die Ausfertigung der Urkunde bereuen zu können. In tiefem Schmerze über das dadurch

---

*) H. Halleur, das Leben der Neger West-Afrika's. Berlin 1850. S. 6.

**) Porque era mas util el trabajo de un Negro que de quatro Indios bei W. Fox History of the wesleyan Missions in western Africa. Lond. 1851. p. 33.

verursachte Unheil erließ er im Jahre 1542 Gesetze zum Schutze der Indianer und Neger; alle Sklaven erhielten die Freiheit; der Handel mit ihnen ward verboten. Doch nur kurze Zeit blieb dies Gesetz in Kraft. Von Carl's Nachfolger, Philipp, wurde es aufgehoben. Der Sklavenhandel, der die königliche Sanction erhalten, begann neue Einfuhren von Afrikanern. Man blieb bei der von Carl festgesetzten Zahl nicht stehen, in wenigen Jahren zählte man eben so viel Neger als Spanier auf den westindischen Inseln. Wohin die Europäer in ihren Eroberungen vordrangen, führten sie Neger mit sich, gewaltsam, ohne Rücksicht auf Menschenrechte. Schon damals machten die Sklaven Versuche, sich durch Widerstand oder Flucht der Ketten zu entledigen; gewöhnlich endeten sie mit ihrem grausamen Tode.

Dem Vorgange der Portugiesen und Spanier folgte im Jahre 1562 ein englischer Seefahrer. Capitain Hawkins hatte vernommen, eine wie beliebte Waare in Hispaniola die afrikanischen Neger seien, und wie leicht man ihrer an der Küste von Guinea habhaft werden könne. Die Aussicht auf Gewinn lockte ihn. Mit drei Schiffen machte er sich nach Westafrika auf; mit einer Ladung von dreihundert Negern steuerte er Westindien zu. Mit dem erlösten Gelde kehrte er nach England zurück. Noch war dort der Abscheu gegen den Menschenhandel allgemein, Hawkins hatte wenig Ehre von seiner Reise. Die Königin Elisabeth mißbilligte seinen Handel; sie sagte ihm, daß, „wenn irgend ein Afrikaner gezwungen aus seinem Vaterlande weggeschleppt worden wäre, das Unternehmen verabscheuenswerth sei und gen Himmel um Rache schreie." *) Hawkins versprach den Willen der Königin zu ehren; aber er brach sein Wort. Eine

---

*) „If any Africans should be carried away without their free consent, it would be detestable, and call down the vengeance of Heaven upon the undertaking."

zweite Reise vollendete er glücklich; auf der dritten (1568) endete er elendiglich. Sein Beispiel blieb lange ohne Nachfolge. Es bildeten sich zwar Handelsgesellschaften, die mit Afrika in Verbindung traten; sie wurden von der Regierung bestätigt, aber des Negerhandels wird noch nicht gedacht. *) Fünfzig Jahre später (1631) ertheilte Carl I. einer neuen Handelsgesellschaft seine Bestätigung, die sich mit dem Negerhandel nach Westindien befaßte.

Seit dieser Zeit trieben die Engländer den Sklavenhandel in stets wachsender Ausdehnung. Eine im Jahre 1662 entstandene Gesellschaft (The company of royal adventurers of England, trading to Africa) unternahm, die brittischen Kolonieen Westindiens jährlich mit 3000 Sklaven zu versehen; die Zahl der jährlich Eingeführten belief sich aber nach kurzer Zeit auf 9000. Ein Beschluß des englischen Parlaments vom Jahre 1697 erlaubte allen brittischen Unterthanen den Sklavenhandel. Mit den Handelsgesellschaften wetteiferten die Kapitalisten; es war, als ob England andern handeltreibenden Völkern den Vorrang im Negerhandel hätte streitig machen wollen. Im Jahre 1712 belief sich die Zahl der englischen Sklavenschiffe auf 33, im Jahre 1725 zählte man ihrer 200. Man hat berechnet, daß in dem Zeitraume von 1700 bis 1786 allein nach der Insel Jamaica 610,000, daß in den Jahren 1680 bis 1786 nach dem brittischen Westindien überhaupt 2,130,000 Neger eingeführt worden sind. — Rechnet man dazu die Zahl der Sklaven, welche von Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, Amerika u. s. w. aus Afrika geholt sind, so beläuft sich ihre Gesammtsumme seit

*) Viele Schriftsteller haben zwar behauptet, daß diese afrikanischen Handelsgesellschaften sich mit dem Sklavenhandel befaßt haben; Bandinel Some account of the trade in Slaves from Africa 1842. hat darüber gründliche Untersuchungen angestellt, deren Ergebniß wir bei der obigen Darstellung benutzten.

der Entstehung des Handels auf 30,000,000. — Bis auf diesen Tag dauert der Sklavenhandel fort, selbst seitdem ihn England 1807 aufgehoben hat. Er wird nicht eher aufhören, bis das Heidenthum Afrika's durch das Evangelium von Jesu Christo gefallen ist.

Anfangs lieferten die Negerländer an der Küste Guinea's den Europäern die Sklaven. Die Ausdehnung des Handels aber war und ist nur dadurch möglich, daß die eingeborenen Sklavenhändler tief in das Innere Afrika's vordrangen, um sich in den Negern das Geld zu verschaffen, um welches die Handelsartikel der Europäer feil waren. Ueber die Greuel, welche mit diesen Raubkriegen verbunden sind, werden wir sogleich Einiges mittheilen.

Mannichfach sind die Ursachen, aus welchen freie Neger zu Sklaven geworden sind: Krieg, Hunger, Schulden, Spielsucht, Eitelkeit u. dgl. Von den Negern, welche Oldendorp *) auf der Insel St. Thomas kennen lernte, hatte einer wegen einer Geldschuld seines Großvaters die Freiheit verloren. Er war dem Gläubiger als Unterpfand gegeben worden; als die Zahlung an dem bestimmten Tage nicht erfolgte, ward er sofort verkauft. Wenige Stunden nachher kam der betrübte Großvater, mit Gelde seines Enkels Freiheit wiederzuerlangen, aber seine Bitten wurden nicht gehört. — Zwei andere Neger waren durch die Untreue ihrer Schwester Sklaven geworden. Sie hatte ihren Mann verlassen und sich mit einem Anderen unter der Bedingung verbunden, daß dieser jenem eine Entschädigung zahlen solle. Als diese aber nicht sogleich erfolgte, suchte der Beleidigte sich der treulosen Frau zu bemächtigen. Sie rettete sich durch die Flucht; statt ihrer fielen zwei Brüder in die Hände des Verfolgers, der

*) Vergl. Dessen Geschichte der Mission der ev. Brüder auf den caraibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Barby, 1777. 2 Theile.

sie als Sklaven verkaufte. — Ein anderer vornehmer Neger hatte beim Spiel drei seiner Diener verspielt; einer von ihnen rettet sich durch die Flucht, und er selbst muß nun in die Sklaverei wandern. —

Einem reichen Negerhändler hatten seine Eltern nach der Sitte Guinea's ein Kind zur Braut bestimmt. Er aber will von der Erkorenen nichts wissen, weil sie ihm noch zu jung ist, und heirathet eine andere. Als er später auch die Verbindung mit der ihm bestimmten Braut eingehen will, und sich mit Knechten und Mägden zur Hochzeit aufgemacht hat, kehrt er unterwegs in ein europäisches Fort ein, um dort einige Waaren einzutauschen. Plötzlich sieht er sich von den Weißen, die dazu von den Verwandten einer dritten Person, welcher er ebenfalls die Ehe versprochen, veranlaßt waren, mit seiner Begleitung gefangen genommen. Vergebens bietet seine Familie ein reiches Lösegeld, er wird als Sklave nach Westindien gebracht. — Einen andern Neger hatte die Neugierde mit seinem Sohne auf ein eben angekommenes Schiff gelockt. Die europäischen Waaren erregen seine Kauflust; da er aber kein Geld bei sich hat, so läßt er seinen Sohn als Pfand zurück. Auf dem Wege ihn einzulösen, wird er überfallen und an ein anderes Sklavenschiff verkauft. Vater und Sohn waren Sklaven geworden. — Hören wir noch ein Beispiel aus neuerer Zeit. „Die Bautschi-Neger," sagt ein Berichterstatter, „lieben ihre Kinder nicht; der sanfte Zug der Natur ist ihnen unbekannt. Mütterliche Zärtlichkeit wohnt nicht in ihrem Herzen. Sie verkaufen ihre Kinder an wild fremde Menschen, ohne sich mehr Kummer um sie zu machen, als um jede andere Waare. Ein reisender Sklavenhändler ging durch den Ort und kaufte von den Einwohnern fünf oder sechs Kinder, Knaben und Mädchen; eine Frau im mittleren Alter gab um ein Halsband von Glasperlen ihre einzige Tochter hin. Das unglück-

liche Kind, etwa dreizehn oder vierzehnjährig, klammerte sich, als man es von der mütterlichen Hütte wegschleppen wollte, im größten Jammer an die Kniee der gefühllosen Mutter, wie ein schiffbrüchiger Matrose an einen schwimmenden Mast, sah jammernd zu ihrem Angesicht auf und schrie unter einer Thränenfluth in leidenschaftlicher Heftigkeit: „O Mutter, verkaufe mich nicht! was soll aus mir werden? was wird aus Dir in Deinem Alter werden, wenn Du mich fortschickst? wer wird Dir Korn und Milch holen? wer wird um Dich weinen, wenn Du stirbst? Bin ich denn unartig gewesen? O Mutter, verkaufe Deine einzige Tochter nicht! Ich will Dich in die Arme nehmen, wenn Du schwach wirst, und Dich unter den Schatten der Bäume tragen. Wie eine Henne über ihre Küchlein wacht, so will ich über Dich wachen, liebe Mutter! Ich will Dir bezahlen, was Du an mir gethan hast, da ich noch klein war. Wenn Du müde bist, will ich Dich in Schlaf fächeln; wenn Du schläfst, will ich Dir die Fliegen wegjagen. Ich will Dich pflegen, wenn Du Schmerzen hast, und wenn Du stirbst, will ich einen Strom von Thränen auf Dein Grab gießen! O Mutter, liebe Mutter! stoße mich nicht von Dir! verkaufe Dein einziges Kind nicht als Sklavin des Fremdlings!" Nutzlose Thränen! Die herzlose Mutter schüttelte die Perlenschnur in's Gesicht ihres einzigen Kindes, warf es von sich, und der Sklavenhändler trieb das unglückliche Mädchen aus der Heimath, die es nie wiedersehen sollte."

Die Greuelscenen, welche bei den erwähnten Raubkriegen vorkommen, widerstreben aller Beschreibung. Ist das Dorf, welches man überfallen will, ersehen, so wird ein Spion in dasselbe gesendet. Findet er es vielleicht von Männern wenig besetzt, so wählt man die Nacht, um in dasselbe einzudringen. Sorglos, nichts Böses ahnend überlassen sich die Bewohner dem Schlafe. Plötzlich wird der Ruf und Lärm der Ein=

dringenden gehört. Die Männer greifen zu den Waffen; kaum sind sie aus ihren Hütten getreten, so sinken sie getroffen von den Kugeln oder durchbohrt von den Lanzenstichen des wachsamen Feindes zu Boden. Im Nu steht das Dorf in Flammen; Weiber und Kinder suchen ihr Heil durch die Flucht. Ehe sie's ahnen, sind sie in die Hände der auflauernden Räuber gefallen. Die Fesseln, die man ihnen anlegt, zeigen ihnen, welchem Loose sie bestimmt sind. — Solche nächtliche Räubereien sind nicht einmal vorgekommen; selten mag eine Nacht vorübergehen, in der das Jammergeschrei der Geraubten nicht gehört wird. — Die Habsucht hat noch andere Mittel erfunden, sich in den Besitz von Sklaven zu setzen. „Es werden die Quellen am Fuße des Gebirges besetzt, wodurch den Negern das Trinkwasser entzogen wird. Oft eine Woche halten diese Aermsten die Blokade aus; man sieht sie an den Rinden der Bäume nagen, um doch ein wenig Feuchtigkeit herauszuziehen, bis sie sich endlich durch die unerträglichen Qualen des Durstes gezwungen sehen, Familie, Freiheit, Vaterland für einen Tropfen Wassers hinzugeben. Jeden Tag kommen sie näher, und weichen doch wieder zurück, sobald sie die Soldaten erblicken; man zeigt ihnen von ferne das Wasser; man plätschert damit; man trinkt es in langen Zügen. Da bemächtigt sich eine solche Begierde nach Trank dieser unglücklichen Geschöpfe, daß sie stumm resignirend halb wahnsinnig kommen, sich ruhig die Handschellen anlegen lassen, und auf ihren Nacken die schwere Kette laden, welche sie bei jedem Schritte tragen müssen. Aber manche ziehen freiwilligen Tod dem Joche der Sklaverei und der für uns Nordländer ganz undenkbaren Tortur des Verschmachtens vor. Oft ziehen sich die Schwarzen bei Annäherung ihrer Feinde in Berghöhlen zurück: da kommen die Neger und machen ein Feuer von Pfeffer und anderen beißenden Kräutern an, deren Rauch unerträglich ist; halb geblendet und erstickt stürzen die

Schwarzen hervor, gerathen in die aufgestellten Netze und werden in Eisen gelegt. Wenn das Pfefferfeuer niemanden hervortreibt, so nehmen die Jäger an, daß die Mutter ihre Kinder, die Männer ihre Weiber und dann sich selbst getödtet haben. Sobald sie sich in Gefangenschaft sehen, bricht die Liebe zu den Ihrigen und zur Heimath hervor, sie wollen nicht von dem Orte weichen. Einige klammern sich an die Bäume mit aller Kraft, andere pressen Weib und Kind so fest an sich, daß sie nur mit Hülfe des Säbels von einander getrennt werden können, oder man schleift sie an einen Pferdeschweif gebunden durch Dornen und über Steine, daß sie blutend und zerschlagen sich willig in Alles ergeben; sollte sich aber Jemand widerspenstig zeigen, so wird er ohne Weiteres niedergemacht. Wegen des Mangels an Provision wird der Marsch übereilt; die armen Erschöpften durch ihre Ketten ermüdet, schon durch den Rauch halb erstickt oder durch den Durst halb verschmachtet, jammern umsonst nach einem Rasttag: es ist keine Wahl gelassen, als weiter zu traben oder den hungrigen Schakals und Hyänen zur Beute zurückzubleiben. Abgenagte menschliche Gerippe zeigen die Spur eines solchen Sklaventransportes. Ergreifend ist die Schilderung, welche Mungo Park von dem nächsten Loose der Gefangenen gegeben hat. „Der Fuß je eines Sklaven wird an den nächsten Fuß seines Nachbarn mit einer schweren Kette gefesselt, die Kette wird von ihnen, damit sie gehen können, an einem Riemen getragen. Um den Hals haben je vier Sklaven einen Riemen, der sie zusammenbindet. Bei Nacht kommen noch Ketten an Hände und Hals. Wenn in Kähnen gefahren wird, so liegen sie mit zusammengebundenen Händen und Füßen auf dem Boden. So zieht man unter der glühenden Sonne Afrika's oft einen Tag lang hin ohne einen Bissen Brod, ohne einen Tropfen Wasser. Bald hier, bald dort sinkt ein armes Weib, ein schwaches Mädchen nieder.

Da erschallt die Riemenpeitsche, um die Ermatteten aufzujagen, und in namenlosem Schmerz raffen sie die letzten Kräfte zusammen und schleppen sich weiter, bis endlich die Natur überwältigt ist. Gurgel ab! ist jetzt das Geschrei der Karavane, und es gilt noch für Menschlichkeit, daß der Führer dem Hinsinkenden die Kehle durchschneidet. Oft müssen die Weiber noch Schläuche und Säcke tragen, immer ihre kleinen Kinder auf dem Rücken schleppen. Nicht selten reiten die Führer, ihre Peitschen in der Hand, die nie rasten, und treiben die Neger durch den heißen Sand im Trabe vor sich her. Niedersinkende erhalten Schläge, bis sie aufstehen; Kranke werden mit glühendem Eisen gebrannt. Geht das Wasser nahe zusammen, ehe das Reiseziel erreicht ist, so scheidet man die schwächsten Sklaven aus und läßt sie in der Wüste zum Verschmachten, während die Anderen weiterziehen. Hunderte, ja Tausende von Skeletten bleichen in der grausigen Einöde und verkünden dem Reisenden das Weh und den Jammer Afrika's. Am Orte des Handels angelangt, wird eine Auswahl vorgenommen; der Unbrauchbaren, die der Käufer nicht will, sind oft eine zu große Zahl, um sie frei im Lande zu lassen. In Badagry wurden 750 derselben auf einmal in Kähne gebracht, in die Mitte des Stromes gerudert und dort mit gebundenen Händen und Füßen Einer nach dem Andern in's Wasser geworfen. In Loango wurde eine Schaar unverkaufter Neger in's Freie gesammelt und mit einer Keule in größter Ruhe Einer nach dem Andern todtgeschlagen. Mit herzzerreißendem Flehen bitten sie oft den Kapitain eines Sklavenschiffs, sie mitzunehmen, weil die nicht Verkauften sehr häufig in Schaaren, aber ohne Nahrung, eingekerkert bleiben und Hungers sterben, indem ihr Unterhalt dem Händler zu theuer wäre. Da sieht man sie, von den Ketten schrecklich verwundet, von gräulichem Ungeziefer gequält, wie Thiere auf die Weide gelassen, wo sie

alte Knochen und allerlei häßliches Gewürm, selbst bloße Erde verschlingen, um den nagenden Hunger zu stillen."

Begleiten wir die Unglücklichen auf ihrem ferneren Leidenswege. Ein Glück noch ist es für sie, wenn sie nicht lange auf die Abfahrt des Sklavenschiffes warten müssen. Bleiben sie aber längere Zeit an der Küste, so bringt man sie in einen ummauerten Hof, und überläßt sie dem Hunger und Durst in der glühenden Sonnenhitze. Alte und Schwächliche werden in's Wasser geworfen, damit die Kosten ihres Unterhaltes erspart werden.

Die Leiden auf dem Sklavenschiffe übersteigen all' das bisherige Elend. Mit tiefem Schmerze scheidet der Neger von seinem Vaterlande, das je wieder zu sehen er keine Hoffnung hat. Aber er darf seinem Schmerze keinen freien Lauf lassen, Peitschenhiebe wären der Trost, mit welchem seine Peiniger ihn beruhigen würden. An den Füßen gefesselt, werden die Unglücklichen wie Waarenballen so eng zusammen gepackt, daß ihnen kein Raum zur Bewegung bleibt. Mit Speise versorgt man sie so weit, als es zur Erhaltung ihres Lebens eben nöthig ist. Je und dann werden sie auf das Verdeck in frische Luft geführt; man veranstaltet da wohl für sie Spiel und Tanz. Aber der Sklave kann nicht fröhlich sein, und wieder muß die Peitsche ihn das lehren. Darf man sich wundern, wenn die Verzweiflung den Heiden dazu treibt, sich bei günstiger Gelegenheit über Bord zu stürzen und in den Wellen des Meeres das Ende seiner Qualen zu suchen? Wir wollen hier nicht reden von den empörenden Grausamkeiten, mit denen die Sklaven bei einem etwaigen Aufstande wider ihre Herren behandelt werden; der Anstand verbietet, davon eine treue Schilderung zu geben.

Endlich ist das Ziel der Reise, Westindien, erreicht; aber damit ist den Leiden der Neger kein Ziel gesetzt. Der Händler geht darauf aus, die Sklaven, deren Reihen während der

Seereise durch den Tod bedeutend gelichtet sind, eiligst um einen annehmbaren Preis loszuschlagen. Aber so Manche leiden an Wunden und Geschwüren, welche die Ketten verursacht haben. Sie geben den Kranken ein schlechtes Ansehen und müssen so schnell als möglich geheilt werden, um die Waare verkäuflich zu machen. Da nimmt man seine Zuflucht zu Quacksalbern, die mit allerlei scharfen Mitteln die Wunden zu vertreiben wissen, unbekümmert darüber, daß diese Cur für den Neger oft der Grund eines lebenslänglichen Siechthums und eines frühen Todes ist.

Nach diesen Vorbereitungen führt man die Gefangenen wie eine Heerde auf den Sklavenmarkt. Wie jede andere Waare werden sie ausgestellt; der Käufer kann sich nach Belieben aussuchen und untersuchen, wen er will. Ist der Kauf mit dem Händler abgeschlossen, so fragt man nicht darnach, ob der Gatte von der Gattin, das Kind von den Eltern gerissen wird. Die Thränen der Unglücklichen achtet man nicht; unbarmherzig werden sie fortgeführt, um sich nie wieder zu sehen. „Ich habe", erzählt Oldendorp, „einigemal dem Verfahren mit den eben angekommenen Bussalen (so nennt man auf den dänischen Inseln alle Negersklaven, die in Guinea geboren und gekauft sind,) in St. Croix zugesehen, und ihrer Versteigerung beigewohnt. In einem geräumlichen Hofe eingeschlossen, lagen sie truppweise, vermuthlich nach ihren Landsmannschaften, beisammen. Größtentheils hatte ein Strahl von Hoffnung die finstern Gesichter der zum Verkauf aufgestellten Neger erheitert. Die Freude, von ihren auf der Insel befindlichen Landsleuten besucht zu werden, hatte unstreitig großen Antheil daran. Durch die Unterredung mit denselben, welche sehr lebhaft war, bekamen sie ohne Zweifel eine bessere Vorstellung von ihrem künftigen Schicksal, und der Augenschein lehrte sie, daß man ein Sklave sein könne, ohne zugleich höchst unglücklich und trostlos zu

sein. Eine neue Pfeife mit Tabak, die jedem erwachsenen Neger gereicht, und der verzuckerte Reiß, der ihnen zur Speise in großen hölzernen Gefäßen aufgetragen wurde, mag auch Etwas dazu beigetragen haben. Sie lagerten sich in kleinen Haufen um diese Gefäße herum und bedienten sich der flachen Hand statt des Löffels. Eine Menge Blanke waren zur Schau da, um diejenigen auszusuchen, die sie zu kaufen gedachten. Mir gaben Verschiedene mit freundlichen Mienen und Winken zu verstehen, daß sie wünschten, von mir gekauft zu werden. Ehe der Verkauf erfolgt, haben sie eine genaue Untersuchung der Beschaffenheit ihres Körpers auszustehen, welche bisweilen von einem Wundarzte geschieht. Ihre Versteigerung ist von der Versteigerung jeder anderen Waare nicht verschieden. Dem Meistbietenden werden sie zugeschlagen. Wenn erst die Starken und Gesunden verkauft sind, so kommt die Reihe an die Kranken und Schwachen. Da diese armen Menschen doch nicht recht wissen, was alles das, was ihretwegen bei der Versteigerung vorgeht, zu bedeuten hat, so stehen sie dabei gemeiniglich große Bangigkeit aus, und erwarten den Ausgang mit Zittern und Beben. Die Höhe des Preises steigt oder fällt aus verschiedenen zufälligen Ursachen. Damals wurden die stärksten und größten Neger für zweihundert und dreißig bis zweihundert und siebenzig Stücke von Achten verkauft, welches man für einen niedrigen Preis ansah, weil er sonst auf dreihundert Stücke stieg. Für eine Mutter mit drei bis vier Kindern werden oft bis fünfhundert Stücke bezahlt. Uebrigens ist bei dem weiblichen Geschlecht die Jugend und die gute Bildung eine Ursache des höheren Preises derselben.“ Einem neueren Berichte aus Havannah vom Jahre 1838 entnehmen wir Folgendes. „In der Abendkühle besuchten wir den Markt. Eine jüngst angekommene Ladung von 220 menschlichen Wesen war hier zum Verkauf ausgestellt. Sie saßen im Kreise, nach

ihrer Größe geordnet. Während unseres Besuches, der länger als eine Stunde dauerte, hörten wir keine Silbe von einem unter ihnen. Als wir in den Kreis traten, waren Aller Augen auf uns gerichtet, als ob sie in unseren Gesichtern ihr künftiges Loos hätten lesen wollen. Sie alle waren fast nackt, nur mit einem bunten Hemde leicht bekleidet. Auf der Brust trugen sie ein Zeichen. Mit wenigen Ausnahmen waren sie nur Haut und Knochen. Zu schwach, um sich aufrecht zu halten, lagen sie auf dem Boden, ihren Rücken gegen die Mauer gestützt. Sobald ein Käufer kam, hieß man sie aufstehen; mit Mühe gehorchten sie dem Befehl. Einige unter ihnen waren alt und grau; aber der größere Theil waren Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren. Wenn sie standen, schienen ihre Beine so dünn wie Rohr und kaum fähig das Skelett der zerrütteten Gestalt zu tragen. Der Verkäufer sagte uns, daß sie verschiedenen Stämmen angehörten, und daß sie einander nicht verständen. Während wir da waren, wurden fünf kleine Knaben und Mädchen ausgesucht und nach dem Inneren verkauft. Auf Familienbande wird keine Rücksicht genommen; einmal getrennt, begegnen sie einander nie wieder."

Je nach den Arbeiten, zu welchen die Sklaven von ihren Herren gebraucht werden, ist ihr Loos härter oder erträglicher. Eine geringe Zahl wird in den Packhäusern verwendet (Packhausneger). Andere finden ihre Beschäftigung in den Haushaltungen der Herren, als Bediente, Kinderwärter u. s. w.; ist ihre Treue erprobt, so werden sie auch wohl Aufseher in den Häusern (Hausneger). Andere werden als Handwerker gebraucht. (Ambachts- oder Handwerksneger). Man findet unter ihnen Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Böttcher, Schmiede, Schneider, Schuster u. s. w. Wegen ihrer Geschicklichkeit haben sie oft einen großen Werth für die Herrschaften, welche ihnen einige Vortheile vor Anderen

gewähren. Sie haben, wie die Feldneger, ein Stück Land zu eigenem Gebrauch; außer den Sonntagen können sie den Sonnabend für sich selbst arbeiten. Die am schwersten gedrückte Classe sind die Camina- oder Feldneger. Ihnen liegt alle Feldarbeit ob, bei der sie von dem Bomba überwacht werden. Bei der saueren Arbeit auf den Kaffee-, Baumwollen- und Zuckerplantagen ist das Loos des Feldnegers das bitterste und härteste. In der drückendsten Sonnenhitze, hinter sich die Peitsche, die bei der kleinsten Unterbrechung ihm blutige Wunden auf den Rücken schlägt, erliegt er oft den Anstrengungen, zu denen er gezwungen wird. Es sind Beispiele vorgekommen, daß Sklaven sich zu Tode gehungert haben, um den Qualen ihrer Aufseher zu entgehen. „Ich bin ein Fürst", sagte einmal ein Neger zu seinem Herrn, „jetzt bin ich zwar in deiner Gewalt, aber nie werde ich mich entschließen, dir zu dienen; eher soll ein freiwilliger Tod meinem Leben ein Ende machen." Er hielt sein Wort; Nichts konnte ihn bewegen, Speise zu sich zu nehmen. Er hungerte sich zu Tode. — Einen gleichen Tod suchte und fand eine Negerin, die eine ihr anbefohlene Arbeit mit den Worten verweigerte: „Ich war weit größer in Guinea, als Du bist; ich hatte viel mehr Sklaven in meinem Dienste, als Du hast; und jetzt sollte ich Deine Sklavin sein? Eher soll mich der Hunger tödten."

Auf den größeren Plantagen ist die Feldarbeit fest und bestimmt geregelt. Frühe um vier Uhr gibt der Bomba durch das Blasen des Tutu oder durch den Schall der Glocke das Zeichen zum Aufstehen, und um fünf Uhr ziehen sie unter seiner Begleitung auf's Feld, nachdem sie vorher das den Abend vorher gesammelte Futter für das Vieh abgegeben und ihr Frühstück zu sich genommen haben. Die Arbeit, welche ihnen vom Bomba nach der Instruction des Meisterknechtes täglich angewiesen wird, währt in drei Abtheilungen

gewöhnlich zwei Stunden. Um acht Uhr wird ihnen eine halbe Stunde zur Erholung gegeben. Um zwölf Uhr ist die Vormittagsarbeit zu Ende, und die nachmittägige währt von zwei bis sechs Uhr, so daß sie des Mittags zwei Stunden zum Essen und zur Ruhe anwenden können. Doch müssen sie des Mittags erst ein Bündel Gras zum Futter für's Vieh, und Abends deren zwei sammeln, ehe sie an ihr Mittags- oder Abendessen denken können. Abends halten sie ihre Hauptmahlzeit, und da kocht die Hausfrau so viel, daß es für den folgenden Mittag hinreicht. Zuweilen kommt zu ihrer gewöhnlichen Arbeit noch sogenanntes Donkerwerk oder Nachtarbeit; als das Aufräumen des herrschaftlichen Hofes, Wasser- und Misttragen u. dgl., womit sie oft bis in die Nacht zu thun haben. Am schwersten haben sie es in der Kropzeit oder der Zuckerernte, welche auf großen Plantagen oft wohl ein halbes Jahr währt. *)

Der Neger ist seinem Herrn gegenüber ein rechtloses Geschöpf. Allen Launen desselben Preis gegeben, fehlt es ihm an Mitteln zu seinem Schutze. Sein trauriger Beruf ist es, nur für den Herrn zu leben und zu arbeiten; liegt es in dessen Interessen, so muß er es sich gefallen lassen, wenn er für entbehrlich gehalten und an einen andern Herrn verkauft wird.

Es erhellt, daß bei so rechtlosem Zustande, bei dem Zusammenleben der Neger aus so verschiedenen Stämmen von einem eigenthümlichen Leben unter ihnen nicht die Rede sein kann. Die Vorsicht der Herren hat ihnen davon nur so viel gelassen, als mit dem Sklavendienste vereinbar scheint. Dem Manne ist die Heirath erlaubt, aber von einem Familienleben findet sich keine Spur. Weib und Kind gehören nicht ihm, sondern seiner Herrschaft, die sie nach Belieben durch

---

*) Oldendorp a. a. O. I. S. 381.

Verkauf von einander trennen kann. In dieser schweren Lage entbehrt der Sklave den Trost jeglicher Religion. Vor der Einschiffung in Westafrika sehen die Händler darauf, daß kein Neger irgend einen Fetisch aus der Heimath mitnehme. Sie denken aber nicht daran, ihnen etwas Besseres im Christenthume zu bieten, das sie selbst nicht kennen. Einigen gelang es, kleinere Götzen, trotz der wachsamen Augen ihrer Dränger, nach Westindien mitzunehmen; andere erwählen sich im Lande der Knechtschaft eine Muschel, eine Feder u. dgl. zu ihrem Götzen, dem sie im Geheimen ihre Huldigungen bringen, von dem sie Hülfe erwarten. Wo solche Götter der einzige Halt im Leben sind, da darf man sich nicht über religiöse und sittliche Verkommenheit wundern. „Die äußerste Unwissenheit der Neger," sagt ein Jahresbericht der Methodisten-Missions-Gesellschaft, „in Sachen der Religion und Sittlichkeit, welche auf allen Pflanzungen statt findet, wo noch keine Unterrichts-Anstalten für sie getroffen sind, läßt sich gar nicht mit Worten beschreiben. In Hinsicht ihrer sinnlichen Neigungen und Begierden findet man zwischen ihnen und den Thieren des Feldes keinen Unterschied. Essen, Trinken, Schlafen erscheint ihnen als einziger Zweck des Lebens, und ihr Verständniß ist in eine Nebelwolke eingehüllt, welche kaum die himmlischen Lichtstrahlen der Wahrheit zu durchdringen vermögen.

Was bei einem solchen Seelenzustande ihr Leben sein müsse, läßt sich leicht erachten. Kaum fangen die Kinder der Neger zu lallen an, so werden sie die Verstellungskunst gelehrt. Reden und Lügen scheint ihnen dasselbe zu sein. In ihren Leidenschaften, besonders im Zorn, überschreiten sie jedes Maaß, und selten vergessen sie eine erlittene Beleidigung. Von gegenseitigen Pflichtübungen haben sie wenig oder gar keinen Begriff, und sie können es nicht einmal glauben, daß Stehlen eine Sünde sei. Ohne natürliche

Liebe sind sie so hart gegen ihre Kinder, gleich als ob sie ihnen nicht angehörten. Ein Gutsbesitzer, dessen Pflanzung ich öfters besuche, versicherte mich, er habe Negerinnen auf seiner Niederlassung, denen er nicht einmal die Nahrung für ihre eigenen Kinder anvertrauen könne." —

Die Congo-Neger verrichteten an den Ankommenden eine Art Taufe, sie hatte aber durchaus keine religiöse Bedeutung. Gewöhnlich wurde den Täuflingen Wasser auf den Kopf gegossen, etwas Salz in den Mund gelegt und in der Congosprache über ihn gebetet. Vor der Ceremonie empfingen die Erwachsenen für die Sünden, die sie in Guinea begangen, von dem Täufer fünf bis sechs Peitschenhiebe; nach derselben veranstaltete man eine Gasterei. Durch dieses Gaukelspiel, welches die Neger wahrscheinlich portugiesischen Priestern in ihrem Vaterlande abgelernt hatten, sollte den Verlassenen zu einer Art Pflegeeltern verholfen werden. „Vermögende Neger und Negerinnen nehmen diejenigen, welche sie auf diese Weise taufen lassen, zu Kindern an; und sie werden, nebst dem Täufer, von ihnen Taufväter und Taufmütter genannt. Als Eltern sorgen sie möglichst für sie; und wenn sie sterben, so ist es ihre Schuldigkeit, ihnen einen Sarg und ein Sterbekleid zu verschaffen. Gewöhnlich begräbt der Täufer diejenigen, die er getauft hat; er singt bei dem Grabe und hält an die Begleiter eine Anrede. Bisweilen sind bei einer solchen Taufe auch etliche Pathen, welche ebenfalls die Verbindlichkeit auf sich nehmen, für den Getauften zu sorgen."

Hin und wieder haben sich eigenthümliche Begräbniß-Feierlichkeiten erhalten. Ehe der Leichnam zur Erde bestattet wird, versammeln sich die Leichenbegleiter zu einem Todtenmahle. Je mehr Brantwein dabei verzehrt wird, desto ehrenvoller ist es für den Verstorbenen. Bis spät in die Nacht dauert das Gelage, wobei es nicht an Tanz und Spiel, Singen und Lärmen fehlt. Unter Gesang und Tanz, unter

dem Gerassel der Trommel und Kalabasse setzt sich der Leichenzug in Bewegung. Am Grabe angekommen, stellen sich die Träger, als ob der Leichnam sich da nicht verscharren lassen wolle. Man nimmt ihn wieder auf, und weiter geht der Zug vom Wege ab in's Gesträuch, von einer Stelle zur andern, bis den Trägern die Lust an der Komödie vergeht. Jedes Mal, so oft der Todte nicht weiter will, tritt eine alte Negerin an den Sarg, klopft daran, redet mit ihm und tanzt unter den abscheulichsten Geberden. Endlich wird der Sarg eiligst in die Erde verscharrt, damit der Todte nicht wieder herauskomme. *)

Das sind die Heiden, die sich die evangelische Brüdergemeinde für ihre erste Missionsthätigkeit ersah.

Herr, siehe an der Heiden Noth,
Die, ganz entfremdet ihrem Gott,
In Finsternissen wallen.
Laß bald das lieblich süße Wort
Von Deinem Heil an jedem Ort
Den Schmachtenden erschallen,
Sie sehnen sich und harren Dein,
Daß Du bei ihnen kehrest ein.

Wir sehen der Verzweiflung Wuth,
Da ihnen fehlt das höchste Gut,
Bei Vielen schrecklich toben.
Drum hassen sie sich ohne Maaß
Und würgen sich ohn' Unterlaß,
In lauter Greu'ln verwoben.
Wie lang' soll, Jesu, währen dies?
Wann lichtest Du die Finsterniß?

Jahrhunderte sind schon entfloh'n,
Seit Du aus Tod und Grab zum Thron
Des Vaters aufgestiegen.

---

*) Eine ähnliche Ceremonie beschreibt W. Hoffmann, Missionsstunden. S. 276.

Und Millionen seh'n wir noch
Im Jammer unter Satans Joch,
Des Heils unkundig, liegen.
Ach, bring' doch bald zu ihrem Ohr
Mit Deinem Heilswort siegreich vor.

Sind sie doch Dein um jeden Preis,
Da einst Du hast mit blut'gem Schweiß
Um ihre Seel' gerungen.
Wo ist ein Volk, dem das nicht gilt,
Was Du mit Deinem Tod erzielt,
Daß Du den Feind bezwungen?
Drum eile, Herr, bis alles Land
Hat Deine Herrlichkeit erkannt.

Wir bitten, höre unser Fleh'n;
Entreiß' die Heiden ihren Weh'n,
Und laß Dein Heil sie schauen.
In Deiner Hand ist's, Jesu Christ,
Dem Alles übergeben ist.
Du kannst den Feind zerhauen,
Den Feind, der Deine Heerd' zerreißt,
Und der von Anfang Mörder heißt.

Steh' auf, o Jesu, starker Held,
Und bringe siegreich durch die Welt,
Bis Aller Knie' sich beugen!
Gib Deinen Boten Muth und Kraft,
Daß sie in ihrer Pilgerschaft
Viel' Herzen zu Dir neigen.
Bring' Deine Schafe all' herzu,
Und führe sie zu Deiner Ruh'.

Zweites Kapitel.

Die erste Missionsarbeit der Brüdergemeinde auf der Insel St. Thomas.

Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit.
Jesaias 13, 14.

Die Spanier bekümmerten sich nicht um die Religion der Negersklaven, die sie für Geschöpfe des Teufels und der Seligkeit unwerth achteten. —

Nach der Besitznahme der westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe u. A. durch die Franzosen machte die römisch-katholische Kirche umfassendere Missionsversuche unter den Negern. Kapuziner, Dominicaner, Jesuiten priesen den Unglücklichen das Evangelium Rom's an. Einige haben sich taufen lassen; ihre Zahl ist gering. Ein Dominicanermönch, der lange als Missionar auf den Inseln lebte, hat das Geheimniß der römischen Missionspraxis verrathen. Er gibt seinen römischen Genossen den Rath, man solle einen neuangekommenen Neger unter die Aufsicht eines Aeltern stellen. Dieser aber darf sich nicht viel mit ihm einlassen; er soll nicht mit ihm an Einem Tische essen, in Einer Kammer schlafen. Dem Neuangekommenen wird diese Behandlung auffallen; er wird nach ihrem Grunde fragen. Dann soll man ihm antworten: das geschehe, weil er noch nicht Christ sei, darum sei er unwerth, daß man mit ihm esse und schlafe.

Solcher Bescheid wird in dem Neger ein unbeschreibliches Verlangen nach der Taufe erwecken. *)

Von ganz anderer Seite her, in ganz anderer Weise sollte den Negern Westindiens die Freiheit in Christo Jesu verkündigt werden.

In den Jahren 1711 bis 1716 befand sich auf dem Pädagogium zu Halle ein Schüler, der später das Werkzeug großer Dinge im Reiche Gottes geworden ist. Es war Nicolaus Ludwig Graf Zinzendorf, geboren den 26. Mai 1700. Von Kindheit an auf den Herrn gewiesen, fand des Knaben frommes Gemüth in Halle reiche Nahrung in dem Unterrichte und im Umgange mit gotterleuchteten Lehrern und christlichen Mitschülern. Die Verbindung mit gleichgesinnten Freunden war ihm Herzensbedürfniß, schon damals verrieth er die Gabe, die in dem Manne so oft bewundert worden ist: religiöse Gemeinschaften zu vereinigen, zu beleben, allen Hemmnissen Trotz bietend, weiter zu entwickeln. „Gleich im ersten Jahre," sagt er,**) „sah ich mich nach guten Gemüthern unter meines Gleichen um, verband mich mit ihnen und errichtete kleinere Gesellschaften, in denen wir uns von der Gnade Christi unterhielten und zu Fleiß und gutem Wandel ermunterten. Wir wußten von keinem anderen Wege, als den uns die Schrift wies; wir untersuchten Alle unsere kleine Thaten darnach, und wenn wir eine gute Gelegenheit bekamen, so warfen wir uns vor der unsichtbaren Majestät nieder, die wir bald unsere Liebe, bald unseren König, bald unseren Bruder und Bräutigam, bald mit einem anderen lieblichen Namen nannten, weil wir glaub-

---

*) P. Labat, Voyages aux îles de l'Amérique T. IV. p. 144.

**) Bei J. W. Verbeeck, Leben und Charakter des Gr. N. L. von Zinzendorf. Gnad. 1845. S. 21.

ten, daß sie Ihm alle zugehörten. Wir baten Ihn um Alles, was wir brauchten, insonderheit, daß Er uns so machen sollte, wie Er uns gern haben wollte." Man sieht in dem jungen Grafen die Keime christlicher Anschauung und Betrachtung, die eine besondere Eigenthümlichkeit der Brüdergemeinde geworden ist.

Solche Gemüther mußte das frische, christliche Leben in Halle, in dessen Mittelpunkt A. H. Francke stand, einnehmen, fortziehen, anregen. Das practische Christenthum hatte hier einen Heerd, dessen Feuer in weitester Ferne entzündete. Die Thaten des Reiches Gottes wurden nach Halle berichtet, von Halle aus verkündigt; Zeugen Gottes kamen aus allen Ländern; Missionare gingen von hier in die Heidenwelt; Verfolgte und Gefangene suchten hier Hülfe. Dazu der Flor der Francke'schen Anstalten und die Thätigkeit in ihnen — das Alles mußte den Eifer für des Herrn Sache in den Jünglingen mächtig erwecken.

In jener Zeit der ersten Liebe, wie sie Zinzendorf bezeichnet, verband er sich mit auserlesenen Freunden zu einer christlichen Gemeinschaft, einem Orden, wie sie genannt worden. Zuerst nannten sie sich Tugendsklaven, später Bekenner Christi, endlich Senfkornorden. Name und Statuten bezeichneten des Vereins Zweck: treues Bekenntniß der Lehre Jesu Christi in Wort und Wandel; thätige Liebe gegen den Nächsten; Bekehrung der Unbekehrten, auch der Juden und Heiden. Ein kleiner Schild mit einem Ecce homo und der Umschrift: Seine Wunden, unsere Heilung (nostra medela) war das Ordenszeichen. Auf dem Ringe, welchen die Mitglieder trugen, waren in griechischer Sprache die Worte eingegraben: „Unser Keiner lebt ihm selber." — Diese Verbindung überdauerte weit die Schulzeit in Halle. Man fand ihre Mitglieder in der Schweiz, in Frankreich, Ungarn, Holland u. s. w. Der Graf stand lange mit ihnen im Briefwechsel.

Aus dieser Verbindung ging ein anderer kleinerer Bund hervor, an dessen Entstehung Ziegenbalg's Besuch in Halle im Jahre 1714 Antheil hatte.*) Baron Friedrich von Watteville, aus Bern in der Schweiz gebürtig, war des Grafen vertrautester Herzensfreund geworden. Beide beseelte Eine Liebe zum Herrn, gleicher Eifer für sein Reich. Im Jahre 1715 schlossen sie einen Bund zur Bekehrung der Heiden, und „zwar," wie Zinzendorf schreibt, „nur solcher, an die sich sonst Niemand mehr machen würde. Ihre Idee war nicht, dies selbst zu bewerkstelligen, denn sie waren Beide von den Ihrigen in die große Welt bestimmt, und wußten von Nichts, als Gehorsamsein; sie hofften aber, Gott, der dem Baron von Canstein einen Francke zugeführt habe, werde ihnen auch Leute zuweisen, die zu so wichtigen Diensten genugsam wären. Dergleichen Verbindungen wurden von Einigen für Kinderei, von Anderen für Hochmuth erklärt; Gott weiß es, daß ich keine Ehre dabei suchte, zumal in jener Zeit der ersten Liebe; ich wußte wohl, daß die Leute mich damit nur auslachten."

Der Bund Zinzendorf's mit Watteville war mehr als das Feuer jugendlicher Begeisterung; ein tief innerlicher Liebesdrang des Herzens hatte die Freunde dazu getrieben.

Mannichfache Verkettung der Umstände, deren Entwicklung der Herr nach seinen Rathschlüssen und zu seinen Absichten in seine Hand nimmt, brachten nach sechszehn Jahren den Vorsatz der Jünglinge zu weitester Ausführung. Die Brüdergemeinde hatte auf den Zinzendorf'schen Gütern in Herrnhut ein Haus gefunden; ein Pella, über das der Graf die Worte gesungen:

Herrnhut soll nicht länger stehn,
Als die Werke seiner Hand

---

*) Vgl. Ev. Missionsgeschichte B. I. H. 2. 3. S. 120 ff.

Ungehindert drinnen gehen,
Und die Liebe sei sein Band,
Bis wir fertig
Und gewärtig,
Als ein gutes Salz der Erden
Nützlich ausgestreut zu werden.

Zinzendorf selbst hatte seine weitgreifende Wirksamkeit begonnen; jener Bund von Halle war noch immer ohne Thaten geblieben. Der Graf hielt ihn fest; im Jahre 1728 fanden seine Gedanken bei sechs und zwanzig Männern der Gemeinde Anklang. Sie zogen zusammen in eine Wohnung, in der sie sich gemeinschaftlich für das große Werk der Heidenbekehrung ausbilden wollten.

Im Sommer 1731 wurde Christian VI., König von Dänemark, gekrönt. Graf Zinzendorf, längst mit der königlichen Familie befreundet, begab sich am 25. April mit einigen Brüdern von Herrnhut nach Kopenhagen, den Feierlichkeiten beizuwohnen. Er hatte den Gedanken, aus seinen mißlichen Dienstverhältnissen in Dresden in eine seinem Wirken für die Gemeinde günstigere Stellung an dem christlichen dänischen Hofe eintreten zu können.*) Doch was er zu finden gehofft, wurde ihm nicht zu Theil. Der Herr führte ihn seine Wege; er brachte jenen Vorsatz der Ausführung nahe. Der Besuch des Grafen in Kopenhagen wurde für die Missionen der Brüdergemeinde entscheidend.

In dem Dienste des Oberstallmeisters, Grafen von Laurwig, diente damals ein Neger als Kammermohr. Er hieß

*) Vgl. Varnhagen von Ense Leben des Gr. Ludw. v. Zinzendorf 2. Aufl. S. 148 ff., im 5. Theile der biographischen Denkmale Berlin 1846. — Man braucht nicht mit v. Schrautenbach Graf v. Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit, herausgegeben von Kölbing. Gnadau 1851. S. 161. zu fürchten, daß ein solcher Gedanke das Bild des Grafen zerschneide.

Anton, und war von dem dänischen Westindien nach Kopenhagen gekommen. Oft hatte er nach schwerer Arbeit auf der Zuckerplantage der dänischen Handelsgesellschaft auf St. Thomas sich in die Stille zurückgezogen und für sein schwermüthiges Herz am Meeresstrande Erquickung gesucht, aber nicht gefunden. Es lag ein Schmerz auf ihm, den die ganze Welt nicht zu nehmen vermag. In der für den Gottesdienst der Europäer errichteten Kirche hatte der Sklave je und dann von einem Jesus predigen hören. Das Wort legte sich in sein Gemüth, wie eine dunkle Ahnung. Er sann darüber nach, was es doch mit diesem Jesus auf sich habe, von dem die Weißen so viel Rühmens machten, dessen Worten sie aber so wenig folgten. In heißem Verlangen nach dem Lichte der göttlichen Offenbarung betete er zu dem unbekannten Gotte, aber das Licht wollte ihm nicht aufgehen. Da geschah es, daß Anton von einem dänischen Herrn gekauft und nach Kopenhagen geführt wurde. Als Kammermohr des Grafen Laurwig empfing er christlichen Unterricht; später wurde er getauft.

Die Diener des Grafen Zinzendorf lernten den Neger in Kopenhagen kennen. Sie saßen oft mit ihm zusammen und hörten seinen Erzählungen von St. Thomas und von dem Elende der dortigen Negersklaven zu. Anton sprach von seiner Sehnsucht, die er als blinder Heide gehabt, und wie diese Sehnsucht auch seine zurückgebliebene Schwester Anna gefühlt habe, die jetzt noch zu Gott flehe, daß er ihr einen Mann zusenden möge, von welchem sie den Weg zur Seligkeit lernen könnte. Die Erzählung des Negers fuhr dem David Nitschmann durch die Seele. Zinzendorf ward davon ergriffen: gern hätte er sogleich Boten des Heils nach St. Thomas gesendet. „Gestern," so schreibt er einmal seiner Frau, „sprach Graf Laurwig sehr herzlich mit mir. Er will in Herrnhut besuchen und läßt seinen Kammermohren

Anton gleich mit uns gehen, um Herrnhut kennen zu lernen, und zu der Mohrenbekehrung in Afrika und Amerika Bahn zu machen. Die dänischen Missionen in Grönland und Lappland sind abandonnirt, und wer sich ihrer im Geistlichen annehmen will, der kann es thun.*) Ich sehe ein weites Feld vor mir. Der Herr spreche: Amen."

Am 21. Juli früh um 2 Uhr traf Zinzendorf wieder in Herrnhut ein; er fand die ledigen Brüder noch zum Gebet versammelt. David Nitschmann, begleitet von dem Neger Anton, folgten ihm in wenigen Tagen. Sie kamen als Werber zu neuer Arbeit.

Am 23. Juli 1731 hatte sich die Gemeinde zu Herrnhut versammelt. Zinzendorf erzählte ihr von seiner Reise, von dem Neger in Kopenhagen und von der Noth der Schwarzen auf St. Thomas. Zwei im Herzen innig verbundene Freunde, Johann Leonhard Dober und Tobias Leupold, hörten des Grafen Bericht. Als die Versammlung zu Ende war, gingen sie wider ihre Gewohnheit schweigend ihren Häusern zu. Es war Ein Drang, der Beider Herzen erfüllte, Ein Gedanke, der Beide bewegte: aus dem Berichte Zinzendorf's hatten sie die Stimme des Herrn an sich vernommen, nach Westindien auszuziehen und den Sklaven Hülfe zu bringen. Sie sagten heute einander kein Wort; ganz anders als sonst suchten sie ihr Lager auf. Die Ruhe wollte nicht kommen; noch wußten sie nicht ganz gewiß, ob ihre Unruhe von Gott komme. Als Leonhard Dober am folgenden Morgen ungewiß, bewegt aufstand, suchte er Gewißheit von dem Herrn. Er schlug sein Loosungsbüchlein auf, das ihm mit den Worten entgegentrat: „Es ist nicht ein vergeblich Wort an euch, sondern es ist euer Leben, und

---

*) Vgl. Ev. Missionsgesch. B. I. H. 5. S. 45. u. H. 6. S. 48.

das Wort wird euer Leben verlängern. 5. Mos. 32, 47. Denn wahrlich bleibt's dabei, daß der wahrhaftige Zeuge heißt Amen mit dem Namen, und die Verheißung nur in Jesu Namen sei, Ja, Amen, treuer Zeug'! Ja, Amen, Amen." Dem Dober war's ein göttlich Amen auf seines Herzens Gedanken. Warum sollte er sich nun nicht seinem Herzensfreunde Leupold mittheilen? Am Abend gehen die beiden Freunde hinaus in's Feld. Dober spricht von dem Berichte des Grafen und von den Gedanken, die ihm dadurch erweckt worden. Da schließt auch Leupold sein Herz auf; er hat dasselbe erfahren, wie sein Freund: ihre Seele erhebt den Herrn, alle Ungewißheit über ihr Vorhaben ist verschwunden.

Noch war, was sie mit einander geredet, ein Geheimniß; nur der Herr wußte darum.

Singend zogen die Beiden mit anderen Brüdern nach Herrnhut zurück. Vor seinem Hause stand Zinzendorf mit M. Schäffer. Des Grafen Gedanken beschäftigten sich mit den Missionen. „Herr Magister", sagte er zu dem Freunde, als sie in die Mitte der Brüder getreten waren, „hier unter diesen Brüdern sind Boten zu den Heiden in St. Thomas, Grönland, Lappland u. s. w." Der Graf sprach die Worte mit sichtbarer Glaubensfreudigkeit; Dober und Leupold erhielten dadurch Muth, ihn in ihr Geheimniß einzuweihen. Bei verschlossenen Thüren schrieben sie am 25. Juli an Zinzendorf von ihrem Vorsatz; heimlich überreichten sie ihm den Brief, an dessen Schlusse sie folgende Bitte aussprachen: „Lieber Bruder, behalten Sie es bei sich, und überlegen es, und seien Sie so gnädig, und lassen Sie uns Ihre Gedanken darüber wissen. Der Herr aber führe uns allezeit rechte, obgleich rauhe Wege."

Der Graf las den Brief mit großer Freude; ohne Nennung der Absender theilte er ihn der Gemeinde mit. Aber die war bedenklich und warf die ganze Sache weit weg.

So stand es in Herrnhut, als am 29. Juli der Neger Anton ankam. In einer Gemeindeversammlung theilte er sein Anliegen in holländischer Sprache mit, der Graf war sein Dolmetscher. Bewegten Herzens erzählte er von dem Elende der Neger Westindiens, von der heidnischen Blindheit und von den Sünden, die unter ihnen im Schwange gingen. Viele, sagte er, würden die Botschaft vom Heilande mit Freuden aufnehmen; seine Schwester Anna sehne sich darnach. Aber der Arbeit der Sklaven sei viel, es sei schwer, ihnen nahe zu kommen, es sei denn, daß der Missionar selbst ein Sklave werde. Dober und Leupold ließen sich durch des Negers Erzählung nicht abschrecken. Auch zu Sklavendiensten waren sie bereit, wenn sie dadurch nur eine Seele für den Heiland gewinnen könnten.

Man könnte nicht sagen, daß Anton's Worte die Gemeinde gewonnen hätten. Sie hielt eine Mission unter den Negern für unmöglich. Das Vorhaben der beiden Brüder war in ihren Augen ein Einfall, wie ihn wohl begeisterte junge Leute zu haben pflegen. Der Aelteste, Martin Linner, war besonders gegen seines Gehülfen Dober Aussendung, welchen die Gemeinde nicht entbehren könne. Er war ein kränklicher Mann, dem Grabe nahe; in Dober's Hand gedachte er sein Amt niederzulegen.*)

---

*) In einem Briefe an die Gemeinde theilte M. Linner seine Bedenken mit. Darin sagte er u. A. „Ich kann bei inniger Einkehr in Jesu noch nicht finden, daß ich zu Dobers Reise mit Ja sagen kann, sonderlich in Ansehung der ledigen Brüder. Ich bin aber gern gehorsam, nur wäre mir lieb, wenn es in meinem Herzen auch wollte die Wage halten. Ich will nun gelassen sein, und mit Jesu alle meine Kräfte daran strecken, auch unter den ledigen Brüdern. — Ich will euch nur Bedacht nehmen lassen, daß, wenn es unter ihnen schlechter oder zum wenigsten nicht besser würde, es darauf ankomme, ob ihr bei

In der That schien es, als ob die beiden Negerfreunde nie ihre Aussendung erleben sollten. Sie ließen indessen die Sache nicht fallen; Graf Zinzendorf hielt mit ihnen. Er nahm den L. Dober, um ihn näher kennen zu lernen und zu prüfen, im Frühjahre 1732 auf eine Reise nach Thüringen und Franken mit. —* Es gibt einen schriftlichen Aufsatz, von Dober verfaßt, welcher die Gemeinde günstiger für das Unternehmen stimmen sollte. Darin heißt es: „Weil von mir verlangt wird, den Grund, den ich dazu habe, bekannt zu machen, so kann ich sagen, daß mein Sinn nie gewesen ist, für diese Zeit zu reisen, sondern nur, mich fester in unserm Heilande zu gründen; daß aber, wie der gnädige Herr Graf von der Reise nach Dänemark zurückgekommen und von den Sklaven erzählte, mir solches so aufgefallen, daß ich's nicht wieder los werden können. Da entschloß ich mich, wenn noch ein Bruder mit mir gehen wollte, daß ich mich zu einem Sklaven geben, und ihnen so viel sagen wollte, als ich von unserem Heilande erfahren habe; weil ich gewiß glaube, daß das Wort vom Kreuz auch in der Niedrigkeit eine besondere Kraft an den Seelen beweist. An meinem

der Entblößung von unseren besten Brüdern gleichgültig sein könntet oder nicht. Ihr habt auch in großer Erfahrung, daß neben der täglichen, öffentlichen Lehre viel darauf ankommt, daß man die Herzen kennen lernt, um ihnen nach Gelegenheit mit Gelinde und Schärfe zu Hülfe zu kommen. Wenn ich nun ansehe die Brüder, so uns durch Gefängniß genommen, andere wieder verreist, andere wieder in äußere Geschäfte getreten, und diese Alle sind von den Besten genommen, so wundert es mich nicht so sehr, daß wir unter allen Classen das ärmste und schlechteste Theil sind; daraus mache ich noch den Schluß, daß wenn wir nur noch die Hälfte der Brüder unter uns hätten, so würde vielleicht manches träge Herz aufgemuntert worden sein." S. Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte der Brüderkirche, Barby 1803. Theil II. S. 97.

Theil dachte ich auch: wenn ich auch Niemand darin nützlich werden sollte, wenn ich dann doch nur meinen Gehorsam gegen unseren Heiland dadurch bezeugen könnte! Ich überlasse es der Gemeinde Gutachten, und habe keinen anderen Grund, als daß ich denke, daß noch Seelen auf der Insel seien, die nicht glauben können, weil sie Nichts gehört haben."

Doch alle Vorstellungen fanden bei der Gemeinde wenig Anklang. Ein ganzes Jahr wurde hin und her überlegt, man konnte zu keinem entscheidenden Entschlusse kommen. Da machte Zinzendorf den Bedenken ein Ende. Er fragte Dober, ob er damit zufrieden sei, daß man den Willen des Herrn durch das Loos erforsche. Der künftige Missionar antwortete, für ihn bedürfe es dessen nicht, er sei seiner Sache gewiß; die Gemeinde aber möge thun, was sie für gut halte. Dober zog selbst das Loos; es lautete: „Lasset den Knaben ziehen, der Herr ist mit ihm." Jetzt war die Sache entschieden. Jeglicher Widerspruch verstummte. Die Gemeinde bestätigte Dober's Beruf; M. Linner ertheilte ihm in ihrem Namen den Segen.

Leupold zog für dieses Mal nicht mit. An seine Stelle war David Nitschmann getreten, der freudig Weib und Kind verließ, um die Mission unter den Negern beginnen zu helfen.

So, wie am 18. August 1732 die Gemeinde in Herrnhut versammelt war, war sie nie zusammen gewesen. In lieblicher Feier entließ sie die beiden Sendboten zu dem neuen Werke, das sie beginnen sollten. Nach damaligem Gebrauch sang ein Jeder der Anwesenden den Scheidenden seinen Segenswunsch in Liederversen. Reicher Trost floß den Brüdern zu; manche Worte waren wie eine Weissagung. So hieß es z. B.: Gewiß, der Herr ist eine Wunderliebe, Er führt hinein, daß Er erretten kann ꝛc. Nur auf Christi Blut gewaget ꝛc. Die Zeugen Jesu waren ja vordem auch Glau=

benshelden 2c. Sie sollen Ihm zu Ehren Alles wagen, kein Kreuz nicht achten, keine Schmach noch Plagen 2c. Fällt's euch zu schwer, Er geht voran 2c. Der Glaube bricht durch Stahl und Stein, und faßt die Allmacht selber 2c. Sagt mit Freuden auch den Heiden alle Werke Seiner Stärke 2c. Es kann euch nichts geschehen, als was Gott hat ersehen 2c. Küsse sie, wenn's Herz in Wehmuth 2c. Eure Thüre werde Christo aufgethan 2c. Gib ihnen zu trinken, wie's Dein Wort verheißt 2c. Wenn Du auch vom Leiden was schenkest mit ein, gib ihnen mit Freuden gehorsam zu sein 2c. Liebenden Seelen wird Alles zur Lust 2c. Unendlich ist die Saat, die aus euch noch soll kommen 2c. Geht, rühmet euch einzig der blutigen Wunden 2c. —

Am 21. August, früh Morgens um 3 Uhr, verließen die Heidenboten Herrnhut.*) Zinzendorf begleitete sie bis Bautzen, wo er ihnen seinen väterlichen Segen ertheilte. Viel Anderes als die Segenswünsche und Gebete der Gemeinde war den beiden nicht mitgegeben. Ihre ganze Instruction hieß: Lasset euch in allen Dingen von dem Geiste Jesu Christi leiten. Auf große Ausrüstung hatte man auch nicht Bedacht nehmen können. Jeder von ihnen besaß drei Thaler, zu denen der Graf bei seinem Abschiede je einen Ducaten legte. Mit diesem Reisegelde zogen die Brüder aus. Zu Fuße wanderten sie über Wernigerode, Braunschweig und Hamburg Kopenhagen zu.

Unterwegs hatten die Brüder manche Einwürfe gegen ihr Vorhaben, selbst von christlichen Leuten, zu hören. Wie ehedem in Herrnhut, so hielt man allüberall eine Mission

*) Die Loosung des Tages hieß: Kinder stammeln nur davon, wenn ihr Herz zu Gott erhoben; aber Proben warten auf die Jünglingskraft, die sich rafft, ihre Feinde zu zerschmeißen, und durch's Lager hinzureißen bis zur theuren Vaterschaft. (1. Joh. 2, 13.)

unter den Negersklaven für unmöglich. Einige meinten, sie thäten besser, daheim zu bleiben, als sich in ein Leben voll Mühe oder in den gewissen Hungertod zu begeben. Sie aber blieben treu dem, der sie berufen hatte. „Ich wundere mich selbst," pflegte L. Dober zu antworten, „wenn ich an mein Vorhaben denke, ich kann aber doch nicht anders, als meinem Triebe einfältig folgen, und dem Willen Gottes, wie ich glaube, dadurch dienen." Hier und da fanden sie eine Seele, die von Liebe für das Missionswerk erfüllt war. Die edle Gräfin Stollberg zu Wernigerode unterredete sich theilnehmend mit den Brüdern. Sie ließ sie einen Spruch aus dem halle'schen Schatzkästlein ziehen. Dober erhielt die Worte des 45. Psalm: Höre, Tochter, schaue darauf, und neige deine Ohren, vergiß deines Volkes und deines Vaters Hauses. Da sprach die Gräfin: „Gehet hin, und wenn sie euch auch todtschlagen um des Heilandes willen, Er ist es Alles werth." Den Brüdern war das Wort Balsam auf ihr Haupt.*) In dem Abte Steinmetz, der gerade in Wernigerode zum Besuche war, fanden sie einen aufmunternden Freund. Er wünschte ihnen viel Segen zu ihrem Vorhaben. Dem D. Nitschmann schenkte er eine Bibel, in welche er die Worte schrieb: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich unter euch Heiden Etwas wüßte, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.**)

---

*) In einem Briefe an die Gräfin vom J. 1740 gedenkt L. Dober dieser Worte. „Sie waren", wie er sich ausdrückt, „mir ein Balsam auf mein Haupt, und die Ursache, warum mir Ew. Excellenz Worte so besonders erquicklich, eindringend und gesegnet waren, ist, weil Sie die einzige Person auf der ganzen Reise und außer dem Grafen von Zinzendorf die Einzige in der ganzen Welt gewesen, die mir meinen Gang nicht schwer gemacht." S. Gedenktage der erneuerten Brüderkirche. Gnad. 1848. S. 155.

**) S. Nitschmanns selbst geschriebenes Leben in den Lebensbeschrei-

Wohlbehalten langten die Brüder am 15. September in Kopenhagen an. Auch hier wieder die oft gehörten Einwürfe gegen die Mission unter den Negern. Selbst des Grafen Zinzendorf Freunde verweigerten die Unterstützung des Werkes; sie meinten, armen Europäern würde der Aufenthalt in Westindien wegen der dortigen hohen Preise der Lebensmittel unmöglich werden. Der Oberkammerherr von Pleß fragte die Brüder: „Wie werdet ihr in St. Thomas durchkommen?" — Sie antworteten: „Wir wollen als Sklaven mit den Negern arbeiten." Er sagte darauf: „Das könnt ihr nicht, das wird durchaus nicht zugelassen." Nitschmann antwortete: „Nun, wenn das nicht angeht, so bin ich ein Zimmermann und will mein Handwerk dort treiben." — „Das ist wohl recht gut, aber was wird der Töpfer (Dober) vornehmen?" — Nitschmann antwortete: „Der soll mir helfen und ich will ihn schon miterhalten." Da meinte von Pleß: „Nun, das laß ich gelten, auf die Art kommt ihr durch die ganze Welt."

Die Lage der Dinge in Kopenhagen war dazu angethan, den Eifer der Brüder auszulöschen. Der Neger Anton, welcher die erste Veranlassung zu ihrem Vorhaben gegeben, war nicht mehr wie früher gesonnen. Er hatte den Einflüsterungen Anderer sein Ohr geliehen und widerrief Alles, was er in Herrnhut von der Sehnsucht der Heiden nach einem Heilande gesagt hatte. Als er jedoch sah, daß dadurch die Brüder sich nicht abschrecken ließen, verstand er sich dazu, ihnen einen Brief an seine Schwester Anna in St. Thomas mitzugeben.

L. Dober und D. Nitschmann blieben trotz aller

---

bungen merkwürdiger Männer aus der Brüdergemeine. Rothenburg 1842. H. 3. S. 56.

Feindschaft ihrer Sache treu. Hatten sie die Menschen auch gegen sich, sie waren gewiß, daß der Herr mit ihnen sei. Oft traten ihnen in dieser schweren Zeit Sprüche des Loosungsbüchleins entgegen, die besonders für sie geschrieben schienen. Einmal befanden sie sich über ihr Fortkommen in großer Bekümmerniß. Da fielen ihnen die Worte in die Augen: „Sollte Er etwas sagen und nicht thun? Sollte Er etwas reden und nicht halten?" (4 Mos. 23, 19.) und alle Besorgnisse waren gehoben.

Die Freudigkeit der Missionare wurde eine Strafpredigerin wider den Unglauben und die Verzagtheit. Man fing allmählig an, über ihre Absicht anderer Meinung zu werden. Hie und da wurden Stimmen laut, welche die Unterstützung der Brüder wünschten. Die beiden Hofprediger Reuß und Blum wurden entschiedene Freunde des Unternehmens. Durch sie wurden andere vornehme Personen für dasselbe günstiger gestimmt und gewonnen. Die Königin bezeugte ihre Theilnahme dafür, die Prinzessin Charlotte Amalie ließ den Brüdern eine Beisteuer zur Reise und eine holländische Bibel zustellen. Solchem Beispiele folgten Andere. Einige Staatsräthe, jetzt überzeugt, daß eine höhere Hand die Schritte der Boten geleitet, entließen sie mit den Worten: „So geht dann in Gottes Namen; unser Heiland hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und Er selbst war ein Zimmermann und eines Zimmermanns Sohn." So hatte die Sache eine neue Wendung genommen. Aber noch war eine Schwierigkeit zu überwinden. Die westindische Handelscompagnie weigerte sich, die Brüder auf einem ihrer Schiffe mitzunehmen. Der Herr half. Er sandte ihnen in dem königlichen Mundschenken Martens einen Freund, durch dessen Vermittlung der Kapitän eines holländischen Schiffes sich bereit finden ließ, sie als Handwerker nach St. Thomas zu bringen. Nitschmann ging als Zimmermann, Dober

als Töpfer. Für das Passagiergeld trugen Freunde in Kopenhagen Sorge, sie versahen überdies den Nitschmann mit den nöthigen Zimmerwerkzeugen. Am 8. Oktober 1732 ging das Schiff in See. Anfangs hatten die Matrosen mit den Brüdern ihren Spott; einige weissagten ihnen den gewissen Tod. Nun, solche Reden waren unseren Reisenden nicht neu. Sie antworteten darauf nicht, bekannten vielmehr den Namen des Herrn. Ihr Betragen gewann ihnen nach und nach die Liebe des Schiffsvolkes; die Spottreden hörten auf, man behandelte sie mit Freundlichkeit.

Am 13. December 1732 erreichten sie die Insel St. Thomas.*) Des Tages Loosung hieß: „Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit. (Jes. 13, 14.) Rüstet euch, ihr Christenleute, die Feinde suchen euch zur Beute, ja Satan selbst hat eu'r begehrt.“

Am folgenden Tage, einem Sonntage, überlegten die Brüder ihre ersten Einrichtungen in dem fremden Lande. In dem Loosungsbüchlein hieß es: „Er macht es wunderbarlich, wir aber sehen ihm zu.“ (Richter 13, 19.) Sie ahneten nicht, daß das Wort sich sobald an ihnen erfüllen sollte. Noch rathlos, was sie thun sollten, empfingen sie die Einla-

---

*) Die westindische Insel St. Thomas, lange Zeit von den europäischen Seefahrern wegen ihrer angeblichen Unfruchtbarkeit verachtet, nahmen wahrscheinlich im Jahre 1667 die Engländer in Besitz. Der im Jahre 1671 zu Kopenhagen errichteten dänisch-westindischen Handelscompagnie wurde von König Christian V. die ausschließliche Freiheit des Handels nach Westindien gewährt; da es ihr um einen festen Sitz auf den Inseln zu thun war, so nahm sie, nachdem durch ihre Bemühungen Carl II. von England zur Abberufung der englischen Kolonie auf St. Thomas bewogen war, die verlassene Insel in ihren Besitz, und Niemand hat ihr seitdem das Eigenthumsrecht streitig gemacht. Oldendorp a. a. O. I. S. 33. ff. hat ihre Geschichte und Geographie sehr ausführlich dargestellt.

dung eines Pflanzers Lorenzen, in sein Haus zu kommen. Ein Freund in Kopenhagen hatte die Missionare ohne ihr Wissen empfohlen; die nächste Folge dieser Empfehlung war das Anerbieten Lorenzen's. Ein schwerer Sorgenstein war dadurch von ihren Herzen genommen. Noch an demselben Tage begannen sie die Missionsarbeit. Zunächst wurde die Schwester Anton's, Anna, aufgesucht. Sie diente mit ihrem Bruder Abraham auf der Plantage der westindischen Handelscompagnie. Die Missionare lasen ihr Anton's Brief vor, in welchem derselbe den Geschwistern von seiner Bekehrung erzählte. Er enthielt u. A. auch die Stelle Joh. 17, 3: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen." Die Brüder ließen das Wort nicht ungenutzt. In einem Gemisch von Deutsch und Holländisch verkündigten sie den Negern die Erlösung durch Jesum Christum. „Auch euch," sagten sie, „hat Jesus die Seligkeit erworben, und wir sind zu dem Ende hierher gekommen, euch dieses bekannt zu machen." Den Sklaven ging ein neues Licht auf; freudiges Händeklatschen war ihre Antwort auf die Predigt. Sie hatten bisher gemeint, nur den Weißen zu Gut sei Jesus Christus in die Welt gekommmen, für die Schwarzen aber gebe es keine Erlösung. Tiefen Eindruck machte das Zeugniß der Lehrer auf Anna und Abraham; von der Stunde an sahen sie die Brüder als Boten des Himmels an.

Das war ein verheißungsvoller Anfang. Den Brüdern wuchs darüber Freudigkeit und Muth. Hätten sie gekonnt, so hätten sie täglich das Netz ausgeworfen. Allein ihre Arbeit mußte sich auf den Sonnabend und Sonntag beschränken, an den anderen Wochentagen konnten sie den Negern nicht nahe kommen. Großes war schon gewonnen, als die Heiden Zutrauen zu den Lehrern zu fassen anfingen. Die Weißen hatten sie bisher als harte und grausame Menschen

kennen gelernt; jetzt sahen sie an den Missionaren, daß sie auch der Sanftmuth und Liebe fähig waren.

So freundlich Dober und Nitschmann auch von Lorenzen aufgenommen waren, so fühlten sie sich unter dem gastlichen Dache doch gedrückt und niedergebeugt. Es lag ihnen schwer auf dem Herzen, daß sie ihres Wohlthäters Brod umsonst essen mußten. Zudem schien es für die ungehinderte Ausübung ihres Missionsberufs wünschenswerth, wenn sie allein wohnten. Ihr Freund besaß in dem Dorfe Tappus ein noch nicht vollendetes Haus. Die Brüder wurden mit ihm eins, dahin zu ziehen und den Ausbau zu vollführen. Nitschmann, der Zimmermann, war der Hauptarbeiter, Dober, der Töpfer, diente dem Bruder als Handlanger. Nach vier Wochen stand das Haus fertig da; sie hatten durch ihrer Hände Arbeit so viel verdient, daß sie ihr eigenes Brod essen konnten.

Unter dem Häuserbau vergaßen sie nicht ihren Missionsberuf. Die beiden erwähnten Tage, welche sie ihm widmen konnten, ließen sie sich nicht durch andere Arbeiten verkürzen. Schon meinten sie, Keime eines göttlichen Lebens in einzelnen Negern zu sehen. Der Anna und dem Abraham waren die Augen über ihren sündhaften Zustand aufgegangen; sie fingen an das Heil zu suchen. Anna kam einmal mit einem Freineger, der ihr Dolmetscher war, zu den Brüdern, um sich von ihnen einige Gebetsformeln zu erbitten. Die Missionare ehrten den guten Willen der Heiden; lehrten sie aber, daß das Beten in erlernten Formeln dem Herrn nicht wohlgefällig sei; sie mögen nur in Einfalt des Herzens ihr Anliegen vor Gott niederlegen. Auch von anderen Negern empfingen die Brüder Besuche. Sie kamen theils einzeln, theils in größerer Anzahl. Da die Meisten von ihnen Holländisch verstanden, so wurde ein Abschnitt aus der holländischen Bibel vorgelesen, an welchen sich erläuternde Be-

sprechungen knüpften. „Das Buch wird mich weise machen," sagte einmal ein Heide bei dieser Gelegenheit, und wünschte sehnlichst, mehr aus dem Worte Gottes hören zu können.

Auf der Insel gab es eine Anzahl Freineger, die bereits die christliche Taufe empfangen hatten. Aber ihr Christenthum war nicht rechter Art. Sie meinten, es sei genug, die christliche Lehre zu wissen, ohne aus dem Dienste der Sünde herauszutreten. Die Brüder nahmen sich dieser Leute nicht weniger an, als der Sklaven. Ein Freineger kam einmal zu ihnen, der in der Bibel wohl bewandert war, aber dabei auf dem Wege der Sünde ging. Die Brüder zeigten ihm aus 1. Joh. 2, 3., daß der Glaube an Jesum Christum mit solchem Lebenswandel nichts gemein habe. Die Folge davon war, daß der Neger voll Unmuths davon ging: er wollte in seinem Sündendienste ungestört sein.

Aehnliche Erfahrungen, über die man sich nicht wundern dürfte, hatten die Sendboten oft zu machen. Wenn sie wider die Ausbrüche der Sünde kämpften, so konnten die Neger nicht begreifen, warum ihnen verwehrt sein sollte, was sie alle Tage die Weißen, die doch auch Christen seien, thun sahen. Wurde ihnen bedeutet, daß der kein wahrer Christ sei, der noch der Sündenlust sich hingebe, möge er schwarz oder weiß sein, so antworteten sie wohl: „Ihr wollt auch Alles verbieten, wer kann so werden, wie ihr die Leute haben wollt?"

Doch solche Einreden waren noch nicht das Betrübendste für die Brüder. Viel schmerzlicher waren ihnen solche Erfahrungen, wie sie mit einem getauften Freineger Alexander gemacht wurden. Nicht lange nach ihrer Ankunft auf St. Thomas wurden sie mit ihm bekannt und fanden an ihm eine große Willigkeit, sich unterweisen zu lassen. Zustimmend nahm er an, was ihm von dem Unterschiede zwischen christlichem Wissen und lebendigem Glauben gesagt wurde. Er

gewann die Lehrer lieb und suchte ihren Umgang. Fast kein Abend verging, an welchem er sie nicht aufgesucht hätte. Je öfter die Missionare sich mit ihm unterredeten, desto schönere Hoffnungen hegten sie für Alexander. Er sprach mit ihnen offen über den Zustand seines Herzens; war ihm ein Stück der christlichen Lehre dunkel, so bat er um Aufklärung. Groß war der Schmerz der Brüder, als ihnen nach kurzer Zeit die Nachricht gebracht wurde, Alexander treibe sich in groben Sünden herum, namentlich sei er der Trunksucht ergeben. Sie stellten ihm sein Unrecht vor; sie ermahnten ihn, den Heiland zu suchen, bei dem allein für ihn Vergebung sei. Die Worte blieben nicht ohne Eindruck; Alexander faßte den Vorsatz, dem Laster abzusagen. Aber weiter kam er nicht. Immer wieder überwältigte ihn die Macht der Sünde; verdrießlich über die wiederholten Strafworte der Missionare kehrte er ihnen gänzlich den Rücken.

Im Januar 1733 war Nitschmann mit dem Hause seines Wohlthäters Lorenzen fertig geworden. Er hatte sich durch seine Arbeit empfohlen. Der Eigenthümer der Plantage Muskitobai, Joh. Lorenz Carstens, trug ihm eine ähnliche Arbeit auf, wobei ihm außer Dober vier Neger zur Hülfe gegeben wurden. „Mit ihnen baute ich für genannten Herrn ein Haus und pries ihnen im täglichen Umgange mit Herzenswärme den Heiland an. Auch besuchten uns täglich andere Neger in unserer Wohnung.“ Carstens war froh, die Brüder in seinem Dienste zu haben; er ließ es sich von ihnen gefallen, daß sie ihm je und dann mit ihren Ermahnungen zur Buße an's Herz gingen.

Dem Dober wollte es indessen nicht behagen, von Nitschmann's Verdienste mit leben zu müssen. Er hätte so gern sich mit seinem Handwerke den Unterhalt verschafft. Zudem fühlte er, wie nothwendig ihm ein selbstständiges Verdienst sei, da Nitschmann nach dem Willen der Gemeinde

in Herrnhut mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Europa zurückkehren sollte. Dober begann also die Töpferei; Lorenzen half ihm bei den ersten Versuchen auf das Treulichste. Allein die Sache wollte nicht gelingen, der Thon der Insel war zu schlecht. Dober sah bald ein, daß es mit seinem Handwerke nicht vorangehen könne. Nun hatte er die Absicht, zu Nitschmann auf Muskitobai zurückzukehren und da durch Fischerei sein Brod zu verdienen. Lorenzen rieth ihm davon ab; denn er wußte, daß der Missionar sich in seinen Hoffnungen täusche. Zum zweiten Male bot er ihm Haus und Tisch an, bis sich ein Unterkommen für ihn finde. Dober aber wollte sich nicht gern Verbindlichkeiten aufladen, die ihm seinen Missionsberuf erschwerten. Lieber wäre er in eine Negerhütte gezogen und mit Negerarbeit und Negerkost zufrieden gewesen. Allein kein Schwarzer wagte ihn aus Furcht vor den Aufsehern bei sich aufzunehmen.

Dem Missionar machte seine Lage viel Kummer. An Spott fehlte es ihm auch nicht. Selbst die Neger lachten, wenn ein Mann von ihrem Elende sprach, der viel ärmer und unglücklicher, als sie selbst, sei. Zu diesem Leid kam noch, daß er am 4. März von dem westindischen Fieber befallen wurde, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Nitschmann eilte auf die erste Nachricht davon an das Krankenbett des Bruders: es schien keine Hoffnung für sein Leben dazusein. Doch die Beiden kannten den großen Arzt. Ihr Gebet zu ihm half dem Kranken auf; wider alles Erwarten war Dober am 14. März wieder hergestellt.

Sechszehn Wochen haben die Brüder mit einander Freud und Leid getheilt. Da fand D. Nitschmann eine Reisegelegenheit nach Europa, die er nicht ungenutzt vorübergehen lassen durfte. Noch einmal versammelte er seine Neger und ermahnte sie zur Treue gegen den Herrn, den er ihnen gepre-

digt. Betend nahm er Abschied; die Schwarzen weinten. — Für L. Dober sorgte er nach Kräften. Alles entbehrliche baare Geld ließ er ihm zurück, um ihn wenigstens für die nächste Zeit vor Mangel zu schützen. Auf St. Thomas konnte man nicht begreifen, wie Nitschmann den Bruder dort lassen könne. Selbst Freunde gaben den ernstlich gemeinten Rath, Dober möge nur nach Europa zurückkehren; es sei ihm unmöglich, sich nach Nitschmann's Abreise durchzubringen. Der Rath fand bei dem Missionar wenig Gehör. Er war der festen Zuversicht, daß der Herr ihn nicht verlassen und versäumen werde. Seinen freudigen Glauben spricht er in einem Briefe an die Gemeinde in Herrnhut, welchen er dem Nitschmann mitgab, aus. Es heißt darin: „Er ist Haupt, und wir sind Glieder. Ich habe manche Angst gehabt und doch noch keine Leiden; der Heiland sei dafür gelobt! Es hat mir zum Nutzen und zur Stärkung gedient. Und wenn ich den ganzen Weg betrachte, den mich der Herr geführt hat, so muß ich sagen: ich bin viel zu wenig aller der Vatertreue; denn Er hebt und trägt der Seinen kleine Zahl; und es hat sich doch auch schon bewiesen und gezeigt, daß Er es ist, der uns gesandt hat, obwohl Wenige dem Evangelio gehorsam sind. Ich bitte euch, geliebteste Brüder, daß ihr meiner gedenket, und kämpfen helfet über dem Evangelio und meinem Beruf, den ich auf den Heiland angefangen habe, daß ich darin treu sein möge, und der Herr die Herzen öffnen wolle; denn ich glaube, daß ich durch die Handreichung eures Gebetes und durch die Gnade unseres Heilandes nicht werde zu Schanden werden über meiner Hoffnung."

Am 17. April 1733 reiste Nitschmann von St. Thomas ab, am 16. Juni erreichte er Kopenhagen. Hier war man auf seinen Bericht gespannt. „Die Prinzessin Hedwig und der Oberkammerherr ließen mich zu sich rufen. Ich mußte ihnen von den Umständen in St. Thomas erzählen

und ob Hoffnung zur Bekehrung der Heiden vorhanden sei. Als ich das bejahte, sagten sie mir, daß sie die Absicht hätten, diejenigen Neger, die sich bekehren würden, los zu kaufen, und ihnen die Freiheit zu schenken. Dies widerrieth ich aber aus dem Grunde, weil man dadurch nur Heuchler machen würde. Der Apostel habe gesagt: „Wer als ein Knecht berufen ist, der suche nicht los zu werden, sondern bleibe ein Knecht und diene seinem Meister treu um des Herrn willen; dadurch würden auch die Herren gewonnen werden, und froh sein, wenn sich viele von ihren Negern bekehrten.“ — Am 24. Juli sah Nitschmann die Seinigen in Herrnhut wieder.

Kehren wir zu L. Dober auf St. Thomas zurück. Seine äußere Lage gestaltete sich nach des Bruders Abreise günstiger, als seine Freunde erwartet hatten. Anfangs wohnte er in Lorenzen's Hause. Er versuchte es noch einmal mit der Töpferei, fing auch die Fischerei wieder an. Allein es ging wieder, wie früher; alle Arbeit war vergebens. Dober wäre wieder in eine kümmerliche Lage gekommen, wenn ihm nicht auf andere Weise ein sicheres Auskommen zu Theil geworden. Etwa drei Wochen nach Nitschmann's Abreise ward ihm von dem neuen Gouverneur der Insel, Gardelin, eine Hofmeisterstelle angeboten. (6. Mai 1733). Nicht ohne inneres Widerstreben nahm er das angetragene Amt an, nachdem ihm ausdrücklich zugesagt war, daß er dadurch nicht in seinem Missionsberufe beschränkt werden sollte. Der Heidenbote hatte jetzt ein glänzendes Auskommen; man hätte meinen sollen, Niemand wäre glücklicher gewesen, als er. Aber er fühlte sich doch nicht glücklich. In einem Briefe aus dieser Zeit spricht er mit Besorgniß und Scham über seine Stellung. Er sah bald ein, daß er Hofmeister, aber kein Missionar sei. Er war oft über seine jetzige Lage viel bekümmerter, als früher in allem Mangel. Hören wir, wie

sich Dober selbst ausspricht. „Die Schiffsleute, (nämlich die, mit denen er nach Westindien gekommen), die mich bisher so verspottet hatten, verwunderten sich darüber und priesen mich glücklich, mir aber war etwas ängstlich dabei, wiewohl mir mein Herr gleich Erlaubniß gegeben, zu gewissen Zeiten auszugehen, wohin ich wollte, wenn ich nur meine Sachen in Ordnung hielte. Da war ich nun einige Zeit; hatte eine Tafel mit dem Gouverneur und mit einem Wort, wie die Leute zu sagen pflegen, was man sich wünschen kann. Ich schämte mich aber so sehr, daß es meinem ersten Plan nicht gemäß war, nämlich ein Sklave auf St. Thomas zu sein; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war. Ich mußte mein Herz damit zufrieden stellen, daß ich gewiß wußte, es wäre nach des Herrn Führung geschehen: denn ich hatte einen festen Bund mit ihm gemacht, keine Condition bei irgend jemand zu suchen, sondern mich kindlich und blindlings seiner Providenz zu überlassen."

So viel sein Hofmeisteramt ihm zuließ, beschäftigte sich Dober mit dem Heile der Neger. Er hatte die Freude, daß die kleine Zahl der Heilsbegierigen in dem Ehemanne der Anna, Gerd, einen Zuwachs erhielt. Lange hatte der Heide den Mahnungen der Brüder widerstanden; dem David Nitschmann gab er einmal zur Antwort, daß er wegen seiner Arbeit sich nicht um das Christenthum bekümmern könne. Während die Anna in der Gnade wuchs, ging es mit Gerd immer tiefer in die Sünde hinein. Nun weiß der liebe Leser, daß, wo die Wege der Ehegatten so auseinander gehen, die Herzen einander sich entfremden müssen. Man fragt vergebens nach dem Glücke in solchen Ehen; aber des Unfriedens und des Zankes findet man genug. Anna und Gerd lagen mit einander oft in Feindschaft, beide waren ja noch keine Christen. Kurz vor seinem Anschlusse an Dober war Gerd

mit seiner Frau in Zank gerathen. Er hatte in seinem Hause eine Lustbarkeit veranstaltet und dazu seine Gäste eingeladen. Anna widersetzte sich dem. Sie wies die Geladenen zurück, weil sie meinte, daß ihr jetzt dergleichen heidnische Dinge unleidlich seien. Das schien dem Manne ein Eingriff in sein Recht, und zwischen den beiden Gatten kam es zu einem heftigen Streit. Ich weiß nicht, ob dem Heiden ein Wort des Missionars oder seiner Frau durchs Herz gegangen ist; genug, nach kurzer Zeit verband er sich mit Anna und Abraham, das Eine, was Noth ist, zu suchen. Die heidnischen Lustbarkeiten, an denen sein Herz früher so großen Wohlgefallen gehabt, wurden ihm leid; er hatte seine Freude am Evangelium. Diese drei Neger bildeten die Gemeinde, der Dober in den Abendstunden den Heiland verkündigte. Das Wort ist nicht leer zurückgekommen. Der Same begann in den Herzen aufzugehen, obgleich noch manch' Unkraut mit zum Vorschein kam. — Abraham suchte mit Ernst seiner Seelen Seligkeit, mit großem Eifer benutzte er den Leseunterricht, damit er sich doch aus der heiligen Schrift selbst erbauen könne. Anna war über ihres Mannes Umkehr hoch erfreut; sie sah darin eine Gnadenerweisung ihres Herrn, an den sie sich in treuer Liebe hing. Etwas von der seligen Gemeinschaft erfuhr sie, welche der Vers beschreibt:

Volles G'nügen, Fried' und Freude
Jetzo meine Seel' ergötzt,
Weil auf eine frische Weide
Mein Hirt, Jesus, mich gesetzt;
Nichts Süßeres kann also mein Herze erlaben,
Als wenn ich nur, Jesu, dich immer soll haben;
Nichts, Nichts ist, das also mich innig erquickt,
Als wenn ich dich, Jesu, im Glauben erblickt.

Konnte die Negerin doch jetzt schon Bekenntnisse, wie dies, ablegen: „Wenn ich die ganze Welt haben könnte und

mich das vom Heilande abhielte, so wollte ich mir nicht die Mühe geben, sie anzusehen.“ Ein anderes Mal antwortete sie auf Dober's Frage nach ihrem Befinden: „Gott sei Dank! ganz wohl. Ich habe zwar den ganzen Tag vor Arbeit nicht Zeit gehabt, mein Gebet mündlich zu thun; ich habe aber allezeit in meinem Herzen zum Heiland gerufen. Ich danke Gott für die Gnade, daß ich mitten unter Anderen bei ihm sein kann.“ —

Während einer Krankheit im Winter 1733 gedieh Dober's lange gehegter Plan, sein ihn vielfach beschränkendes Hofmeisteramt niederzulegen, zur Reife. Nach seiner Genesung bat er Gardelin um seine Entlassung; der Gouverneur zögerte; ihm wurde die Trennung von dem treuen Manne schwer. Am 19. Januar 1733 schieden die Beiden von einander; Dober zog nach Tappus. Seinen Unterhalt verdiente er sich mit Wachen. In Gardelin's Hause hatte er im Ueberfluß gelebt, jetzt war er wieder in Armuth versetzt: Brod und Wasser waren meist seine einzige Kost. Doch das wog die Freude reichlich auf, die er in der ungetheilten Ausübung seiner Amtspflichten empfand.

Man könnte jedoch nicht sagen, daß der Erfolg dem Eifer des Missionars entsprochen hätte. Nur ein einziger Neger, Heinrich, welcher durch eine Rede Dober's in große Bekümmerniß über sein Seelenheil versetzt war, schloß sich den drei Erweckten auf der Compagnieplantage an. Er wurde mit Abraham der treueste Hörer des Wortes; täglich besuchten sie den Lehrer, trotz der Drohungen, welche feindselige Aufseher wider sie ausstießen. — Mit Anna und Gerd ging es in dem inneren Leben voran. — Alle vier legten ein freudiges Zeugniß ab, daß es ihnen nur um den Heiland zu thun sei, und daß sie keinen anderen Wunsch hätten, als in Treue und Gehorsam gegen ihn zuzunehmen.

Im April 1734 änderte sich von Neuem Dober's

äußere Stellung. Er nahm das ihm angetragene Aufseheramt auf einer Baumwollenplantage an; achtzehn Neger waren unter seine besondere Leitung gestellt. Das Amt schien seine Missionsarbeit zu begünstigen, er hatte wenigstens volle Freiheit, seinen Negern das Evangelium zu verkündigen. Während sich ihm also eine weitaussehende Zukunft eröffnete, dachte er nicht daran, sich so bald seinem Wirkungskreise zu entziehen. Aber schon waren die Boten unterwegs, welche ihm von der Gemeinde in Herrnhut die Aufforderung zu seiner Rückkehr überbringen sollten.

Im Jahre 1733 kaufte die dänisch-westindische Handelscompagnie von der Krone Frankreich die Insel St. Croix. (St. Crux). Der Oberkammerherr von Pleß hatte darauf sechs Plantagen erworben, zu deren Bebauung er die Brüder von Herrnhut geeignet hielt. Dabei war es sein Wunsch, daß die Kolonisten unter den Negern der Insel auf gleiche Weise das Christenthum verbreiten möchten, wie in St. Thomas geschah. In einem Sendschreiben an die Gemeinde bat er um zwölf Brüder, denen er eine Anstellung auf seinen Plantagen als Ober- und Untermeisterknechte oder als Aufseher zusicherte. V. Plessens Antrag fand bei der Gemeinde Anklang, nur Zinzendorf äußerte dagegen seine Bedenken. Er meinte, den Brüdern würde es schwer werden, bei so vielfacher anderer Arbeit etwas für die Mission unter den Negern zu thun. Doch wollte der Graf allein dem Unternehmen kein Hinderniß entgegenstellen. Nur bedang er sich in Kopenhagen für die Brüder und für Alle, welche durch sie zum Christenthume bekehrt würden, völlige Gewissensfreiheit aus und verlangte, daß die Kolonie ganz nach der Verfassung der Brüdergemeine eingerichtet würde. In Kopenhagen ging man darauf ein, dagegen forderte man von den Brüdern den Eid der Treue gegen den König und die west-

indische Compagnie, wie ihn alle Bewohner der dänischen Besitzungen zu leisten hatten.

Nach diesen Verhandlungen reisten in der 2. Hälfte des August 1733 achtzehn Personen von Herrnhut ab, darunter Maurer, Zimmerleute, Wagner, Schneider u. s. w. Ein Theil von ihnen war nach St. Croix bestimmt, der andere sollte die Mission auf St. Thomas fortsetzen, da L. Dober zum Aeltesten in Herrnhut, an die Stelle M. Linner's, berufen ward. Alle achtzehn waren freiwillig nach Westindien gezogen; den Meisten von ihnen lag mehr die Evangelisirung, als die Kolonisirung der Insel am Herzen. Ueber Kopenhagen, wo Tobias Leupold von dem Oberkammerherrn von Pleß zum Bevollmächtigten und Aufseher der Plantagen ernannt wurde, kamen die Brüder nach einer beschwerlichen und langwierigen Seereise am 11. Juni 1734 in St. Thomas an. Dober's Freude war groß, als er unter den Neuangekommenen seinen alten Freund Tobias Leupold begrüßen durfte. Allein sein Wunsch, mit ihm die Mission unter den Negern zu treiben, blieb unerfüllt. Die Brüder brachten ihm seine Berufung zum Aeltestenamte in Herrnhut, die Gemeinde erwartete seine Abreise mit der nächsten Schiffsgelegenheit.

Dober mußte folgen, wiewohl es ihm wehe that. Noch im Monat Juni trat er aus seinem Amte auf der Plantage, um den Brüdern in Tappus mit Rath und That beizustehen.

Rührend war der Abschied von seinen Negern. Unter vielen Thränen empfahl er sie im Gebete dem Herrn. Er ermahnte sie zur Standhaftigkeit, zur Treue, zum Bleiben in dem, was sie gelernt hatten. Mit einem Negerknaben von 7 Jahren, Oly, aus der Loangonation,*) bestieg er am 12.

*) Oly war in einer Schlacht, in welcher sein Vater und Bruder das Leben verloren, gefangen, dann auf ein Sklavenschiff geschleppt und

August dasselbe Schiff zur Heimreise, welches die zurückbleibenden Brüder nach Westindien geführt hatte. Am 5. Februar 1735 langte er wohlbehalten in Herrnhut an.

Wollte man den Segen, welchen Dober's Arbeit auf St. Thomas gehabt hat, etwa nur nach der Zahl der vier erweckten Neger messen, so dürfte er Manchem gering scheinen. Dem Missionar war er groß, für die Rettung einer einzigen Seele wäre ihm die ganze Zeit seines Lebens nicht zu theuer gewesen. Aber seine Arbeit hat einen verborgenen Segen. Dober ist einer von den Zeugen des Herrn, deren Wirksamkeit vorbereitender, bahnbrechender Natur ist. Sein Beruf war, den Weg zu bereiten, auf welchem seine Nachfolger sicheren und festen Schrittes weitergehen konnten. Als er diesen Beruf erfüllt hatte, rief ihn der Herr von seinem Arbeitsfelde.

Dober's Charakter, von Natur feurig, reizbar, leicht begeistert, war verklärt durch den lebendigen Glauben an seinen Erlöser. Sein ganzes Wirken hat seine treibende Kraft in der Liebe zu dem, der ihn zuerst geliebt; was er an Anderen gethan, hat er um des Herrn willen gethan. Ein Gedanke, für das Reich Gottes etwas wirken zu können, ergriff ihn mit unwiderstehlicher Gewalt; er ruhete nicht, bis er seine Ausführung gesehen hatte. Der Blick auf das Ziel, dem er dienen wollte, gab ihm die rechte Freudigkeit; alle Hinder-

---

nach St. Thomas geführt worden. Hier kauften ihn die Brüder und nannten ihn Carmel. Er war ein liebes Kind, wie man nicht erwartet hatte. Dober hatte ihn anfangs dem Grafen Gersdorf zugedacht, aber man hielt ihn in Herrnhut. Im August 1735 wurde der Knabe zu Ebersdorf von dem Hofprediger Steinhofer als der Erstling der Negernation getauft und Josua genannt. Einer seiner Taufzeugen war Friedrich Martin, der im Begriff stand, in das verlassene Arbeitsfeld auf St. Thomas einzutreten. Josua starb in Herrnhut am 28. März 1736.

nisse und Schwierigkeiten konnten ihn nicht abschrecken, denn er war gewiß, seine Sache sei des Herrn, der werde und müsse helfen.

Nicht zwei Jahre hat Dober in der Heidenwelt gewirkt, aber an sie knüpfen sich Geschichten der Ewigkeit.*)

Prediget mit Freuden
Und von Jahr zu Jahr
Von des Heilands Leiden
Ja, nur dies fürwahr!
Denn das Werk, das eine,
Das den Vater ehrt,
Ist's, wenn die Gemeine
Seinen Sohn verehrt.

Ach, er liebt so herzlich,
Ohne daß man Ihn
Eben lang und schmerzlich
Müßte drum bemüh'n, —
Jedes Kind der Sünde,
Wenn er wird gewahr,
Daß sich's Seinem Kinde
Hingibt ganz und gar.

---

*) Dober blieb nach seiner Rückkehr nicht immer in Herrnhut. Von ihm ging der erste Versuch der Brüdergemeinde zu einer Mission unter Israel aus. Wir finden ihn im Jahre 1738 in Amsterdam, wo er mit seiner Frau in dürftigen Verhältnissen in der sogenannten Juden-Hork wohnte und der Zeit harrte, in welcher ihm die Thür zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel aufgethan würde. Bezeichnend für ihn sind die Worte, welche sich in einem seiner Briefe finden: „So herrlich es auch in der Gemeinde aussieht, so kann ich doch bei meinem Loos nicht fröhlich sein, bis ich meinen Zweck auch an den Juden erhalten habe." Im Jahre 1739 trat Samuel Lieberkühn in seine Stelle zu Amsterdam, ein eifriger Missionar unter Israel. L. Dober

Drittes Kapitel.

Friedrich Martin's Leben und Wirken bis zur Gründung der ersten Negerchristengemeinde auf St. Thomas (1737).

Siehe, ich habe vor Dir gegeben eine offene Thür, und Niemand kann sie zuschließen. Offenb. Joh. 3, 8.

Wir hören nicht, daß das angefangene Missionswerk auf St. Thomas nach Dober's Abreise in gleicher Weise fortgesetzt sei. Die Brüder, die dazu von Herrnhut entsendet worden, starben theils nach kurzer Zeit; theils siedelten sie nach der Insel St. Croix über. Erst im Jahre 1736 trat Friedrich Martin in das verlassene Arbeitsfeld ein; man könnte ihn mit Recht als den eigentlichen Begründer der westindischen Missionen der Brüdergemeinde betrachten.

Friedrich Martin war im Jahre 1704 in Oberschlesien geboren. Nachdem er mit der Gemeinde in Herrnhut in Verbindung getreten war, erfuhr er als Jüngling von zwanzig Jahren (1734) jene selige Veränderung, welche mit dem Menschen vorgehen muß, wenn er das Reich Gottes

starb am 1. April 1766 zu Herrnhut. Vgl. Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche. 1. Abthlg. Gnadau 1832. S. 90, und das zweite Heft der bereits erwähnten Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer aus der Brüdergemeinde, welches eine kurze Biographie Dobers enthält.

sehen will. Er übergab sich ganz dem Heilande und fand bei ihm die oft anderswo gesuchte, aber nie gefundene Gnade und Vergebung seiner Sünden. Was der Herr an seiner Seele gethan, ward ihm eine kräftige Mahnung, fortan alle seine Kräfte dem Reiche Gottes zu widmen und durch treues Bekenntniß dem Heilande Seelen zuzuführen. Sein feuriger Geist ergriff den Gedanken der Wiederaufnahme der Missionsarbeit unter den Negersklaven auf St. Thomas mit jugendlicher Begeisterung. Bald stand es ihm fest, er sei dazu berufen; unbekümmert um seinen schwachen Körper war er entschlossen, Dober's Werk weiterzuführen.

Sein Enschluß kam den Wünschen der Gemeinde entgegen. Auf St. Thomas hatte sich ihrer Mission die Thür aufgethan; sie war nicht berechtigt, sie zu schließen. Darum ertheilte sie freudig dem Martin zu der dortigen Missionsarbeit ihre Einwilligung und ihren Segen.

An Martin schloß sich ein anderer junger Bruder an, Joh. Andreas Bönike, von Profession ein Schneider. Die Erfahrungen, welche Dober auf der Insel gemacht, hatten die Gemeinde gelehrt, daß ein Missionar ganz Missionar sein müsse. Damit Martin's Arbeit nicht durch Sorgen der Nahrung unterbrochen würde, beschloß man, ihm einen Bruder beizugesellen, welcher durch seiner Hände Arbeit für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgen solle. Die Wahl fiel auf Bönike, der sich längst schon einen solchen Beruf gewünscht hatte. An diese Beiden schloß sich noch ein dritter an. Es war ein Arzt aus Kopenhagen, Theod. Wilh. Grothaus, der mit seinen medicinischen Kenntnissen der Brüdermission dienen wollte.*)

---

*) Wenige Tage nach seiner Ankunft in St. Thomas starb indessen Grothaus; die Brüder legten mit ihm große Hoffnungen in's Grab.

Gegen das Ende des Jahres 1735 fuhren die Brüder von Amsterdam ab; am 13. März 1736 betraten sie die Insel St. Thomas. Man las in der Loosung des Tages: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. — Geht, fasset seine Gnade nach eurem Grade, sie hat schon manche Made ihr Kind genannt."

Der Leser kann sich leicht denken, nach wem zuerst Martin sich auf der Insel umsah. Wo war das kleine Negerhäuflein, an das Dober's Hoffnung einer reichen Mohrenernte sich knüpfte? Am folgenden Tage kam Martin mit den vier Schwarzen, Gerd, Anna, Abraham und Heinrich, zusammen. Die christlichen Eindrücke waren nicht ganz in ihrem Herzen verwischt. Sie waren voller Freuden, den Freund ihres geliebten Dober zu sehen, und versprachen, ihm mit Liebe und Achtung entgegenzukommen und den Heiland von ganzem Herzen zu suchen.

Am 25. März, einem Sonntage, schickte sich Martin an, seine Arbeit unter den Negern auf der Compagnieplantage zu beginnen. Der Weg dahin war ihm nicht leicht; in brünstigem Gebete flehete er um Kraft und Segen zum Herrn. Da geschah es, daß ihm unterwegs ein junger Neger, des Namens Immanuel, begegnete. „Willst du," fragte ihn Martin, „deinen Heiland kennen lernen, der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt getragen hat?" — „Sehr gern," antwortete der Neger; und zum Zeichen seiner Dankbarkeit bot er dem Missionar zwei Hühner, seine ganze Habe, an. — Einem anderen Neger bezeugte Martin, wie gern er ihm den Weg des Lebens zeigen wolle; er solle nur zu ihm kommen, es möchte bei Tage oder Nacht sein; der Heide fiel auf seine Kniee und pries Gott.

Erfreut über solche erquickenden Erfahrungen hielt Mar-

tin mit den Negern auf der Compagnieplantage den ersten Sonntagsgottesdienst. Aus der ihnen von Dober zurückgelassenen holländischen Bibel las er einen Abschnitt vor, dann predigte er in holländischer Sprache von der Gnade Gottes, die in Christo Jesu ist. Sein brünstiges Gebet ergriff die Negerherzen gewaltig. Von dem Tage an kamen Mehrere herzu, welche christlichen Unterricht begehrten. Darunter waren die Eltern des Negers Heinrich und ein anderer, Namens Pieter. Einige Neger ließen sich zum Unterricht im Lesen und Schreiben willig finden.

Ein Mann von solchem Eifer, wie Martin war, konnte seinen Wirkungskreis nicht auf enge Grenzen beschränken. Von Plantage zu Plantage reisete er umher und predigte den zerstreuten Negern das Evangelium. Es wurde ein Feuer angezündet, das auszulöschen die Feinde der Mission vergebens sich anstrengten. Wer mag die Freude des Missionars nachempfinden, als er zum ersten Male auf einer seiner Reisen einen Neger beten hörte: „Lieber Herr, gib mir ein reines Herz; laß doch das Böse von mir bleiben; gib mir Gnade, daß ich verstehen lerne, was dir lieb ist." — — Ein anderer Neger Clas baute ein kleines Haus für die gottesdienstlichen Versammlungen der Schwarzen.

So war die Mission in frischem, fröhlichem Aufblühen, als im September 1736 A. G. Spangenberg St. Thomas besuchte. Seine Absicht war, den Stand des von Martin getriebenen Werkes genauer kennen zu lernen. Von Plantage zu Plantage zogen die Brüder zum Besuch der Neger; manche liebliche Früchte der Arbeit durften sie sehen. Den Neger Clas fanden sie in dem von ihm erbauten Hause vor einer aufmerksamen Negerversammlung das Evangelium Johannis vorlesen. Abraham sprach mit ihnen offen unter vielen Thränen von dem Zustande seines Herzens; er klagte darüber, daß er noch so weit hinter dem Vater der Gläubigen zurück

sei. Die Neger Immanuel und Jost bezeugten ein inniges Verlangen, die Lehre Jesu näher kennen zu lernen. Besondere Freude machte den Brüdern eine alte freigelassene Negerin ans der Papaanation, Marotta. In ihrem elterlichen Hause in Guinea waren in ihre Seele dunkele Begriffe von einem dreieinigen Gott gelegt. „Es ist nur Ein Gott,“ sagte sie, „der Pao, Vater, heißt. Sein Sohn, Masu, ist die Thür, durch den allein man zum Vater kommen kann; dann giebt es noch einen Geist, der Ee heißt.“ Sie hatte als blinde Heidin ein Gefühl von ihrer Sündhaftigkeit; jährlich pflegte sie ein Lamm oder eine Ziege zu opfern, um die Gottheit zu versöhnen. Als die Brüder ihr von dem einigen, vollkommenen und ewigen Opfer sprachen, welches Jesus Christus für alle Sünder gebracht habe, war sie voll Erstaunens. Sie konnte das Wort nicht fassen. Man hörte sie oft um Erleuchtung beten. Am folgenden Tage kam sie freudestrahlenden Antlitzes zu den Lehrern und bekannte: „Hier bin ich gewiß, daß dem so ist, wie ihr mir gesagt habt.“ — Sie stellte nun ihre Opfer ein, aber an den Festtagen richtete sie ein Lamm zu; mit den geladenen Gästen vereinigte sie sich zum Gebet. Spangenberg erzählt von ihr: „Sie ist eine Frau, wie Cornelius in der Apostelgeschichte. (Kap. 10). Sie fürchtet Gott und thut recht. Ehe sie in der Morgenstunde einen Bissen zu sich nimmt, fällt sie auf die Kniee, beugt ihr Angesicht zur Erde, und betet an. Wenn sie schlafen gehen will, thut sie ein Gleiches, und hat eine große und ungemeine Ehrerbietung gegen Gott. Sie sagte, daß sie diese Gewohnheit von ihren Eltern gelernt, und daß auch Andere in ihrem Lande dem Herrn also dienten; aber die Leute in Guinea, die an den Seeküsten wohnten, wüßten Nichts davon. Sie konnte es nicht begreifen, daß die Blanken so wenig Ehrerbietung vor Gott hätten und Ihm gleichsam nur ein Compliment machten. Sie sagte, wenn

ihr Jemand etwas Besseres zeigte, so wollte sie davon ablassen, indessen aber dabei bleiben, damit Gott nicht mit ihr zürnen möchte. Wir ermahnten sie dabei zu bleiben, und noch eifriger zu beten, ja allzeit zu beten, und nicht laß zu werden. Sie war drei Wochen am kalten Fieber krank gewesen und befand sich noch sehr schwach. Wir fragten sie, ob sie keine Arznei gebrauchte oder sonst Etwas nöthig hätte! „O nein," sagte sie, „der Herr hat mich niedergeschlagen, er wird mich auch wohl wieder aufrichten," und that hinzu: wenn sie auf Gott sähe, so mache er sie zu rechter Zeit gesund. Sie hatte aber noch nie das Evangelium von Jesu Christo gehört. Wir fragten sie, ob sie nicht Etwas von Christo hören wollte, der uns zu gut in der Welt erschienen. „O ja," sagte sie, „aber mir ist gesagt worden, ich müßte erst gut holländisch und hernach auch lesen lernen, und wenn das geschehen wäre, so könnte ich beten lernen; dazu bin ich aber zu alt." Wir bedeuteten sie, daß das nicht nöthig sei, denn Gott verstehe alle Sprachen, wisse auch das Sehnen ihres Herzens, und werde es Alles hören. Darum solle sie nur ihn bitten, daß er ihr immer mehr Licht und Erkenntniß geben möchte. Sie erzählte uns darauf, wie sie es mit ihren Opfern mache. Wenn sie nämlich neue Früchte bekommt, es sei, was es wolle, so ißt sie davon Nichts, bis sie Etwas davon genommen und verbrannt hat. Dann fällt sie auf ihre Kniee nieder und dankt Gott von Herzen, der ihr Gesundheit gegeben, die Früchte zu pflanzen, und nun auch das Leben gespart, sie zu genießen; und alsdann braucht sie die Früchte. Eben diese alte Negerin kam zu ihrem Herrn, dessen Sklavin sie gewesen, als ihm ein Kind gestorben war, und sagte ihm unter Anderem: er möchte sich doch nicht so sehr darüber betrüben; denn es käme ja von Gott, und es könnte ja Nichts geschehen ohne dessen Willen. Wenn er aber nicht zufrieden damit wäre, so könnte er Gott leicht er=

zürnen. Uebrigens war es ihr sehr wichtig, daß Gott Leute über die große See schickte, den armen Negern Worte des Lebens zu bringen; und sie ermahnte ihr Volk wie eine Mutter, daß sie ja darauf merken sollten." —

Außer der Marotta war es vornähmlich die Mulattin Rebekka,*) an die sich die lieblichsten Hoffnungen der Brüder knüpften. Als ein kleines Mädchen aus Antigua geraubt, war sie nach St. Thomas verkauft worden; doch hatte sie das Glück, eine milde Herrschaft zu bekommen. Sie versah das Amt einer Haushälterin mit vieler Treue; ihre Herrschaft betrachtete sie weniger als Sklavin, denn als Kind des Hauses. Als sie lesen gelernt hatte, beschäftigte sie sich viel mit der heiligen Schrift und anderen Büchern. Tiefen Eindruck auf sie machte, was sie von der Freudigkeit hörte, mit welcher die Märtyrer in den Tod für den Heiland gegangen waren. Bei der Anwesenheit eines römischen Priesters auf St. Thomas empfing sie die heilige Taufe, allein dadurch war ihres Herzens Verlangen noch nicht befriedigt. Sie hätte so gern einen Lehrer gehabt, der ihr den Weg zur Seligkeit zeigte. Ihr Wunsch wurde erfüllt, als Fr. Martin nach der Insel kam. Gleich bei seinem ersten Besuche erkannte der Missionar in der Rebekka die Gaben, die sie zu einer Arbeiterin unter ihrem Geschlechte geschickt machten. — Gegen Spangenberg äußerte sie Bedenken gegen die Richtigkeit ihrer Taufe, weil dabei keine Pathen gegenwärtig gewesen. Spangenberg suchte ihr die Bedenken zu nehmen, bei dem nächsten Besuche bezeugte sie, ihre Zweifel seien gehoben, sie habe in der Apostelgeschichte gefunden, daß auch der Kämmerer ohne Pathen von dem Apostel Philippus getauft worden sei.

*) Mulatten heißen die aus der Vermischung der Neger mit den Weißen entstandenen Farbigen.

Der 30. September 1736 ist für die Mission auf St. Thomas ein wichtiger Tag.*) Auf der Plantage Muskitobai wurden die ersten drei Neger in Jesu Tod getauft. Ihre Namen sind Immanuel, Jost und Clas. Aus St. Croix waren einige Brüder und Schwestern herübergekommen, die mit den erweckten Negern der Tauffeierlichkeit beiwohnten. Nachdem die Täuflinge ihren Glauben bekannt, wurden sie von Spangenberg im Namen des dreieinigen Gottes getauft. Immanuel erhielt den Namen Andreas, Clas Petrus und Jost Nathanael. Nach der Taufhandlung wurde in Tappus das Liebesmahl gehalten.

Seit der Zeit ist es auf St. Thomas lieblich vorangegangen. Der Hunger nach dem Worte Gottes wuchs von Tage zu Tage; schon zählte man jetzt ihrer Zweihundert Neger, die sich regelmäßig zu den täglichen Abendstunden von nah und fern einfanden. Ehe Alle versammelt waren, wurde im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilt. Die Neger nahmen an demselben mit großer Freude Theil. Der Besitz eines Lesebüchleins machte sie glücklich; Manche trugen es beständig bei sich. Fand sich ein freier Augenblick, so wurde daraus gelernt. Dieser Lese- und Schreibunterricht ist nicht ohne Segen geblieben. Nicht allein, daß die Neger die Bibel zu lesen befähigt wurden; Manche, die zuerst bloß des Lesens wegen kamen, empfingen die ersten christlichen Eindrücke und suchten später das Heil ihrer Seele. — Nach den Leseübungen folgte der Unterricht im Christenthum. Er bestand in Lehre, Gesang und Gebet. Den Schluß bildeten Unterredungen mit einzelnen Negern; oft ging man erst nach Mitternacht auseinander.

Neben diesen Abendversammlungen in Tappus setzte

---

*) In J. Risler's Leben Spangenberg's. Barby, 1794. S. 138. ist der 30. April irrthümlich als das Datum angegeben.

Martin seine Besuche auf den verschiedenen Plantagen fort. Gewöhnlich wurden dazu die Sonntage benutzt, an denen die Neger am sichersten anzutreffen waren.

Es konnte nicht fehlen, daß sich zwischen Martin und den Heiden ein Band inniger Liebe knüpfte. Die Heiden sahen ihn als ihren besten Freund und Wohlthäter an. Als solcher bewies er sich nicht bloß in Mittheilung christlicher Lehre; er unterstützte die Armen mit leiblichen Gaben nach Kräften. Darum ließ man sich von ihm gar Manches gefallen, was Anderen die bitterste Feindschaft eingetragen haben würde. „Eine Negerin erzählte mir," sagt Oldendorp, „daß Martin sie mitten aus einem Tanze herausgenommen und ihr durch Vorhaltung der göttlichen Liebe und Gnade nicht eher Ruhe gelassen habe, bis sie sich entschlossen, die Welt mit ihrer Lust fahren zu lassen, und ein Eigenthum des Heilandes zu werden. Martin ruhte schon lange in seiner Gruft, als sie mir dieses erzählte und hinzufügte, daß sie ihm die Treue, welche er an ihr bewiesen, nicht genug verdanken könne."

Man dürfte sich aber Martin's Leben nicht als ein Leben voll lauter Lust und Freude denken. Das Kreuz, das Erbtheil aller Kinder Gottes, hat ihn oft tief gebeugt. Die Siege des Evangeliums, an denen er seine Lust hatte, riefen in gar Vielen die heftigste Feindschaft hervor. Den heidnischen Negern konnte er sie eher verzeihen, sie wußten nicht, was sie thaten. Daß aber die Mission von christlichen Europäern angefeindet wurde, ja, daß man mit Plänen zu ihrer gänzlichen Vernichtung umging, das hat dem treuen Zeugen gar manche trübe Stunde bereitet. Der Haß warf sich zunächst auf Martin und seine Freunde. Kein Mittel war den Gegnern zu schlecht, ihnen ein Leid anzuthun. Spangenberg wurde einmal während seines Aufenthaltes auf der Insel von einer feindseligen Frau unter irgend einem Vor-

wande in's Fort bestellt. Er ging hin, aber nur zu bald erfuhr er, daß man ihn nur den Lästerreden erkaufter Soldaten hatte Preis geben wollen. Es fehlte wenig, so hätte man ihn gesteinigt.

Nicht minder hatten die erweckten Neger und Negerinnen zu leiden. Ein europäischer Arzt wurde einmal zu einem kranken Sklaven gerufen. Er kommt, aber er findet den Neger im Gebet. Das ist ihm Grundes genug, ihm ärztliche Hülfe zu versagen und den Beter zu verfluchen. Je mehr der Arzt flucht, desto inniger betet der Kranke für seinen Feind um Gnade bei Gott. — Die Wenigsten von den Herren sahen den Unterricht ihrer Sklaven gern, weil man sie für Geschöpfe des Teufels hielt, für die es keine Seligkeit gebe. Der Neger Mingo fragte einmal alles Ernstes Spangenberg, ob dem wirklich so sei; und als er später nach dem Worte des Lehrers behauptete, die Neger seien eben so gut Geschöpfe Gottes und zur Erlösung und Seligkeit in Christo berufen, wie die Weißen, zog er sich darüber manche Trübsal zu. Sehr oft ist es vorgekommen, daß die Bücher der Neger von den Herren verbrannt wurden; daß furchtbare Peitschenhiebe dem Befehle, die Missionare zu meiden, Nachdruck gegeben haben. Die Herren fürchteten, ihre Sklaven würden ihnen zu klug und dadurch möchten sie den Gehorsam verlernen. Der tiefste Grund aller Feindschaft aber war, daß die Erweckten nicht mehr den Sünden der Weißen dienen wollten und durch ihren Wandel die Wege der Herren straften. Die Finsterniß hasset das Licht.

Es ist nicht zu verwundern, daß Manche sich durch die Mißhandlungen und Drohungen der Herren von dem betretenen Wege abschrecken ließen. Sie hatten noch nicht gelernt, daß Gott gehorchen besser sei, als den Menschen. Doch zu Lob und Preis der göttlichen Gnade haben gar Viele Beweise ihrer Treue und Standhaftigkeit in allen Leiden ab-

gelegt. Oft sind sie das Werkzeug zur Bekehrung ihrer Peiniger geworden. — Die Negerinnen, die sich nicht länger den Lüsten ihrer Herren Preis geben wollten, wurden hart gezüchtigt. Eine von ihnen legte unter den Peitschenhieben ihrer Verfolger das schöne Bekenntniß ab: „Habe ich sonst für böse Dinge leiden können, warum sollte ich nun nicht auch um des Guten willen Etwas erdulden?“ — Auf einer Plantage befanden sich mehrere heilsbegierige Neger, die ihrem Aufseher ein Dorn im Auge waren. Als er seinem Zorn gegen sie Luft macht, nimmt eine Negerin ruhig die Bibel und liest daraus dem Unmenschen vor. Das macht Eindruck auf ihn, sein Zorn legt sich, er wird stille, nie hat er den Sklaven seinen Unwillen wegen ihrer Liebe zum Evangelium wieder gezeigt. Ja, er wurde ein Freund der Mission.

Am 31. Oktober verließ Spangenberg die Insel. Fast zwei Monate hatte er mit den Brüdern alle Mühen und Leiden des Missionslebens getheilt; aber auch seine Freuden reichlich geschmeckt. An die Gemeinde zu Herrnhut schrieb er über das, was er auf St. Thomas gesehen hatte: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß. Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersprecher. Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen! — Friedrich Martin's Methode, mit den Negern umzugehen, gefällt mir sehr wohl. Er ist sehr ernstlich, das ist aber auch nöthig, weil die Neger einen großen Hang zum Leichtsinn haben; dabei aber ist er zugleich überaus lieblich gegen sie, so daß sie ohne Furcht zu ihm kommen und ihm ihr Vertrauen schenken. Er fängt beim Herzen an, und ist nicht zufrieden, bis er sieht, daß darin ein Werk des Herrn zur Entzündung des Glaubens und der Liebe angegangen ist.“

Wenige Tage vor Spangenberg's Abreise war Fr. Martin nach St. Croix gefahren. Bei seiner Rückkehr auf

St. Thomas am 5. November erwartete ihn ein harter Schlag. Bönike war erkrankt, und, was noch schlimmer war, er ging mit dem Gedanken um, sich von der Brüdermission zu trennen. Seine Gaben hatten ihn zum Hochmuth verleitet, er wollte etwas Selbstständiges anfangen. Eine Zeitlang konnte er Martin's ernsten Vorstellungen Gehör geben und sich zum Bleiben entschließen; allein wenige Monate nachher führte er den lange gehegten Plan aus.*)

Einen anderen Mitarbeiter fand Martin in Matthäus Freundlich, welcher im Dezember 1736 von der Insel St. Croix nach St. Thomas kam.

Schon bald erfuhren die Beiden, wie sehr sie der gegenseitigen Unterstützung bedurften. Mehrere Male wurden sie auf das Krankenlager geworfen. Martin's Kräfte wurden durch ein hitziges Fieber verzehrt, er war so schwach, daß er sich nicht erinnern konnte, was er den Tag vorher gethan hatte. War Freundlich durch Krankheit an der Arbeit verhindert, so fehlte das nöthigste Geld; die Wohlthätigkeit ihres Freundes Carstens schützte sie vor dem äußersten Mangel. Zu diesen Leiden kamen noch allerlei Widerwärtigkeiten, welche den Brüdern von feindseligen Negern bereitet wurden. Die Brüder trugen einander in aller Treue, und, was ihnen so tröstlich war, der Herr war bei ihnen mit seinem Schutze. Sichtbar breitete er seine Hände über seine Knechte aus.

---

*) Bönike hat ein trauriges Ende genommen. Im Juli 1737 zog er nach Muskitobai und fing dort seinen Unterricht der Neger an; Martin sah sein Beginnen mit Besorgniß, mehrere Male versuchte er, den Verirrten auf einen besseren Weg zu bringen. Doch seine Vorstellungen wurden hart abgewiesen. Am 3. September kam Bönike nach Tappus; nachdem Martin noch einmal eine Einigung vergebens versucht hatte, ritt Bönike nach Muskitobay zurück. Auf dem Wege dahin wurde er vom Blitze erschlagen.

Ein großer Verlust traf im Jahre 1737 die Brüder durch den frühen Tod eines eben angekommenen Mitarbeiters. Im Juni des genannten Jahres wurde Johann Christoph Schöneweck mit seiner Frau von der Gemeinde zu Herrnhut zur Unterstützung der Mission nach St. Thomas entsendet. Am 28. August erreichten sie die Insel. Martin fanden sie durch seine Krankheit so verändert, daß sie ihn kaum wieder erkannten. „Kinder," sagte er zu ihnen, „erschreckt nur nicht über mich, ich bin gestärkt, ich bin gestärkt um des Werks des Herrn willen." Da die Missionsgeschwister unterwegs auf der Seereise etwas Holländisch gelernt hatten, so begannen sie sogleich den Unterricht mit den Negern. Frau Schöneweck war unter dem weiblichen Geschlechte thätig, aber schon am 15. November entschlief sie. Ihr folgte drei Tage nachher ihr Gatte in's Grab.

Nach seiner Genesung fuhr Martin fröhlichen Muthes in seiner Missionsthätigkeit fort. Die täglichen Abendversammlungen in Tappus wurden fast ohne Unterbrechung gehalten; Freundlich oder ein getaufter Neger begleitete ihn auf seinen Reisen nach den Plantagen. Besonderen Eindruck auf die Heiden machte es, wenn ein Negerchrist, nachdem Martin von seinem Heiland und von der Seligkeit, die der Mensch bei ihm findet, gezeugt hatte, das geredete Wort des Lehrers durch seine eigene Erfahrung bestätigte. In Schaaren sammelten sich die Schwarzen um den Prediger des Evangeliums. Oft konnte das Haus, in welchem die Versammlungen gehalten wurden, die Theilnehmer nicht fassen. Es war ein Regen und Bewegen unter den Negern, wie es St. Thomas nie gesehen hatte. Der Eine wurde der Missionar des Andern; das gehörte Wort lief von Mund zu Mund. Gern und willig legten die Neger von ihrem Wenigen zu wohlthätigen Zwecken oder zur Bestreitung der

Kosten zusammen, welche mit der Abhaltung der Gottesdienste verbunden waren.

Welchen Segen der Herr seinen Knechten zeigte, magst du aus Folgendem sehen. Ein Neger Matamba war, ich weiß nicht wodurch, zur Erkenntniß seines Sündenelends gekommen. Er hatte bisher Nichts von den Missionaren gehört, aber eine Ahnung sagte ihm, es würden Weiße nach der Insel kommen, die sich der Neger in Liebe annehmen würden. Später erfuhr er von dem Unterrichte, welchen Martin in Tappus ertheilte. Er macht sich dahin auf den Weg und nimmt an einer der Abendversammlungen Theil. Was er dort von dem Heilande aus dem Munde des Missionars hört, thut seinem Herzen wohl. Bei seiner Rückkehr beschenkt ihn Martin mit einem Büchlein, darin Worte Gottes ständen, denen er Gehorsam werden müsse. Erfreut kehrt Matamba auf seine Plantage zurück. Er hat nichts Eiligeres zu thun, als lesen lernen; andere kundige Neger nehmen sich seiner an und helfen, so gut es geht.

Indessen findet er sich regelmäßig zu den Abendversammlungen ein. Eines Abends wird er bei seiner Heimkehr von seinem Meisterknechte gefragt, woher er komme. „Von Tappus," gibt er zur Antwort, „da lernen jetzt die Neger Gottes Wort." — „Ach," erwiedert jener, „können die Weißen das Wort Gottes nicht halten, wie viel weniger werden es die Schwarzen können." — „Ich glaube gern," entgegnet Matamba, „daß diejenigen, die Gottes Wort nicht glauben und lieber der Sünde dienen, es nicht halten können, aber wer daran glaubt, wird vom Geiste Gottes gelehrt, und der kann es halten." Ueber dieses Strafwort des Sklaven geräth der Meisterknecht in großen Zorn; er überhäuft den Neger mit Scheltworten, nimmt ihm sein Buch und theilt ihm aus Rache schwere Arbeit auf dem Felde zu. Unter Thränen hören die übrigen Neger der Plantage von

dem Verluste des theuren Buches, Matamba aber ist ruhig. Er tröstet seine Freunde und ermahnt sie, geduldig das ihnen zugefügte Unrecht zu tragen, ja selbst, wenn es sein müsse, das Leben um des Wortes Gottes willen dahin zu geben. Der Meisterknecht aber eilt zu dem Herrn. Er verklagt den Matamba als Verführer seiner Mitsklaven, die sich jetzt wider alles Gesetz in ihren Häusern zum Lernen versammelten. Der Besitzer der Plantage ist ein wohlwollender Mann. Als der Ankläger den Negern den Ruhm lassen muß, daß sie ihre Arbeiten nicht vernachlässigten, wird ihm der Bescheid von seinem Gebieter zu Theil, daß er wünsche, alle seine Sklaven möchten Martin's Unterricht besuchen. — Ein anderer Meisterknecht bereitete dem Matamba noch mehr Leid. Allein er hielt treu an dem Bekenntnisse des Namens des Herrn; später ward ihm die Freude, daß sein Widersacher den Unterricht der Neger gern sah.

Die Briefe einiger erweckten Neger lassen uns einen Blick in ihr inneres Leben thun. Petrus schreibt an einen Bruder in Amsterdam: „Ich bin über die Gnade, die ich vom Herrn in mein Herz bekommen habe, sehr vergnügt. Darum habe ich von den bösen Sachen abgelassen, und den Herrn Jesum Christum lieb gewonnen, der für uns gestorben ist. Wir bitten auf unserm Platze den Herrn mit einander: O lieber Herr, erbarme dich über uns arme Geschöpfe; segne uns zusammen; lehre uns dich recht erkennen, daß Nichts Böses unter uns bleibe; laß uns Gutes thun, daß kein Hochmuth, kein Geiz, keine Hurerei und kein Ehebruch unter uns sei. Nichts von diesen bösen Dingen müsse unter uns bleiben!" — Abraham schreibt so: „Ich danke dem Herrn, daß wir sehen, was wir nicht vermuthet hatten, daß wir zu einer Gemeinde des Herrn Jesu sollten werden können. Wir sind vorher wie das Vieh gewesen, darum haben wir nicht gedacht, daß Gnade für die Heiden da wäre. Wir danken

dem Herrn, daß Baas Martin nach St. Thomas gekommen ist; daß wir wissen, daß Gnade für die Heiden da ist, und was böse und gut ist. Wir beten den Herrn Jesum herzlich an und hoffen auf Gnade von ihm." — Ein Brief der Rebekka enthält folgende Stelle: „Ich habe nicht gewußt, daß es so ein geistliches Leben gebe. Ich habe wohl allezeit Lust zu den Wegen des Herrn, aber keinen rechten Grund davon gehabt, sondern immer nach einem Lehrer verlangt, der mich unterwiese. Ach, wie gut ist der Herr! — helft mir Ihn loben, der mich aus der Finsterniß ziehet. Ich will von ganzem Herzen sein Kreuz auf mich nehmen, und seinem armen Leben nachfolgen. Aber wie elend finde ich mich in mir selber! gedenket meiner in eurem Gebet!" —

Der Fortgang, welchen das Missionswerk genommen, wies darauf hin, wie nothwendig die Bildung einer geordneten Negerchristengemeinde sei. Damit Martin alle Functionen eines Seelsorgers unangefochten verrichten könne, mußte ihm die Ordination ertheilt werden. Der Bischof David Nitschmann stellte ihm im Januar 1737 zu London darüber eine schriftliche Urkunde aus, welche im September in des Missionars Hände kam. Ich theile dieselbe hier vollständig mit.

„Alldieweil Du, mein Bruder Friedrich Martin, von dem Lamme Gottes zeugest, und durch Dein Zeugniß Seelen zu Jesu kommen sind, und es Dir gebühren will, die Gekommenen in das Band der Liebe zu binden, zur Gemeine zu holen, und derer Testamente des Lammes im Wasser und Blut theilhaftig zu machen, mit dem Geist, der ein Geist Jesu ist; — ich Dir aber die Ordnung und Zucht halber nützliche Ordination in Person nicht geben kann und Dich mit Auflegung meiner leiblichen Hände nicht einsegnen kann; in solchem Fall aber nicht allein apostolischen Herkommens ist, daß der Geist der Zeugen, wo die Stimme nicht wandeln

kann, in die Gemeine gehe, binde und löse, auch segne; sondern auch die Weise der evangelischen Kirche demgemäß ist: so will ich dann hiermit, Bruder Friedrich Martin, Dich in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des einigen Gottes und Jesu Christi, des treuen Zeugen, und der Gemeine Gottes, und der böhmischen Brüderschaft, auf mir ruhenden Aufseher- und Bischofs-Amts halber, mit unserm Geiste hiermit einsetzen, ordiniren und weihen, zu einem Diener und Arbeiter in den Geschäften des Heils, welche zu Jesu Häuflein auf Erden gehören. Du sollst taufen, das Mahl des Herrn halten, Ehen einsegnen, confirmiren, und alles übrige Genannte und Ungenannte thun, was einem Diener der Kirche zukommt.

Der Geist der Zeugen ruhe auf Dir, Friedrich Martin, und wenn Du zum Herrn gehst, auf denjenigen, welche die Gemeine und Du, oder die Sache selbst dazu bestellen wird. Er gehe nach Jesu Wort: „Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden," auf Dich und durch Dich auf alle Deine Nachkommen in St. Thomas und Crux an dem Amte des Geistes, Blanke oder Neger; kann Deine leibliche Hand solches auf ihre Häupter legen, so thue es; kann es nicht sein, so wisset, Du und Ihr, daß der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, dennoch auf Euch ruhe, sei und bleibe, als wäret Ihr von mir in der Gemeine oder von Martino dazu eingeweihet.

Du aber, o Jesu Christe! o Bundes- und Schmerzens-Mann! mache meinen Bruder zu Deinem Lohne, zu Deiner Freude, zu Deinem Triumph! Gieb ihm, was Du verordnet hast, das Deine Knechte haben sollen, wenn sie Dir nützlich werden wollen; eine Geduld des Herrn, das Arbeiten und Ruhen in gleichem Grade, küsse ihn, wenn's Herz in Wehmuth ist, und wenn's ihm wohlgeht, beschäme ihn; gieb ihm

ein Auge, rein und sonnenklar für alle Schäden der Seele, ein treues und offenes Ohr, Lippen mit der Kohle vom Altar gereinigt, recht zu reden, ein verliebtes Herz in Dich und Deine Gemeine; laß ihn eine Gemeine der Heiligen pflanzen und begießen mit seinen Gehülfen, die aber eine arme Sünderschaft bleiben ewiglich, die Nichts könne, als durch Dich; Nichts habe, als Dich; Nichts wolle, als was Du willst, und nicht möge selig sein, als durch Dich, durch das Verdienst Deines Todes; nicht heilig, als durch das Verdienst und durch die Kraft Deines Wiederaufstehens zum Leben; schicke Deine Sichel nicht mehr hin, bis sie reif sind, und beschließe auch dann, was das Beste ist!

Und Du, Friedrich Martin, Du Knecht des lebendigen Heilandes! versiegle das Zeugniß, daß Er der wahrhaftige Gott ist. Mache Ihm Jünger, taufe sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und in Christi Tod. Empfahe auch vom Herrn, was Du ihnen geben sollst. Denn unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verrathen ward, nahm das Brod, dankte und brach's und gab's Seinen Jüngern und sprach: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; solches thut zu meinem Gedächtniß; desselbigengleichen nahm Er auch den Kelch nach dem Abendmahl, dankte und gab ihnen den, und sprach: „Nehmet hin und trinket Alle daraus! Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden; solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß. Der die Schlüssel Davids hat, gebe Dir, daß, was Du auf Erden binden wirst, auch im Himmel gebunden sei, und was Du auf Erden lösen wirst, auch im Himmel los sei. Ehre die Gemeine, Deine heilige Mutter, und sei ihr unterthan bis in den Tod!

Amen, mein Bruder! Ich gebiete Dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Jesu Christo, der unter

Pontio Pilato bezeuget hat ein gut Bekenntniß, daß Du haltest das Gebot ohne Flecken, untadelig, bis auf des Herrn Zukunft. Amen! Friede sei mit Dir. Amen.

London, am 25. Januar 1737 nach
Christi Geburt.

David Nitschmann,
canonisch geordneter Bischof und Aufseher aller Gemeinen der uralten Unität Böhmisch- und Mährischer Brüder in fremden Landen."

Nach Empfang dieser Ordinationsurkunde glaubte sich Friedrich Martin zur Verwaltung der Sacramente berechtigt, zumal über dieselbe sowohl nach Kopenhagen als auch an den Gouverneur von St. Thomas Bericht erstattet war. Nach besonderer Vorbereitung feierten zwei von Spangenberg Getaufte, Andreas und Petrus, mit den Brüdern am 30. November 1737 das heilige Abendmahl. Wenige Wochen nachher (22. December) wurden von Martin drei Neger getauft. Als Loosung las man an dem Tage: „Ich sehe an den Elenden und der gebrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort. — Solche Leute will der König haben, die, wenn sie Ihm bringen Ihre Gaben, mit Elend prangen und sich ledig an die Gnade hangen." Ehe das Jahr zu Ende ging, (29. December) ertheilte Martin vier anderen Schwarzen die heilige Taufe, unter ihnen war die uns bekannte alte Negerin Marotta, welche den Namen Magdalena empfing.

Die drei am 30. September 1736 Getauften bildeten mit diesen sieben Negern am Schlusse des Jahres 1737 die Negergemeinde auf St. Thomas. Aus senfkornartigen Anfängen erwuchs der Baum, unter dessen Zweigen Tausende ihre Wohnung gefunden haben.

Graf Zinzendorf sang, als er von dem Segen des Evangeliums auf St. Thomas hörte, dieses Lied:

Du liebst sie ja, Du höchstes Gut,
Die kleine Friedenshütte,
Da Deine Gnade Wunder thut
In ihrer Sünden Mitte! —
Allein Du denkest auch daran,
Was Deine Pilger machen,
Und zeigest ihnen einen Plan
Zu lauter ganzen Sachen.

Du lässest sie oft manche Zeit
Als Gäste dieser Erden,
Entfernt von ihrer Herrlichkeit,
Und immer ferner werden;
Und Deine Streiter müssen sich
Bei harten rauhen Tagen,
Durch manchen wilden Meeresstrich
Ans Erdenende wagen.

Allein, wie manchen schönen Stern
Hast Du uns sehen lassen!
Was hört man nicht von Wanderern,
Die sich Dir überlassen,
Wie mit denselben überall
Nur Treu und Gnade walte,
So daß ein stärkrer Segenshall,
Als je vorher, erschallte!

Es ist uns ja bereits bekannt,
Daß, was wir als verloren
An weißen Brüdern in das Land
Gesä't gehabt, an Mohren
In einer gleich so großen Zahl
Bereits hervorgegrünet,
Und wie die ew'ge Gnadenwahl
Dort ihren Boten dienet.

Die Wüstenei am Nordpol sieht,
Wie da ein kleiner Haufe
Gestiefelt stehet und sich müht,
Daß Jesu Friede laufe,
Und wie ein halb verfaulter Kahn
In ungeübten Händen
Sich auf des Eismeers Schreckensbahn
So glücklich weiß zu wenden.

Man hört von dem und jenem Ort,
An Zions lieben Mauern,
So ein erfreuend Gnadenwort
Mit ehrfurchtsvollen Schauern:
Gewisse Wunder sind zu groß
Für eine ird'sche Hütte,
Und vieler Zeugen Segensloos
Geht über ihre Bitte.

Gelobet sei der Liebesgeist,
Der von dem Stuhle fließet,
Und über All's, was Kinder heißt,
Sich wie ein Strom ergießet!
Wie Manches, das so rauh und hart,
Zerschmolz und ward gelinde,
Daß oft ein Bär' zum Lamme ward,
Ein Held zu einem Kinde!

Drum, Liebe! da ist Herz und Hand
Und inniges Belieben!
Wir sind Dir nahe anverwandt
Und tausendfach verschrieben;
Es kostet Dich nur einen Blick,
So wird keins von den Deinen
Sich auch in dem geringsten Stück
Dir Lieb' und Treu' verneinen.

Viertes Kapitel.

Fr. Martin's Wirken auf St. Thomas bis zur Ankunft des Missionars Christian Israel. (1740.) Graf Zinzendorf's Visitationsreise.

> Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen. Ap. Gesch. 5, 38. 39.

Im Anfange des Jahres 1738 dachte Martin daran, seine kleine Negergemeinde unter eine feste Ordnung zu stellen.*) Da die Zahl der Heiden, welche die heilige Taufe begehrten, zunahm, so sah er sich unter den Getauften nach tauglichen Nationalgehülfen um. Im Februar 1738 wählte er ihrer vier: Andreas und dessen Bruder Johannes, Petrus und dessen Bruder Christoph; dazu trat als weibliche Gehülfin die Negerin Anna Maria, welche am 29. December

*) „Wir haben es unter den Heiden mit Leuten zu thun, die gemeiniglich vor ihrer Bekehrung des Bösen gewohnt geworden sind. Darum ist Ordnung nöthig, wodurch man zum Voraus schlechten Dingen vorbauet: und Gott ist ein Gott der Ordnung und leget seinen Segen darauf". (A. G. Spangenberg.) Von der Arbeit der evangel. Brüder unter den Heiden. Barby, 1782. S. 117.

1737 getauft worden war. Die Rebekka war schon seit längerer Zeit unter ihrem Geschlechte thätig. Sie Alle wurden von den Negern geachtet und geliebt. Jedem von ihnen wies Martin den Kreis seiner Thätigkeit an. Er theilte nämlich die heilsbegierigen Schwarzen in kleinere Vereine von fünf, sechs oder zehn Personen. Sie kamen wöchentlich unter seiner oder eines Gehülfen Aufsicht zusammen und suchten sich einander durch Gebet und Besprechungen in der Erkenntniß Jesu Christi zu fördern. Rebekka und Anna Maria leiteten die weiblichen Vereine. Martin selbst behielt sich ausschließlich die Pflege der Getauften vor. Aus dieser Einrichtung erwuchs der Mission ein reicher Segen. Die Neger lernten einander dienen; ihre Herzen verbanden sich inniger und fester zu christlicher Gemeinschaft. Außerdem legte Martin allen Getauften die Pflicht auf, sich der Lehrlinge anzunehmen, sie zu besuchen und ihnen nach ihren Kräften und Gaben Handreichung zu thun. Dadurch war es möglich, daß keine Seele, die ein Verlangen nach Erkenntniß des Heils hatte, von dem Heidenboten unbeachtet blieb; die Neger erstatteten von Allem ihrem Lehrer treuen Bericht. —

An diese Einrichtung schloß sich die Einführung einer Kirchenzucht. Dem Herrn eine geschmückte Braut zuzuführen, war Martin's Ziel. Es bedurfte einer großen Wachsamkeit, um solche Glieder von der Gemeinde fern zu halten, die dem Evangelium zur Schmach und der Welt zum Spott lebten. Grobe und offenbare Sünden des Fleisches schlossen von der Versammlung der Gläubigen gänzlich aus. Auf jedes Vergehen gegen die Obrigkeit und Herrschaft wurden Strafen gesetzt; wer sich hartnäckig bewies, wurde von der Versammlung ausgeschlossen. Reue und Versprechen der Besserung waren Bedingung der Wiederaufnahme. Sie geschah, wie die Ausschließung, vor versammelter Gemeinde.

Meist suchten die Ausgeschlossenen unter Thränen die Wiederaufnahme bald nach; es fiel ihnen schwer, den christlichen Unterricht entbehren zu müssen.

Jede Gemeinde besteht aus einzelnen Familien. Wie es in den Familien steht, so steht es in der Gemeinde. Ist die Familie nicht auf Gottes Wort gegründet, so steht die Gemeinde auf schwankendem Grunde. Soll es in der Gemeinde besser werden, so muß es erst in der Familie besser werden. Martin sah, wie das Familienleben unter den Negern verkümmere. Kein Gebet hatte die Ehen geweiht, kein Segenswort war über sie gesprochen. Im April 1738 fing der Heidenbote an, eine neue Eheordnung einzuführen. Die Ehen der gläubigen Neger sollten in Zukunft vor der versammelten Gemeinde mit Gebet und Handauflegung eingesegnet werden. Die Ehen sollten auf christliche Weise geschlossen werden. Das war die Bedingung eines christlichen Familienlebens. Die Neger waren über diese Einrichtung voller Freuden. Nur das war ihnen, wie dem Missionar, ein großer Schmerz, daß so manche Herren ihre Ehen nicht achteten. Sie trennten nach Belieben den Gatten von der Gattin, die Eltern von den Kindern. So wurden im März die beiden Helfer Andreas und Johannes von dem harten Loose betroffen, daß sie von ihren Herren nach St. Jan verkauft wurden; ihre Frauen mußten in St. Thomas bleiben.

Aus der Gemeinde wählte Martin einen Ausschuß, welcher mit ihm das Beste der Neger berathen sollte. Jedem stand es frei, auf des Missionars Vorschläge zu antworten; war ein Beschluß gefaßt, so wurde er für alle Gemeindeglieder bindend.

Ueber den Negern in Tappus vergaß Martin der auf den auswärtigen Plantagen Zerstreuten nicht. Er nahm sich jedes Einzelnen an und redete mit ihm, je nachdem es Noth that. Auf größeren Plantagen wählte er aus den gläubigen Negern Aufseher aus, die ihre Mitsklaven zur Treue in der Arbeit,

zu brüderlicher Liebe unter einander und zum christlichen Wandel ermahnen sollten.

Diese Ordnungen wirkten unter den Negern mehr, als die Peitschenhiebe der Aufseher. Selbst feindselig gesinnte Herren bekamen bald eine bessere Meinung von dem Missionar. Wenigstens den Ruhm mußten sie ihm lassen, daß er ihnen fleißigere und treuere Sklaven bilde, als sie es mit ihrer Strenge vermocht hatten.

Nach der Missionsgeschwister Schöneweck Tode standen Martin und Freundlich allein auf dem Erntefelde. Unter den Nationalgehülfinnen zeichnete sich Rebekka durch Eifer und Treue aus. Da die ihrer Pflege anvertrauten Negerinnen meist verheirathet waren, so meinten die Missionare, es sei für ihre Thätigkeit von Segen, wenn auch sie in die Ehe trete. M. Freundlich war willig, sie zu seiner Gattin zu nehmen; nach einigem Zögern war auch Rebekka bereit. Die Gemeinde in Herrnhut hatte bereits ihre Einwilligung zu dieser Ehe gegeben. Am 8. Mai 1738 wurde sie von Martin in Gegenwart der getauften Neger und einiger Lehrlinge feierlich eingesegnet. — Den Kindern, welche die Missionare bei sich aufgenommen hatten, wurde Rebekka eine liebevolle Mutter. Sie sorgte für ihre leibliche und geistliche Pflege auf's Treueste. — Im Mai 1738 hatten die Missionare in ihrem Hause neun Kinder. Sie hätten noch Mehrere aufgenommen, aber der Raum ihres Hauses war zu beschränkt.

Den Mangel eines geräumigen Lokals empfand Martin auch besonders bei den Abendversammlungen; man mußte sich in dem gemietheten Hause sehr behelfen. Ueberdieß kürzte die in Tappus herrschende Ordnung, nach welcher sich kein Neger nach 9 Uhr Abends auf der Straße sehen lassen durfte, die ohnehin schon sehr kurze Unterrichtszeit noch mehr ab. Diese und andere Umstände ermuthigten die Missionare,

ihrem Freunde Carstens den Auftrag zu geben, eine grade damals zum Verkauf ausgestellte kleine Plantage von etwa 27 Morgen Land mit den darauf befindlichen neun Sklaven für die Mission anzukaufen. Am 10. Juli 1738 wurde sie Carstens zugeschlagen. Es war ein Tag großer Freude für die Neger. Christoph und Anna Maria, die auf der Plantage wohnten und jetzt das Eigenthum der Brüder geworden waren, kamen noch denselben Abend nach Tappus, um den Lehrern ihre herzinnige Freude zu bezeugen. Am 12. August siedelten die Brüder von Tappus nach der Plantage über.*)

Die Plantage eignete sich trefflich zu einer Missionsstation. Sie lag in der Mitte vieler anderer, auf denen sich gläubige Neger befanden. Von dem Berge aus, auf welchem die Gebäulichkeiten standen, konnte durch den Schall einer Posaune die Gemeinde zu den Gottesdiensten gerufen werden. Die Brüder nannten sie Posaunenberg.

Martin gedachte, von seinem Posaunenberge aus mit frischen Kräften sein heiliges Werk unter den Heiden zu treiben. Allein der treue Zeuge des Herrn wurde in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Gerade damals, als Alles sich lieblich zu gestalten schien, brach wider die Missionare ein Sturm los, der leicht den jungen Baum der Mission hätte gänzlich vernichten können.

Je frischer es mit der Mission voranging, desto heftiger wurde der Haß ihrer Feinde. Die Herren konnten nicht leiden, daß ihre Sklaven frömmer und tugendhafter würden, als sie selbst waren. Sie hatten meistens den Wunsch, daß die Missionare doch bald einmal die Insel verlassen möchten.

---

*) Der Unterricht der Neger in Tappus wurde nach der Missionare Weggange von dem Nationalgehülfen Mingo fortgesetzt.

Aber jetzt hatten die Brüder auf ihrem eigenen Grund und Boden einen festen Platz gewonnen; die Erfüllung jenes Wunsches schien dadurch auf das Weiteste hinausgerückt zu sein. Sie sannen auf andere Mittel, der Mission das Garaus zu machen. Man bot Alles auf, den Brüdern Leid anzuthun und ihrem Werke Schwierigkeiten und Hindernisse zu bereiten. Der holländisch-reformirte Prediger J. Borm verschmähete nicht, mit den Missionsfeinden gemeinsame Sache zu machen. Er bestritt nicht nur die Gültigkeit der von Martin vollzogenen Trauung Freundlich's und der Rebekka, sondern griff überhaupt die Rechtmäßigkeit der Ordination Martin's an, weil sie ohne königliche Bestätigung erfolgt sei. Am 27. Aug. 1738 reichte er Namens des reformirten Kirchenrathes dem Gouverneur ein Schriftstück ein, in welchem er die Nothwendigkeit einer gerichtlichen Untersuchung gegen die Brüder wegen der von ihnen verrichteten kirchlichen Handlungen darzuthun suchte. Selbst der Unterricht der Neger wurde als ungenügend angegriffen. Borm meinte, aus dem Umstande, daß einmal einige Neger von ihm ferneren Unterricht gewünscht hätten, sicher entnehmen zu können, daß die Unterweisung durch Martin nichts werth sei.*)

Auf diese Anklage hin verbot der Gouverneur dem Martin die Austheilung der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahles auf so lange, bis eine nähere Entscheidung von Kopenhagen erfolgt sei. Der Unterricht der Neger blieb ihm jedoch freigelassen.

Martin war keinen Augenblick über das in Zweifel, was er zu thun habe. Folgte er dem Verbote, so war zu

---

*) Es war übrigens nur ein einziger von der Brüdergemeinde wegen grober Vergehen ausgeschlossener Neger, Nathanael, mit einem derartigen Wunsche zu Borm gekommen.

fürchten, daß die junge Gemeinde, welche einschließlich der Taufcandidaten und Lehrlinge bereits auf 400 Neger angewachsen war, großen Schaden nehme. Da die verbotenen Handlungen bisher mit Vorwissen des Gouverneurs unangefochten von ihm verrichtet waren, so sah er keinen Grund, warum es jetzt anders sein sollte. Er erklärte also dem Gouverneur seinen Entschluß, auch ferner zu thun, was seines Amtes sei, und sich nur durch Gewalt von seiner Pflichterfüllung abbringen lassen zu wollen; seine Ordination bedürfe der königlichen Bestätigung nicht, da den Brüdern beim Beginn der dänisch-westindischen Mission völlige Religionsfreiheit zugesichert sei. — Den etwaigen Folgen seiner Erklärung sah Martin ruhig entgegen. Noch an demselben Abende kamen über neunzig Neger auf Posaunenberg zusammen; Martin traf für den Fall, daß die Mission durch Gewalt unterbrochen würde, Vorkehrungen. Er wählte aus der Gemeinde zwei Mitälteste, Zacharias und Abraham, und acht Gemeindediener aus und segnete sie vor den Versammelten zu ihren Aemtern ein. Sie sollten die Pflege der Gemeinde übernehmen, wenn sie den Brüdern nicht möglich sei.

Schon bald zeigte sich's, wie nöthig des Missionars Vorsorge gewesen. Zwar ruhete vorderhand die Untersuchung wegen der eben erwähnten Anklage. Dagegen erhob sich wider die Brüder eine neue, welche sie mehrere Monate in's Gefängniß brachte. Sie wurden in einen Prozeß verwickelt, der gegen Tim. Fiedler, den Letzten von der Brüdercolonie auf der Insel St. Croix, eingeleitet war. Im Juli 1738 hatte Fiedler auf einer Plantage auf St. Thomas die Stelle eines Meisterknechtes angenommen. Seine Liebe zu den Gütern dieser Welt entfernte ihn immer mehr von den Brüdern, die mit Schmerz seinem Treiben zusehen mußten. Doch verließen sie den Verirrten nicht;

mehrere Male suchten sie ihn von seinen verkehrten Wegen abzubringen. Nicht lange nach seiner Ankunft in St. Thomas wurde Fiedler des Diebstahls beschuldigt; der Inspektor der von Plessenschen Plantagen wollte in seiner Kiste Sachen gefunden haben, die das Eigenthum seines Herrn seien. Sofort wurde ein Prozeß eingeleitet; Fiedler gefänglich eingezogen. Martin, Freundlich und Rebekka wurden der Mitwissenschaft um diesen Diebstahl angeklagt.

Am 1. October standen sie mit Fiedler vor Gericht. Der Angeklagte wies sein Eigenthumsrecht wegen der fraglichen Sachen nach. Er berief sich auf das Inventarium, an welchem Nichts fehle. Ehe man Martin und Freundlich vernahm, legte man ihnen eine Eidesformel vor, nach welcher sie die Wahrheit ihrer Aussagen beschwören sollten. Allein die Beiden fühlten sich in ihren Gewissen zu der Erklärung gedrungen, daß sie in allen Stücken die Wahrheit bezeugen wollten, aber die Leistung des Eides verweigern müßten. Vergebens berief sich der Richter auf die Gesetze; die Brüder beharrten bei ihrem Entschlusse. Nachdem man ihnen Bedenkzeit gegeben, wurden sie entlassen.

Am 21. Oktober standen die Missionare zum zweiten Male vor Gericht. Als sie wiederum den Eid zu leisten sich weigerten, wurden sie mit einer Geldstrafe von 30 Thalern belegt. Die Verurtheilten, unfähig, diese Summe zu erlegen, sahen voraus, daß sie der angedrohten Gefängnißstrafe nicht entgehen würden. Noch einmal versammelten sie am Abend des 24. Oktober die Gemeinde um sich. An 200 Neger fanden sich ein, auch der alte Freund Carstens war erschienen. Martin ermahnte die Seinigen zur Treue gegen den Herrn trotz allem Wüthen der Feinde. Da er fürchtete, von nun an würden ihm in Zukunft alle Amtsverrichtungen untersagt sein, so taufte er in der Nacht noch zehn Neger in den Tod des Herrn. — Am folgenden Nachmittage erschien der Fiscal

mit einigen Leuten auf der Brüderplantage, um die Missionare in's Gefängniß abzuführen. Getrosten Muthes folgten die Angeklagten; sie waren sich keiner Schuld bewußt. Als sie aus ihrem Hause gingen, sangen sie den Vers: „Die Liebe wird uns leiten, den Weg bereiten, — wir sehen schon von Weitem die Grad' und Zeiten von unsern Seligkeiten. Nur treu! Nur treu!" Ferner: „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein ꝛc." Die anwesenden Neger aber sangen den Scheidenden als Abschiedsgruß: „Jesu, komm doch selbst zu mir ꝛc." Unterwegs sangen die Gefangenen das Lied: „Ermuntert euch, ihr Frommen, zeigt eurer Lampen Schein."

In der Gefangenschaft erfuhren die Brüder von ihren Freunden gar manche Liebe. Vor Allen bewährte sich der treue Carstens als ein Helfer in der Noth. Er besuchte und unterstützte sie mit Speise und Trank. Wenn sie mit einander beteten und sangen, so pflegten sich unter ihrem Fenster die Neger zu versammeln, denen sie in ihren Banden die Gnade Gottes in Christo Jesu verkündigen konnten. Manche Seele ist dort unter dem Fenster zuerst auf den aufmerksam gemacht worden, der gekommen ist, alle Bande zu durchbrechen und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes an's Licht zu bringen. Rührend war es zu sehen, wie die Neger, denen von den Soldaten der Aufenthalt unter dem Gefängnißfenster untersagt wurde, lieber Schläge erdulden, als des Zuspruches der Lehrer entbehren wollten. — Am 29. Oktober wurden die Gefangenen zum dritten Male vor Gericht gestellt. Von Neuem forderte man von ihnen den Eid; sie blieben bei ihrer früheren Erklärung. Nun wurde ihre Strafe auf 60 Thaler erhöht, und als nach einigen Tagen eine erneuerte Aufforderung zur Leistung des Eides von ihnen zurückgewiesen war, stieg sie auf 90 Thaler. Damit war nach den Gesetzen die Proceßordnung zu Ende; den Brüdern stand Nichts an=

deres bevor, als ihre Strafe durch langwierige Haft abzubüßen.

Da sie demnach keine Aussicht auf baldige Befreiung hatten, so wandten sie sich auf den Rath eines Freundes mit einer Bittschrift an den Gouverneur. Da der Letztere gerade abwesend war, so reichten sie ihr Schreiben dem Commandanten ein. Sie erboten sich darin, alle ihnen vorgelegten Fragen nach bestem Wissen und Gewissen, doch ohne Eid, beantworten zu wollen, und baten, den Negern nicht länger das Evangelium entziehen zu wollen. Martin sagte u. A.: „Sie selbst wissen gar wohl, daß ich hier bin, den armen Heiden den blutigen Erlöser, Jesum, unsern Heiland, bekannt zu machen, der auch für Sie, mein Herr, bezahlt hat. Und nun sollen einige hundert Seelen seufzen über Sie? Können Sie das auf ihr Herz und Gewissen nehmen und die Sache noch länger aufhalten? Ich leide nicht allein, sondern die armen Seelen, die Hunger nach Jesu und Seinem Worte haben, müssen mit leiden! Denken Sie, daß er das Seufzen der Elenden nicht hören wird? Da wir Missionare hier sind, um Jesu Wort zu verkündigen, so können wir nicht anders, als uns streng und gewissenhaft an sein Wort zu halten; ja wenn es nöthig ist, so wollen wir es mit unserm Blute bezeugen, daß es sein Wort ist, und daß dasselbige ewige Wahrheit bleibet. Urtheilen Sie selbst, wem es recht ist zu gehorchen, Gott oder den Menschen. Wir bitten nur, daß die unschuldigen Seelen, die durch uns leiden müssen, möchten verschont werden. — Geld haben wir nicht, die uns auferlegte Strafe zu bezahlen. Leib und Seele aber gehört dem Herrn Jesu zu, dem haben sie sein Blut gekostet! — Der Commandant nahm das Schreiben wohlwollend auf. Den Brüdern wurde sogar mitgetheilt, er habe sich zur Zahlung der Strafgelder bereit erklärt, falls sie sich zu dem Eide verstehen würden. Im Uebrigen aber blieb die Lage der Gefangenen unverändert.

Noch war die Anklage wegen der Trauung Freundlich's und der Rebekka nicht erledigt. Der Richter nahm dieselbe auf und leitete die Untersuchung ein. J. Borm hatte seine Anklage also begründet: Weil Martin's Ordination ungültig sei, so müsse es auch die von ihm eingesegnete Ehe sein. Die Trauung sei als nicht geschehen zu betrachten; das Aergerniß, welches Freundlich und Rebekka durch ihr Zusammenleben gäben, müsse entweder durch Trennung der Ehe oder durch erneuerte Trauung beseitigt werden. Eine von Borm an die Ehegatten gestellte Frage, ob sie ordentlich und rechtmäßig getraut sein wollten, beantworteten sie dahin, daß ihre Ehe bereits auf diese Weise geschlossen sei. Am 19. November 1738 wurden Freundlich und Rebekka vor Gericht geladen, zugleich mit ihnen mußte Martin erscheinen, um sich über die von ihm vollzogene kirchliche Handlung zu rechtfertigen. In dem Verhöre (24. November 1738) wurden Freundlich und seine Frau gefragt, warum sie sich nicht in der reformirten oder lutherischen Kirche hätten trauen lassen. Sie antworteten, weil sie zur Brüdergemeinde gehörten, die einen ordinirten Lehrer auf St. Thomas habe. Als man ihnen ferner vorstellte, daß es zu ihrer Trauung der Erlaubniß des Gouverneurs bedurft habe, bekannten sie, keine Ursache gehabt zu haben, dieselbe nachzusuchen. Sie seien bereit, in allen Dingen der Obrigkeit schuldigen Gehorsam zu leisten; nur könnten sie sich nicht zum zweiten Male trauen lassen, da sie ihre Ehe als rechtmäßig geschlossen ansähen. — Nach ihnen wurde Martin vernommen. Offen und freimüthig sprach er vor den Richtern von seiner bisherigen Wirksamkeit, zu welcher er durch königliche Vollmacht berechtigt sei. — Erst am 22. December erfolgte das Urtheil über Freundlich und Rebekka. Es lautete dahin, daß der Erstere binnen 24 Stunden hundert Thaler Strafe erlegen und auf Lebenszeit in Bremerholm bei Kopenhagen an

die Karre geschlossen werden sollte. Rebekka dagegen sollte als Sklavin verkauft und von der Kirche ausgeschlossen werden. Bis zur Vollstreckung des Urtheils mußten die Ehegatten in ihr Gefängniß zurück.

Ueber Fr. Martin dagegen erfolgte kein Richterspruch. Ende November überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, es schien kein anderer Weg zu seiner Rettung möglich, als ihn aus dem Kerker zu entlassen. Carstens nahm den Kranken, nachdem er sich für ihn verbürgt hatte, mit Bewilligung des Gouverneurs in sein Haus auf, und pflegte sein, wie einen seine Mutter pflegt. Ehe der Missionar genesen war, trat eine neue Wendung der Dinge ein, so daß er nicht wieder in's Gefängniß zurückgekehrt ist.

Nun aber, lieber Leser, müssen wir uns nach der Negergemeinde der verfolgten Brüder umsehen. Hat sie sich in dieser Trübsalszeit bewährt? Hat sie Treue und Glauben gehalten? Hat sie würdiglich gewandelt ihres Berufes? Wir dürfen diese Fragen getrost bejahen. Ja, die Bande der Lehrer haben den Negern oft gewaltiger gepredigt, als das Wort ihres Mundes. Ihre Standhaftigkeit und Glaubensfreudigkeit mitten in den Verfolgungen machten gesegneten Eindruck auf die Schwarzen. Manche, welche bis dahin das Evangelium verachtet hatten, fingen an, darnach zu fragen; andere Erweckte lernten an der Treue der Brüder größere Treue gegen den Herrn. „Die Gemeine wächst täglich," schrieb der kranke Martin zu Anfang des Monats December an die Brüdergemeinde in Herrnhut, „von der Zeit an, daß wir im Gefängniß sind. Der Heiland beweiset sich kräftig unter ihnen. Auch Blanke werden durch unser Gefängniß zum Nachdenken gebracht. Ich glaube, Jesus wird es dem ganzen Lande zum Segen machen. Auch im Fort läßt uns der gute Heiland nicht ohne Segen. Es ist da fast kein Soldat mehr, der das Herz hat zu lästern, so schlimm es auch im

Anfange in dem Stück unter ihnen war. Die Offiziere sind uns so geneigt, als es sein kann. O, ich kann es nicht beschreiben, was der Herr an uns gethan hat. Er lasse nur unseren Wandel in der Menschen Augen leuchten, und uns immer geschickter, treuer und lebendiger zu allen seinen Geschäften werden, wir mögen gefangen sitzen oder in Freiheit sein. — Er hat uns Herrn Carstens hier zum Trost gegeben. Ich lege ihn mit seiner Frau und Kinde der ganzen Gemeine an's Herz, daß ihr ihm und seinen Nachkommen einen Segen ausbittet. Mein Sinn ist, auszuhalten und mit der Gnade Gottes zu erwarten, daß er Alles zu seinem Preise geschehen lasse." Ein ander Mal schrieb Martin: „Seid getrost, der Herr wird von etlichen Hunderten in St. Thomas um Errettung angerufen."

Vor seiner Gefangenschaft hatte Martin, wie erwähnt, dafür gesorgt, daß der Unterricht der Neger nicht gänzlich unterbrochen werde. Auf Posaunenberg arbeitete Christoph unter den Negern, Anna Maria unter den Negerinnen. Die Pflege der Heilsbegierigen auf den übrigen Plantagen übernahmen andere Nationalgehülfen. Ihre Arbeit hatte reichen Segen. Damals stieg die Zahl der nach dem Evangelium Verlangenden von 450 auf 650. — Ein seliger Wechsel ging in dieser Zeit mit Anna, des Negers Anton Schwester, vor. Sie war in ihrer ersten Liebe seit Langem erkaltet, die Brüder sahen ihr mit großer Besorgniß nach. Jetzt kam sie zu Martin in's Gefängniß, um sich über ihres Herzens Zustand auszusprechen. „Ach, was fange ich an," sagte sie unter Thränen, „wenn ihr aus dem Lande gejagt werdet." — Ihr Unglück suchte sie in eigener Schuld, und versprach, von nun an den Herrn aufrichtiger zu suchen und die Gemeine um Vergebung ihrer Untreue zu bitten.

Man kann leicht denken, daß die erweckten Neger ein gut Theil von dem Hasse zu tragen hatten, mit dem ihre

Herren gegen die Missionare erfüllt waren. Das Singen und Beten ihrer Sklaven war ihnen ein Dorn im Auge. Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß auf solche geistliche Uebungen die härteste Züchtigung folgte. Ein Herr zündete einmal die Lesebücher der Neger an und schlug sie ihnen so lange in's Gesicht, bis die Flamme ausging. Aber bei dem Allen hielten die Gläubigen treu aus, und trugen mit ihren Lehrern die Schmach um Jesu willen. Wie groß ihre Liebe zu den Gefangenen war, beweisen ihre zahlreichen Besuche im Kerker. Als Martin im December 1738 in Carstens Hause aufgenommen war, blieb seine Krankenstube selten leer von besuchenden Schwarzen. Nach seiner Genesung (15. Jan. 1739) besuchte er seine Leute auf den Plantagen; eine unbeschreibliche Freude rief seine Gegenwart hervor. „Groß ist Gott, unser Herr, wer ist ihm gleich!" riefen die Schwarzen unter Freudenthränen aus und dankten dem Herrn auf den Knieen dafür, daß er ihnen ihren Lehrer wiedergeschenkt habe.

Die Anklageschrift Borm's hatte die Missionare beschuldigt, daß sie den Negern einen mangelhaften Unterricht ertheilten. Auch hierüber wurde eine Untersuchung angestellt, die aber zu Gunsten Martin's ausfiel. Am 22. Januar 1739 waren sämmtliche getaufte Neger zur Prüfung im Castell zu Tappus versammelt; auch Martin war dazu geladen. Vor einer großen Versammlung, den Gliedern des Gerichts, dem reformirten Kirchenrathe und vielen Pflanzern und Bürgern, sollten die Neger Zeugniß ablegen von dem, was sie von Martin gelernt hatten. Der Prediger Borm und eine Gerichtsperson waren die Examinatoren. Die sieben Negerchristen, welche zuerst die Prüfung zu bestehen hatten, antworteten auf die meisten Fragen bestimmt und richtig. Sie wurden u. A. gefragt: „Auf wen seid ihr getauft?" — Antw. „Auf Christum." — „Auf keines Anderen Namen?"

— „Wir sind im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des dreieinigen Gottes, getauft." — „Was ist die Taufe?" — „Die Abwaschung von Sünden, dabei nicht nur Wasser, sondern auch der heilige Geist ist." — „Woher ist das Böse?" — „Das haben wir von unsern ersten Eltern, Adam und Eva; aber das neue Leben wirket der Geist Gottes." — Andere Fragen, die über die Fassungskraft der Geprüften gingen, blieben freilich unbeantwortet. Als Martin daran erinnerte, daß den Negern die Beantwortung solcher Fragen unmöglich sei, und er anfing, sie auf eine angemessenere Art zu fragen, wurde ihm das Reden verboten. Er durfte während der ganzen Prüfung kein Wort weiter sagen. — Borm legte den Christen einige Fragen vor, die ihm der Haß gegen Martin eingab. So fragte er z. B., ob Martin seinen Glauben für besser ausgegeben habe, als den lutherischen oder reformirten? ob er nicht über Leiden und Verfolgung geklagt? ob er gelehrt habe, daß die Neger nach der Auferstehung über die Blanken herrschen würden? ob er ihnen im Abendmahl nichts anders als Brod und Wein gegeben habe? ob sie ihm nichts für seinen Unterricht gegeben, oder ihm dafür gedient hätten? u. s. w. Darauf folgte meist gar keine Antwort. Aber das Zeugniß Aller sprach zu Gunsten des Missionars. Eine Negerin gab auf die Frage von dem Zustande nach dem Tode die Antwort: „Nach dem Tode sind wir bei Gott, und da werden wir Alle gleich sein." — Ein zweite Prüfung sollte nach Verlauf von acht Tagen statt finden. Allein sie unterblieb; es trat während der Zeit ein Ereigniß ein, welches den Dingen auf St. Thomas plötzlich eine unerwartete Wendung gab.

Am 29. Januar 1739 landete Graf Zinzendorf auf der Insel. Er kam wie ein Rettungsengel. „Drei Jahre," sagt er, „hatte ich diese Reise im Plan; hingekommen aber bin ich nach St. Thomas gerade zu der Minute, da ich

sollte.“ Mit ihm zugleich waren die Ehepaare Georg und Maria Elisabeth Weber, Valentin und Veronica Löhans gereist. Die Angekommenen fanden in Carstens Hause gastliche Aufnahme. Martin's Freude war groß.

Des Grafen Ankunft schlug ein wie ein Donner aus heiterem Himmel.*) Als er sich am folgenden Tage bei dem Gouverneur anmelden ließ, bat er, die Gefangenen Freundlich und Rebekka auf einige Tage frei zu geben. Seine Bitte wurde sofort erfüllt. Man las als Loosung des Tages, an welchem das Ehepaar der Haft entlassen wurde, die Worte: „Sie werden zum Thor aus- und einziehen, und ihr König wird vor ihnen herziehen und der Herr vorne an. (Micha 2, 13.) Giebt's draußen Unbequemlichkeiten und drinnen schlecht Geschicke, so geht's doch unserm Herzog nach; uns ist daran gelegen, nichts als Seine Sach' auf unsern Weg' und Stegen.“ — Nie wieder ist den Freigelassenen die Rückkehr in's Gefängniß zugemuthet worden.

Am folgenden Tage, an welchem die Loosung hieß: „Wer euch antastet, der tastet meinen Augapfel an (Sach. 2, 8.) Unter diesem sichern Schild, ist kein Teufel uns zu wild,“ zogen die Brüder mit dem Grafen nach Posaunenberg. Eine große Anzahl Neger hatte sich dort versammelt. Fr.

*) So schreibt Zinzendorf selbst in einem Briefe an seine Gattin vom 28. Februar 1739 von der Insel St. Eustache: „Ich will Dir voraus berichten, daß das theure Gottesblut an den Negern wirklich verrichtet hat, was wir gehört haben, und daß es größere Wunder thut, als wir dachten. Meine Brüder und Schwestern habe ich als Gefangene von drei Monaten gefunden, als ich nach St. Thomas kam oder vielmehr daselbst wie der Donner auf dem Castell einschlug. Doch hat mich mein Lamm den Grafen Zinzendorf vergessen gelehrt, und ich habe mich ganz modest aufgeführt; doch wurden die Gefangenen nach meiner Ankunft frei.“ —

Martin fiel mit der ganzen Gemeinde auf die Kniee, und pries den starken Helden, seinen Heiland, dessen Hülfe das Missionswerk so sichtbar erfahren. Der Graf war bei dem Anblick der Beter tief ergriffen. Nach dem gewöhnlichen Leseunterrichte redete er auf Martin's Bitte zu der Versammlung über den Glauben des Apostels Thomas, der den Heiland an seinen Wunden erkannt und als seinen Herrn und Gott gepriesen habe. Seine Worte fanden ein Echo in den Herzen. Ihrer hundert Neger brachen weinend in das laute Bekenntniß aus, daß Christus auch ihr Herr sei, der sie erlöset habe.

Zinzendorf's Besuch brachte neues Leben in die Mission. Die Streitigkeiten mit dem Gouverneur wurden beigelegt.*) Mit den Missionsarbeitern wurden Conferenzen gehalten, in denen das Beste der Gemeinde berathen wurde. Fast kein Tag verging, an welchem nicht Negerversammlungen statt fanden. Der Graf prüfte die Christen in allen Stücken, und wies sie besonders darauf hin, daß man zum Heiland nur als ein armer Sünder kommen könne. Am 8. Febr. wurden Mehrere in Gemeindeämter eingesetzt. Petrus wurde zum Aeltesten aller Brüder, Magdalena (Marotta) zur Aeltestin aller Schwestern unter Handauflegung eingesegnet. M. Freundlich, G. Weber, Val. Löhans und der Neger Abraham wurden zu Helfern; Rebekka Freundlich, Maria Elis. Weber und Veronica Löhans zu Helferinnen bestellt. Andreas, Samuel, Abraham und Simson erhielten das Ermahneramt; Mingo wurde zum Almosenpfleger ernannt.**) Welch' selige

---

*) Vergebens aber waren des Grafen Bemühungen, den Prediger Borm den Missionaren geneigter zu machen.

**) Auch die beiden nach St. Jan verkauften Helfer Andreas und Johannes kaufte Zinzendorf wieder los.

Veränderung mit diesen Schwarzen vorgegangen, ersieht man aus einem Bittschreiben an den König und die Königin von Dänemark, welches sie dem Grafen mitgaben. Petrus, Mingo, Andreas und Abraham schrieben im Namen von 650 Negern an den König also:

„Gnädiger Herr König! Nun haben wir Hoffnung, daß Eure Majestät befehlen wird, daß wir fortfahren dürfen, den Herrn Jesum kennen zu lernen. Wir stehen bis daher fest, wenn es Gott dem Herrn beliebt, ob wir gleich von Allen sehr bedrückt werden, die da kommen und uns schlagen und hauen, wenn uns der Baas den Heiland lehrt, die die Bücher verbrennen, unsere Taufe eine Hundstaufe, und die Brüder Vieh heißen, und sagen, die Neger müßten nicht selig werden, und ein getaufter Neger wäre Brennholz in die Hölle. Sie haben die Brüder, sonderlich Baas Martinus, die Gott an uns gebraucht hat, und welche von zwanzig Verstorbenen übergeblieben waren, über drei Monat lang auf's Fort gesetzt, und wollen sie vom Lande bannen. Alle berufen sich nun auf Eure Majestät und sagen, Sie hätten verboten, daß die Neger den Heiland sollten kennen lernen, und Sie würden Baas Martinus bald wegjagen. Aber wir glauben es nicht und bitten Eure Majestät, daß Sie uns lassen den Herrn kennen lernen und bei der Brüderkirche bleiben; denn wir wollen mit ihnen zum Heiland gehen. Wir wollen unsern Meistern in allen Dingen gehorsam sein: nur wollen wir unsere Seelen in den Himmel zum Herrn Jesu schicken. Denn wir haben unsere Herren bestohlen, sind maron gelaufen, nach Portorico gegangen, faul gewesen, und haben den Herren die Lebensmittel entwendet: aber nun ist das Alles anders bei uns, wie die Meister selbst wohl wissen. Mancher Neger hat sich für das Böse standhaft Füße und Hände abhauen lassen; wir wollen gern unsern Kopf für die Gemeine unter's Beil hinlegen, um des Herrn Jesu willen,

wenn unsere Meister uns todt machen, wie sie sagen. Gott der Herr segne unseren gnädigsten König tausendmal.",

Magdalena schrieb im Namen von 250 Negerinnen also:

„Große Königin! In der Zeit, da ich in Papaa in Afrika war, habe ich dem Herrn Masu gedient. Nun ich in's Land der Blanken gekommen bin, wollen sie mir nicht zulassen, dem Herrn Jesu zu dienen. Vorher hatte ich nicht den Grund dazu, den ich nun habe. Ich bin in meinem Herzen sehr betrübt, daß die Negerinnen in St. Thomas dem Herrn Jesu nicht dienen sollen. Die Blanken wollen ihm nicht gehorsam sein; das mögen sie thun, wie sie wollen. Aber wenn die armen schwarzen Brüder und Schwestern dem Herrn Jesu dienen wollen, so werden sie angesehen, als wären sie Maronvolk. Wenn es der Königin beliebt, so bitten Sie den Herrn Jesum für uns, und bitten Sie auch den König, daß er Baas Martinus des Herrn Wort predigen lasse, damit wir den Herrn kennen lernen, und daß er uns Neger taufe auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Der Herr bewahre Sie und segne Sie, nebst Sohn und Tochter und der ganzen Familie; und ich werde zum Herrn Jesu für Sie beten."

Am 15. Februar nahm Graf Zinzendorf Abschied von seinen Brüdern aus den Mohren. Er las ihnen folgende Rede in creolischer Sprache*) vor.

„Meine herzlich geliebten Freunde! Ich bin diesen weiten Weg hergekommen, euch zu sehen und freue mich, daß ich einen Anfang unter euch sehe, welches ich mir vor mehr als sechs Jahren gewünscht habe, als ich meine ersten Brüder

---

*) Die creolische Sprache, deren sich die Missionare seit Spangenberg's Besuche im Umgange mit den Negern bedienten, ist ein Gemisch aus Deutsch, Holländisch, Französisch, Spanisch und Dänisch. Vgl. Oldendorp a. a. O. I. S. 424 ff.

zu euch schickte, euch zu lehren. Dank sei Gott unserm Herrn, daß er euren Baas Martinus, meinen theuren Bruder, und seine Gehülfen gesegnet hat. Das wird dem Könige von Dänemark eine große Freude machen, wenn er hören wird, daß in allen seinen Landen Heiden seien, welche den Gott Seiner Majestät, den einigen und wahrhaftigen Gott, kennen lernen. Aber wie groß wird die Freude für unsern Herrn Jesum sein, der alle Seelen der armen Neger mit seinem eigenen Blute erlöset hat, welcher Alles voraussieht und schon unter euch diejenigen weiß, die Ihm getreu bleiben und seiner Seligkeit werden theilhaftig werden! Ich scheide von euch mit so viel Furcht und Zittern, als Freude. Die Ursache meiner Freude ist diese: das Kreuz unsers Herrn Jesu ist nun schon auf ein und fünfzig Plantagen bekannt; wenn nur auf jeglicher Einer ist, der treu bleibt, so wird er ein Licht für alle Neger seines Herrn, und seine Arbeit ein großer Segen für seinen Herrn sein. Was gewinnen nun die Herren nicht, welche über fünfzig, ja über hundert haben, die, um Gott kennen zu lernen, zu Martinus in die Schule gehen, als die Compagnieplantage, Herr Jan de Wint, Herr Adrian Beverhout und Andere? Gott segne alle mit Segen von oben; und mit Segen auf Erden, welche es gerne sehen, daß die Seelen ihrer Neger aus der Sklaverei des Teufels zu der Freiheit Christi gebracht werden. Die Ursache, daß mir euretwegen bange ist, besteht darin: der Teufel und die Welt wird sehr auf euch Acht geben. Wenn ihr nun nicht getreu seid und wandelt, ihr Alle, die ihr das Evangelium höret und lieb habt, sonderlich die ihr im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes von Martinus getauft, und die ihr bestellt seid, die Andern zu lehren, so wird die Welt eurer spotten, und der Teufel euch bei Gott dem Herrn verklagen. Ich habe mich erst gewundert, daß Martinus so scharf gewesen, daß er die Neger von der Lehre weggejagt,

wenn er gehört, sie nähmen von ihrer alten Art wieder Etwas an; aber ich sehe, er hat Recht gehabt, daß er die Unredlichen von Jesu Kirche abgehalten, und von ihren falschen Gedanken abgebracht hat, Etwas sein zu wollen, es in der Welt gemächlicher zu haben, nicht zu arbeiten, frei zu werden und was dergleichen mehr ist. Dafür bin ich auch gut, daß Martinus euch nicht zu der Zeit lehrt, da ihr arbeiten müßt; denn wenn es euch recht um's Seligwerden zu thun ist, so kann Jesus die wenige Zeit segnen, die ihr für euch selbst übrig habt. Ein Heide muß keinen andern Grund haben, sich zu bekehren, als daß er glaubt, Jesus, Gottes Sohn, sein Herr, sei gestorben, für der Menschen Sünde zu bezahlen, und lebe nun wieder, daß die Menschen mit Ihm leben sollen. Ein Heide kann nicht von Natur so viel Gutes thun, als wohl mancher Mensch, der von Kindheit auf gelehrt ist, Gutes zu thun, und nicht Erlaubniß gehabt hat, Böses zu thun; denn ein Heide ist von Jugend auf zum Bösen gewöhnt und hat es nicht besser gelernt. Wenn er aber von dem Herrn Jesu die Gnade bekommt, daß seine Sünden vergeben, und er mit Jesu Blut gewaschen wird, so erhält er Kraft, alles Böse zu lassen und Gutes zu thun; und er haßt die Sünde so sehr, als er sie zuvor geliebt hat. Dann ist er einer von Christi Leuten, so wie Baas Martinus euch ferner lehren wird. Jetzt ist nur mein Wunsch, von euch über einige Stücke Versicherung zu haben; dann werde ich ruhig von euch reisen und vor dem Herrn mit großer Freude an euch gedenken. Für's Erste, daß ihr allezeit an den Herrn Jesum gedenket, daß ihr ihn allezeit bittet, euch den rechten Glauben zu schenken, daß euch der Herr allezeit vor eurer Seele stehen möge, als ob ihr ihn sähet, wie er am Kreuz für euch gestorben ist. Für's Zweite, daß ihr mit Martinus und den Andern, die euch unterweisen, mit einem aufrichtigen Herzen handeln und euch nicht für besser ausgeben möget,

als ihr seid. Drittens, wenn Jemand von der Lehre weggejagt wird, weil er Böses gethan hat, daß er eine rechte Reue habe, einfältig als ein kleines Kind wieder angenommen zu werden hoffe, und Jesum um Gnade und Besserung bitte. Viertens, daß ihr euren Herren und Frauen getreu, und euren Meisterknechten und Bombas gehorsam sein, und alle eure Arbeit mit Liebe und Emsigkeit thun möget, als ob es für euch selbst geschähe. Ihr müßt wissen, daß Christus einen jeden seiner Knechte selbst an die Arbeit stellet; denn der Herr hat Alles selbst gemacht, Könige, Herren, Knechte und Sklaven; und Jeder muß, so lange wir in der Welt leben, gern in dem Stande bleiben, darin ihn Gott gesetzt hat und mit Gottes weisem Rathe zufrieden sein. Denn der hat den Tod allen Menschen zur Strafe gesetzt, und die Kinder müssen auch sterben; aber es ist ihnen nur ein Schlaf; sie gehen mit Freuden dem Leibe nach in's Grab und mit der Seele in den Himmel zum Heiland. Gott hat die ersten Neger gestraft, daß sie Sklaven sein sollten. Die Seelenseligkeit macht euch dem Leibe nach nicht frei, sondern nimmt alle bösen Gedanken, Arglist, Faulheit und Untreuen weg, und Alles, was euch verdrießlich darüber macht, daß ihr Sklaven seid. Denn unser Herr Jesus hat sich selbst, so lange er in der Welt gewesen, zu einem Knechte hingegeben. Er war ein Handwerksmann bis auf wenige Jahre, ehe er aus der Welt ging, und ist in Gottes Wort zu einem Exempel für alle Knechte vorgestellt worden. Ich selber bin wohl frei geboren; aber mein Heiland hat mich gelehrt, Tag und Nacht mit Lust für Andere zu arbeiten. Fünftens, wünsche ich, daß ihr allezeit an die andern Neger und Wilden, welche durch die Brüder an so vielen Orten zu Jesu gerufen sind, denken möget; denn bei euch haben wir zuerst angefangen, und so viele Brüder und Schwestern sind hier unter der Arbeit an euren Seelen und unter Gebet für euch gestorben.

Ich hoffe, daß ihr, die ihr die Ersten gewesen, nicht die Letzten werden sollt. Der Herr segne euch Alle, und gebe, daß ich euch mit Freuden vor seinem Throne sehe, und daß ein Jeder mit mir und Martinus singen möge: Die Seele Christi heil'ge mich zu einer Seel' und Geist mit sich, wie wir so oft hier in St. Thomas gesungen haben. Lebet wohl." —

Große Gottesthaten hatte der Graf unter den Negern gesehen. Er fand sich durch sie reichlich erquickt und getröstet über so manches Leid, das er von seinen Feinden in Europa hatte erdulden müssen.*) Ueber S. Jan und S. Croix, wo er an den Gräbern der dort entschlafenen Brüder stand, trat er am 17. Februar seine Rückreise nach Europa an. Wohlbehalten langte er mit seinen beiden Begleitern, dem Neger Andreas und Jens Rasmus, am 1. Juni in Marienborn im Kreise seiner Familie an. Am folgenden Tage, der ein Bettag war, erstattete er der Gemeinde einen ausführlichen Bericht, den ich hier einrücken will.

„Die Hauptursache der Reise war: Wir Arbeiter, sonderlich aber Bischof Nitschmann und ich, sind schuldig, die Gemeine zu besuchen; und da ist's einerlei, ob sie 80 oder 1000 Meilen entfernt sind. Es sind jetzt 3 Gemeinen unter den Heiden gepflanzt, unter den Hottentotten, in Grönland und in St. Thomas. Da traf sich's nun, daß Nitschmann (nicht der Bischof, sondern der nachmalige Syndicus) nach Ceylon ging und unterwegs die Hottentotten besuchen konnte. Neißer ging nach Grönland, also blieb mir die Reise nach Thomas übrig. Ich reiste gern hin; ich wußte nämlich, daß dort und in Crux eine große Menge Brüder und Schwestern ge-

*) Vgl. des Grafen Schreiben an einen mißvergnügten Freund d. d. St. Eustachius, den 26. Februar 1739, in den Theologischen Bedenken. Büdingen, 1742. S. 190 ff.

storben; das that mir weh, und ich erkannte für nothwendig, selbst hinzureisen. Es wird bei uns behauptet, daß es dem Heiland einerlei sei, ob er einen da oder dort lebendig erhalte, und daß alles von ihm dependire, und da müssen wir beweisen, daß man es glaubt. Weil es nun von Thomas eine bekannte Sache ist, daß man glaubt, es müssen ordinär alle Menschen da sterben, so habe ich den Heiland viele Jahre her herzlich gebeten, Er möchte doch die Umstände so fügen, daß ich hinkäme, und zwar zu einer Zeit, da es unentbehrlich, daß einer von uns hinmüßte. Da traf es sich nun, daß einer da nothwendig war, und ich hatte ein lebendig Gefühl davon. In Holland kam es darauf an, ob ich oder Reißer hin sollte. Ich fand keine Freudigkeit, diesen hinzuschicken, und bat den Heiland, daß er mir es auftragen möchte. Es kostete viel Kampf, da ich in Amsterdam war. In Texel wurde die Sache noch mehr auseinander gewickelt. Wir bekamen guten Wind; alle Schiffe segelten ab. Als wir abschiffen wollten, riß der Anker und mußte etliche Tage gesucht werden. Leonhard Dober und Andere waren noch bei mir; da wurde die Sache auf's Neue in Krise gesetzt und in Ueberlegung genommen. Wir konnten endlich nicht anders, als darüber loosen, weil das bisher noch nicht geschehen war. Da traf das Loos: „Daß mir zwar der Heiland die Sache nicht zumuthe, wenn ich's aber auf Tod und Leben wagen wolle, so solle ich's im Namen Gottes thun." Das geschah am 25. December 1738, und den 26. reiste ich weg. Kurz darauf sahen wir alle Schiffe, die vor uns abgesegelt waren, wieder in den Hafen einlaufen, denn sie waren von dem gewaltigen Sturm zurückgetrieben worden. Wir hingegen kamen unbeschädigt und ohne die Segel zu verändern, in der 5. Woche nach St. Eustachius; daselbst wurden wir in zwei Stunden expedirt und langten bald darauf in Thomas an. Daselbst traf ich die Arbeiter der Gemeine seit 3 Monaten

im Gefängniß und den Bruder Friedrich Martin todtkrank, der wegen seiner Krankheit aus dem Castell in eine Stube war getragen worden. — In Eustachius machte man mir das gewöhnliche Compliment, ob ich wisse, daß St. Thomas das allgemeine Todtenloch in Westindien sei, daraus niemand leicht zurückkäme, wegen der pestilenzialischen Luft? Ueberdies käme ich zu der allerungesundesten Zeit; im Sommer, wenn die allergrößte Hitze sei, wäre es noch am Besten; wenn ich nur 2 Monate später gekommen wäre. Ich aber blieb bei alledem ganz getrost, und fiel mir nicht einmal etwas Anderes ein, als daß des Heilandes Sinn geschehen sollte. Wäre ich da gestorben, so wäre ich zufrieden gewesen, und die Leute hätten doch gesehen, daß man nicht nur die hinschickt, die man entbehren kann, sondern auch solche, die man sonst wohl zu brauchen weiß, und daß es uns Ernst ist mit der Sache. Denn so muß es in der Gemeine Gottes hergehen.

Den Abend, da ich hinkam, schickte ich zum Gouverneur und ließ ihm meine Ankunft wissen, er solle die gefangenen Brüder und Schwestern losgeben. Er schickte sie mir gleich. Sie waren mehr todt als lebendig, sonderlich Freundlich. Dem küßte ich im Beisein des Offiziers, der sie mit einem Compliment vom Gouverneur brachte, ehrerbietig die Hand. Am folgenden Tage gab mir der Gouverneur die Visite. Er entschuldigte sich wegen der Gefangennehmung der Missionare; er könne Nichts dazu, das Volk habe es gethan wider seinen Willen und Erlaubniß; die Freiheit sei hier gar zu groß; man könne es den Leuten nicht steuern. Das hielt ich für leere Worte und sagte in meinem Sinn ziemlich deutsch, meine Brüder wären öffentlich hier als Heidenboten; sie hätten sich öffentlich und ordentlich in Kopenhagen gemeldet; wie er es verantworten könne, daß er die Heidenbekehrung nun schon seit drei Monaten gehindert? Von uns habe er diesmal Nichts zu befürchten; wir würden keine Satisfaction verlangen, es

sei denn, daß wir es höheren Ortes berichten müßten, damit die Sache in's Künftige nicht wieder gestört würde. Er sagte, er sei froh, daß ich gekommen wäre, denn nun habe er doch eine Entschuldigung, sie loszugeben; er werde von den Einwohnern grausam geplagt; es sei eine sehr große Wuth ꝛc. — Nach einigen Tagen bat mich der Gouverneur, eine Convention einzugehen und einen Vertrag zu machen, auf was Art und Weise die Brüder das Amt des Evangelii treiben sollten, welches so lange gelten solle, bis von Kopenhagen eine Confirmation der Missionare käme. Ich war sogleich willig und machte ein Project, so gut als ich's konnte, und gab's ihm zu lesen, sagte ihm aber dabei, daß ich's Fr. Martin weisen müsse. Als ich's Fr. Martin vortrug, wollte dieser Nichts von einem Vergleich hören; es sei nicht daran zu denken; er weiche und wanke keinen Schritt; weder vom König noch Gouverneur noch von sonst Jemand sei er hergesendet, sondern vom Heiland selbst; er dürfe mit Niemand in diesem Werke einen Vergleich errichten, noch von Jemand Confirmation erwarten; denn sonst gäbe er sich gleich aus des Heilands Schutz; eine Sache wolle er accordiren, daß er keine Leute trauen wolle, ohne es dem Gouverneur zuvor anzuzeigen. Ich sagte solches dem Gouverneur wieder; ich hätte zwar den Vergleich aufgesetzt, aber Fr. Martin wolle sich sein Amt nicht einschränken lassen; Confirmation brauchten wir vom König schlechterdings nicht; wenn sich die Mohren unter königlichem Privilegio bekehren könnten, so kriegten wir Heuchler; so aber hätten wir lauter Leute, die unter Druck und Spott den Herrn Jesum suchten; es sei uns genug, wenn wir tolerirt würden; die Pfarrer suchten zwar die bekehrten Neger an sich zu ziehen, bisher aber wären von siebenhundert nur vier zu ihnen getreten; wir bewiesen Liebe genug, daß wir nicht klagten. Fr. Martin ließ es endlich auf's Loos ankommen; da traf das Loos, es solle bleiben, wie er gesagt.

Unterdeß mußte die Sache dem König berichtet werden, weil die Brüder ihres Lebens nicht sicher sind, und es leicht auf Mord und Todtschlag hinauslaufen kann. —

Die Bosheit der Leute in St. Thomas kommt daher, daß die Negerinnen nicht mehr nach ihrem Willen handeln wollen. Dadurch ist ihnen ein großer Strich durch ihre Rechnung gemacht worden. Dazu kommt, daß der Vornehmste auf der ganzen Insel, Herr Carstens, sich bekehrt hat; der ist noch über dem Gouverneur und einer von den westindischen Directeurs, dergleichen auch der König von Dänemark einer ist. Durch Spangenberg's Zeugniß ist er erweckt worden, und man verliert ihn jetzt unter den Brüdern. Sonst war er der Gastgeber auf der ganzen Insel, und seine Neger waren die besten Musikanten, die auf allen Gelagen und Schmausereien sein mußten. Nun aber sind zwei derselben Lehrer unter den Negern. — Die Freiheit, welche die Europäer in Westindien haben, ist erstaunlich, und die Meisten haben sich bloß deßwegen dahin begeben, um alle Bosheiten, Wollüste und Gottlosigkeiten frei und ungehindert ausüben zu dürfen. Der Gouverneur von St. Eustachius hat mir ganz offenherzig herausgesagt: „Wir hätten nicht Ursach, uns über den Gouverneur von St. Thomas zu beklagen, sondern es sei nur zu verwundern, daß unsere Gebeine davon kämen; wenn man den Leuten die Freiheit zu sündigen nehmen wolle, so werde die ganze Colonie ruinirt; der Gouverneur werde von Allen für geschossen gehalten und für nicht werth, ein Gouverneur zu sein, weil er so gelinde mit unsern Brüdern umgehe und es zulasse, daß auch nur Ein Neger bekehrt werde; ganz Westindien werde sich gegen uns auflehnen, und wir würden einen allgemeinen Krieg bekommen; es kämen sehr viele Inconvenienzen aus unserer Sache; die Sklaven, die man mit großer Mühe und Arbeit dahin gebracht, daß sie endlich glauben müssen, sie wären Geschöpfe des Teufels,

Bestien und keine Menschen, Creaturen, die zu nichts Anderm da wären, als sich zur Hurerei und andern Sünden mißbrauchen zu lassen, überredeten wir, sie wären Geschöpfe Gottes, auch für sie sei der Sohn Gottes auf die Welt gekommen, habe für sie sein Leben gelassen, sie von aller Sklaverei erlöst und zu Seinen Kindern angenommen; also sollten sie ebensogut sein, wie ihre Herren. Dann würden diese keine Sklaven mehr haben, sondern bloß Lakaien und Domestiken; Friedrich Martin's Name werde schon auf allen Inseln genannt, und alle Mohren in ganz Westindien, die es hörten, würden sich bekehren; sie aber würden sich mit Händen und Füßen darwider setzen und das Volk zu hindern suchen. Ich sagte ihm, sie hätten Recht, ich könnte ihnen Nichts antworten; sie sollten mit uns thun, was sie wollten; wir würden's auch so machen; wir glaubten einen Heiland, sie nicht; wir glaubten, daß die Mohren durch das Blut Jesu Christi selig werden sollten; dem Heiland zu Liebe wären wir nicht unter die vornehmen, reichen, gescheuten Heiden in China gegangen, sondern unter die häßlichsten Heiden, die Grönländer, die Hottentotten, und unter die zertretenen Sklaven in St. Thomas.

In Herrn Carstens Hause hatte Fr. Martin bisher keine oder doch nur wenige Neger dazu bringen können, daß sie sich bekehrten; es kam keiner zu ihm, da ihr Herr ihnen doch alle Liebe bewiesen haben würde; die Sklaven hingegen, die von ihren Herren alle Martern deshalb ausstehen müssen, laufen schaarenweise zu ihm herbei. Als ich nun in Herrn Carstens Hause war, glaubte ich, ich müßte mich an diese armen Neger machen und sie dem Heiland zuweisen. Ich redete ihnen freundlich zu und sagte ihnen, daß sie sich bisher nicht zum Heiland bekehrt, wundere mich nicht; denn dadurch habe der Heiland beweisen wollen, daß die Bekehrung der Heiden Sein Werk sei, und daß Herr Carstens, in dessen

Hause sie alle Freiheit und Gelegenheit dazu haben könnten, ihnen an und für sich dazu nicht helfen könne, — und daß sie sich nicht um des Brodes willen bekehrten. Jetzt aber, da ich mich bei ihnen aufhielte, wolle ich Etwas mit ihnen reden, wüßte aber nichts Anderes, als von dem Lamme Gottes, das sich für aller Welt Sünde habe schlachten lassen; sie könnten alle Tage und Stunden zu mir kommen. Der Heiland segnete es also, daß der Bruder Georg Weber nunmehr zu ihrem ordentlichen Lehrer eingesetzt worden ist.

Als wir zwei Tage bei Herrn Carstens gewesen waren, gingen wir auf unsere Plantage, den sogenannten „Posaunenberg" (Jes. 18, 3.) Es ist gar zu schön anzusehen, wie erpicht die Neger auf die Sache des Heilandes sind, und das Kreuz Jesu packt sie ungemein. In 2 Tagen konnte ich so viel Creolisch, daß ich den Negern predigen konnte, und nachgehends machte ich ihnen Lieder und schrieb auch Creolische Briefe. Weil im Versammlungssaal kein Platz war und es selten regnet, so haben wir die meisten Versammlungen haußen gehalten. Die Mohren-Gemeine ist stärker als die Herrnhutische, sie ist auf 700 Personen stark; ich habe 670 aufgeschrieben. Sie ist aber niemals beisammen, sondern sehr zerstreut auf 52 Plantagen und in der Stadt. Der Geist Jesu ist wahrhaftig unter ihnen, und in etlichen Jahren werden sie ganze Leute werden. St. Thomas ist ein viel größer Wunder, als Herrnhut. Als ich über die Worte redete: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr rc." sind die Neger fast in Thränen zerflossen. Auch sangen sie die Lieder: „Die Seele Christi heil'ge mich rc."; „Amen! das ist, es werde wahr, stärk unsern Glauben immerdar rc." deutsch. Durch die Gnade des Heilandes ist daselbst eine ordentliche Gemeine eingerichtet; sie haben ihre Aeltesten, Helfer, Aufseher und Ermahner. Ich habe Fr. Martin's Getaufte examinirt; es war nicht die geringste Werkheiligkeit in ihnen. Unsere

Brüder nähren sich von ihrer Hände Arbeit und nehmen von den Negern Nichts.

Während meines Aufenthalts in Thomas ging's übrigens nicht gar stille zu. Wir waren keinen Tag unseres Lebens sicher. Sie wollten Herrn Carstens und mich todt schlagen. Als ihnen das mißlang, bat das Volk den Gouverneur, er solle mich auf's Castell festsetzen und nach Kopenhagen schreiben, ob ich der Graf Zinzendorf wäre; ich sei ein Spitzbube und kein Graf, der würde nicht aus Europa herkommen. Der Gouverneur hatte zwar nicht übel Lust; aber er wußte, daß ich's war, und hatte dazu untrügliche Kennzeichen. Daher unterstand er's sich nicht. Es kam endlich so weit, daß die Leute ein Memorial an den Gouverneur einreichten, er solle entweder die Brüder von der Insel wegjagen, oder sie wollten das Eiland verlassen. Als ich von der Gemeine Abschied nahm, hielt ich noch eine Rede, und bat die schwarzen Brüder und Schwestern, dem Heiland bis in den Tod treu zu bleiben, welches etwa eine Viertelstunde länger, als sonst, währte. Da fiel der Stadtrichter, der Fiskal und noch ein betrunkener Mensch in meiner Gegenwart ein, hieben und schlugen die Neger und jagten sie auseinander. Der Gouverneur ließ zwar bei mir Abbitte thun und versprach ernstliche Genugthuung, aber er selbst ist ein bitterer Feind. Seit ich weg bin, sind sie schon wieder einmal eingefallen, haben unter den Negern gewüthet, sie geschlagen und einer Nationalgehülfin in's Gesicht gehauen, daß ihr das Blut zum Gesicht herunter gelaufen ist. Es sind apostolische Zeiten, das ist gewiß! — Friedrich Martin, oder wie man ihn dort nennt, Martinus, ist der natürliche Magister Schwedler, wie er leibt und lebt, in all seinem Thun und Wesen. Er hängt nur in der Haut. Er ist im allgemeinen Respekt; der Gouverneur selbst unterstand sich nicht, auch nur e i n unschönes Wort von ihm zu reden. Die Leute reden von ihm, als wenn er ein

Prinz oder großer Herr wäre. Hinterwärts thun sie ihm allen Tort. Als er im Gefängniß saß, ließ er bald den Commandanten, bald den Stadtvoigt oder sonst eine Magistrats-Person rufen, sagte ihnen bei Gelegenheit derb die Wahrheit und ließ sie wieder gehen. Diese Leute hörten ihn gemeiniglich geduldig aus und gingen gebeugt hinweg, dabei aber blieb er immer im Gefängniß." —

In einer Conferenz, welche Graf Zinzendorf vor seiner Abreise von St. Thomas mit den Missionsarbeitern hielt, hatte man den Beschluß gefaßt, die Negerversammlungen an verschiedenen Orten der Insel zu halten. Dazu waren der Posaunenberg, Tappus, Muskitobai und die Perl ersehen. Die Brüder meinten, durch diese Einrichtung den Weißen die Furcht zu nehmen, mit welcher sie von den zahlreichen Versammlungen auf dem Posaunenberge sprachen. Noch im Monat Februar 1739 wurde der Conferenzbeschluß ausgeführt. Der Posaunenberg war und blieb der Neger Zion. Hier wurden die Bettage gehalten, hier wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Seit im März 1739 die Negerversammlungen wieder öffentlich stattfinden durften, mehrte sich die Gemeine täglich. Es waren liebe, gottinnige Seelen darin. Sie zeichneten sich vor den anderen Negerchristen durch ihre Erkenntniß sowohl, als durch ihren christlichen Wandel aus. In der Mitte des Monat Mai hatten die Brüder auf Posaunenberg an 1000 Schwarze in ihrem Unterrichte. Die Plantage Perl auf der Nordseite der Insel gehörte dem wackeren Missionsfreunde Carstens. Er sah es gern, daß seine Neger in der heilsamen Erkenntniß Jesu Christi unterwiesen wurden. Am 20. Februar eröffnete Martin daselbst eine Negerschule mit wenigen Zöglingen. Wie es seine Methode war, so verband er auch hier mit dem Leseunterrichte die Unterweisung im Christenthume. Sobald die Neger über den eigentlichen Zweck dieser Schule im Klaren waren, kamen sie

in großer Anzahl herbei. Im März übernahmen die Geschwister Weber ihre Leitung; Martin kehrte krank nach Posaunenberg zurück. Mit welchem Segen sich der Herr zu der Arbeit auf der Perl bekannte, mag man daraus erkennen, daß im folgenden Jahre die Anzahl der erweckten Neger auf 90 gestiegen war. Auf der Plantage Muskitobai arbeiteten anfangs die Geschwister Weber. Als diese bald darauf nach der Perl gezogen waren, so traten die Helfer Mingo und Andreas in ihre Stelle. Zu rechter Frische entfaltete sich aber das Leben erst, seit im Mai Martin dahin zog. Im Juli schreibt er, daß unter den Negern ein großer Hunger nach Gnade sei; ihrer 89 kämen voll Heilsbegier in seinen Unterricht. — Martin konnte freilich nicht seine ganze Thätigkeit den Negern auf Muskitobai widmen. Da er die Aufsicht über sämmtliche Missionsstationen führte, so war er genöthigt, von Ort zu Ort zu reisen. Ueberdies war er damals durch seine Kränklichkeit vielfach in seinem Wirken gehemmt. — Die Geschwister Löhans fanden im Mai 1739 ihren Wirkungskreis in Tappus. Sie wohnten in Carstens Hause, der, auf einer Reise nach Kopenhagen begriffen, ihnen gern die Aufsicht über dasselbe aufgetragen hatte. Nicht so, wie auf den übrigen Plantagen, zeigten sich hier die Früchte der Arbeit. Doch waren die Bekenntnisse einiger Neger von ihrem sündlichen Verderben und dem Verlangen nach dem Heilande den Geschwistern große Erquickung. Veronica Löhans arbeitete im Segen unter den Negerinnen.

Aus der Ausdehnung des Arbeitsfeldes könnte man schließen, daß die Feindschaft gegen die Mission aufgehört und das Werk ungehindert seinen Fortgang genommen habe. Allein dem war nicht so. Hatte der Gouverneur dem Grafen Zinzendorf auch versprochen, den Brüdern nicht länger entgegentreten zu wollen, so ließ er sich doch bald durch die

Einflüsterungen der Plantagenbesitzer zu Verordnungen verleiten, welche der Missionsthätigkeit nicht günstig waren. Wenige Tage nach Zinzendorf's Abreise, am 21. Febr., ging von ihm ein Befehl aus, daß kein Neger nach Sonnenuntergang den Boden seines Herrn verlassen solle; wer dem zuwiderhandle, solle mit dreißig Peitschenhieben öffentlich bestraft werden. Diese Verordnung gab den Abendversammlungen der christlichen Neger den Todesstoß; das mag auch die Absicht derer gewesen sein, welche dazu Veranlassung gegeben. Die Missionare meinten indessen, da ihnen der Befehl nicht mitgetheilt wurde, er dehne sich nicht auf die Zusammenkünfte auf Posaunenberg aus. Getrost, nichts Böses ahnend, hielten sie am nächsten Sonntage ihre Gottesdienste mit den Schwarzen. Am folgenden Tage (23. Febr.) Abends aber drangen sechs bewaffnete Weiße in das Missionshaus, um es zu durchsuchen. Vergebens suchte Martin die Eindringlinge zu beruhigen. Nur mit Mühe gelang es den anwesenden Negern, sich durch die Flucht in die nächsten Zuckerfelder zu retten. Einige von den Missionsarbeitern wurden durch die Schwerter der Wütheriche erheblich verwundet. — Zwei Tage nachher ereignete sich ein ähnlicher Ueberfall.

Es war, als ob das Reich der Finsterniß noch einmal seine Kräfte zusammengerafft hätte. Der Gouverneur, jetzt gegen die Brüder wohlgesinnt, nahm sie in seinen Schutz. Ende März waren die Versammlungen auf Posaunenberg wieder erlaubt. Damit trat nach langen Kämpfen eine Zeit der Ruhe ein. Die Mission ging unangefochten ihren Weg. Widrigkeiten, welche den Brüdern von einzelnen Feinden bereitet wurden, schlugen sie nicht hoch an, zumal ihnen von anderer Seite her eine Anerkennung ihrer Arbeit zu Theil wurde. Im Juni 1739 nämlich traf die lange erwartete königliche Entscheidung über die Frage wegen Martin's

Ordination von Kopenhagen ein. Sie war zu des Missionars Gunsten ausgefallen; er wurde als ordentlicher Lehrer der Neger anerkannt und bestätigt. Durch diesen Bescheid wurde ihm die ungehinderte Verrichtung kirchlicher Handlungen wieder gestattet. Der Gouverneur verlangte nur, daß ihm jedes Mal vor einer beabsichtigten Negertaufe Nachricht davon gegeben werden sollte.

Wie nach einem Gewitterregen die Felder in neuer Frische sprießen, so lebte nach so schwerer Drangsalszeit die Mission in St. Thomas fröhlich auf. Die Gnade des Herrn waltete in der Gemeinde, und von ihr aus ergoß sie sich wie ein Strom auf das Verlorene. Schon früher hatten die Negerchristen gezeigt, wie lieb und werth ihnen die gemeinsame Erbauung war. Als ihnen die Versammlungen auf Posaunenberg verboten waren, begannen sie, auf ihren Plantagen zu Gebet und Andacht zusammen zu kommen. Oft machten sie den Busch zum Tempel, in welchem sie ungestört dem Herrn, ihrem Gotte dienten. Nachdem ihnen der Besuch der Missionare wieder erlaubt war, sammelten sie sich in Schaaren um die Predigt des Wortes.

Die Brüder wurden in ihrer Arbeit durch treue Nationalgehülfen unterstützt. Auf Posaunenberg wurde einer Anzahl Neger aufgetragen, in Abwesenheit oder während der Krankheit der Missionare die öffentlichen Vorträge in den Versammlungen zu halten. Für die Neger auf den Plantagen sorgte Martin dadurch, daß er sechszehn „Fischer," wie er sie nannte, auswählte, die je zween und zween auf der Insel umherziehen und das Evangelium verkündigen sollten. Sonnabend und Sonntag waren die Tage, an welchen sie das Netz auswarfen. Unter ihnen zeichnete sich besonders Abraham aus, dessen Herz von Verlangen brannte, den Negern den Herrn Jesus anzupreisen. Mit unermüdlichem Eifer legte er von dem Gekreuzigten fröhliches Zeugniß ab. Bittere

Verfolgungen, Schmach, Härte der Behandlung, Nichts in der Welt konnte ihn abhalten, dem seligen Geschäfte, Seelen für das Lamm zu werben, zu entsagen.

Also begann gegen das Ende des Jahres 1739 auf dem Missionsfelde in St. Thomas ein liebliches Wachsthum. Daß sich unter dem Waizen gar manches Unkraut fand, darf uns nicht befremden. So fiel z. B. einer der Getauften in grobe Sünden der Fleischeslust, und er mußte von der Gemeinde ausgeschlossen werden. Anderen ward der übermäßige Genuß berauschender Getränke, wozu sie von feindseligen Weißen verleitet waren, der Anfang längerer Verachtung des Wortes. Dem treuen Liebeseifer der Brüder gelang es bisweilen, die Verirrten zurückzuführen; oft aber achtete man ihrer Mahnungen und Bitten nicht. Unter solche betrübende Erfahrungen beugten sich die Missionare in Geduld und Hoffnung, um der Freude willen, welche ihnen ihr Herr an so manchem Kinde der Gnade reichlich schmecken ließ.

Jesus Christus blick' dich an,
Volk bei Jesu Fahne,
Hätt' Er's nicht an dir gethan,
Wärst du ab vom Plane.

Kirchlein, du ward'st aufgespart
Zu den Kirchenzeiten,
Da sich nun die Wundenfahrt
Anfängt auszubreiten.

Wunder ohne Ziel und Zahl,
Gnade ohne Schranken,
So, daß man der Gnadenwahl
Nicht genug kann danken.

Wer hätt's in der Welt geglaubt,
Daß in unsern Landen
Jemals würde sein erlaubt,
Was nun schon vorhanden!

Nahe war es an der Zeit,
Daß man in den Klüften
Seiner Seele Seligkeit
Hätte müssen stiften.

Und auf einmal bricht der Herr
Aus in alle Weite,
Und führt seine Wanderer
In die Läng' und Breite!

Er besetzt das Erdenfeld; —
Fast an jedem Orte
Hat Er eine Wacht bestellt,
Eine Gnadenpforte.

Danket unserm treuen Haupt!
Ewig sei's gepriesen!
Mehr als Sein Volk je geglaubt,
Hat Er sich bewiesen.

Lebe nun, o Kreuzgemein',
Steh' auf deinem Posten;
Schreib' die Gnad' in Tafeln ein,
Welche niemals rosten!

Laß' in deiner eignen Seel'
Und in andern Herzen
Das Wort von Immanuel
Glüh'n wie helle Kerzen!

Zeuge von dem Lösegeld,
Vom erworb'nen Heile; —
Dieses sei vor aller Welt
Deine Feuersäule!

Jeden Druck und jeden Tort,
Den wir leiden müssen,
Kann uns Lieb' und Gotteswort
Seliglich versüßen.

Satan hat wohl großen Zorn,
Aber wenig Kräfte;
Jesu Kreuz ist ihm ein Dorn
Bei dem Truggeschäfte.

Kirche! Leb' in dem Gefühl
Deß, der dich geladen,
Bis du kommst zum hohen Ziel
Der verheiß'nen Gnaden;

Bis du nach der Streiterzeit
Schauest ihn, den treuen,
Der sein Mahl in Herrlichkeit
Will mit uns erneuen.

Fünftes Kapitel.

Christian Gottlieb Israel. — Martin's Wirksamkeit auf St. Thomas, St. Croix und S. Jan bis zu seiner Reise nach Europa. (1746.)

Mache den Raum deiner Hütte weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken, und dein Same wird die Heiden erben und in den verwüsteten Städten wohnen. Jes. 54, 2. 3.

Zu Anfang des Jahres 1740 erhielt Martin von der Gemeinde in Herrnhut einen wackeren Gehülfen zugesendet, der, zwar zunächst für eine Mission in St. Croix bestimmt, doch besonders auf St. Thomas eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet hat. Er heißt Christian Gottlieb Israel.*) In dem Dorfe Eubau geboren und in dem Waisenhause zu Herrnhut erzogen, hatte er später das Schneiderhandwerk erlernt. Er war, nach seinem Aeußeren zu urtheilen, durchaus untauglich zu einem Missionar. Er hatte einen überaus gebrechlichen Körper, dazu ein steifes kurzes Bein und war

*) Cröger, Gesch. der ern. Brüderkirche, 1852. I. S. 400, nennt ihn „den lahmen Weber Georg Israel." —

ganz ausgewachsen. Aber in dem jungen Schneidergesellen brannte das Feuer der Liebe Christi. Was er aus der Heidenwelt gehört, das erweckte in ihm das Verlangen, ein Prediger des Evangeliums unter den Heiden zu werden. Er mochte etwa 25 Jahre alt sein, als er 1738 seines Herzens Wunsch der Gemeinde in Herrnhut mittheilte. Er schrieb ihr u. A. so: „Ich weiß, an wen meine Seele glaubt. Er hat mir einen Sinn gegeben, daß ich nicht zum Zwecke machen will, was vergänglich ist. Ich verlange Nichts mehr, als sein Werk zu treiben und Andern die Gnade anzupreisen, die er mir geschenkt hat. Ich finde in mir keine Geschicklichkeit dazu, aber ich bitte den Heiland, mir zu geben, was er mir zugedacht hat. Ich glaube, daß ich unter die Heiden gehen werde, wenn es der Heiland wird haben wollen. Ich will ein Pilger sein, der Nichts hat und Nichts haben mag, als nur den gekreuzigten Heiland zu verkündigen.“ Der Wunsch des Jünglings wurde bald erfüllt. Die Gemeinde sonderte ihn aus, als Missionar zu den Negern in Guinea zu ziehen. Israel reiste nach Amsterdam, von wo er der Westküste Afrika's zuzusteuern gedachte. In Heerendyk empfing er die Weihe als Lehrer der Heiden. — Allein seine Abreise verzog sich. Bei seiner Rückkehr aus Westindien traf ihn Zinzendorf in Amsterdam; und auf des Grafen Vorstellungen war der Jüngling bereit, als Lehrer der Negersklaven nach Westindien zu gehen.

Mit ihm zog ein anderer für die Mission auf St. Thomas bestimmter Bruder, Albin Theodor Feder. Der war aus Hof im Voigtlande gebürtig und hatte manches Jahr auf Schulen und den Universitäten Jena, Leipzig und Halle studirt. Als er im Frühjahre 1734 nach Herrnhut kam, wurde des Jünglings Herz an dem Feuer entzündet, welches damals in der Gemeinde brannte. Graf Zinzendorf ging gerade mit dem Gedanken um, der Mission in St. Thomas

einen gelehrten Theologen zuzusenden. Er theilte Federn seine Gedanken mit, und fand ihn bereit, als Prediger unter die Neger auszuziehen. Auf des Grafen Rath reiste der Missionar nach Kopenhagen, um sich von König Christian VI. in seinem Amte bestätigen zu lassen. Am 7. August 1739 erging an die westindische Compagnie ein königlicher Befehl, in welchem Feder und Martin ein ungehindertes Wirken auf St. Thomas zugesichert ward. Auch der Gouverneur auf der Insel wurde angewiesen, die beiden Heidenboten wider alle Feindschaft in Schutz zu nehmen. — Nachdem Feder mit dieser Entscheidung zurückgekehrt war, wurde er in Marienborn zu seinem Amte eingesegnet.

Am 17. November 1739 lief das Schiff, das die Brüder nach Westindien führen sollte, aus dem Texel an der holländischen Küste in See. Unterwegs hatten sie gar manches Ungemach zu tragen. Feder wurde sogleich seekrank, und Israel pflegte sein in unermüdeter Liebe. Aber der treue Freund hatte am 26. November, als er für den Kranken Wasser vom Verdeck holen wollte, das Unglück, die Schiffstreppe herunterzustürzen und sein lahmes Bein dergestalt zu quetschen, daß er mehrere Wochen nicht gehen konnte und Tag und Nacht heftige Schmerzen litt. Sie fanden bei ihrer Noth in dem Koch des Kapitains, einem getauften Neger, einen Freund; auch der Kapitain nahm sich ihrer an und versorgte sie mit Speise von seinem Tische. Nach ihrer Genesung bewiesen sich die Brüder dankbar. Feder unterrichtete den Neger auf seinen Wunsch im Rechnen, und Israel arbeitete auf seinem Schneiderhandwerk. Am 7. Januar 1740 landeten unsere Reisenden glücklich an der Insel St. Eustachius, von wo sie am 13. mit einer englischen Barke nach St. Thomas absegelten. Der Wind war ungünstig. Es war gefährlich, zwischen den kleinen Meerfelsen hindurchzuschiffen. Der Kapitain sah sich genöthigt, an der

kleinen Insel Skrop, nicht weit von Tortola, vor Anker zu gehen. Früh Morgens am 17. brach ein Unwetter los; der Kapitain suchte die offene See zu gewinnen. Aber ehe noch der zweite Anker aufgewunden war, wurde die Barke mit Macht von dem Sturme an eine Klippe getrieben, und zerschellte. Die Matrosen retteten sich in's Boot, und fuhren davon, nur die Drohungen des Kapitains und des Steuermanns zwangen sie, umzukehren und die Beiden mit noch einem anderen in's Boot aufzunehmen. Feder und Israel baten vergebens, ihnen einen Platz zu gönnen; das Boot segelte eiligst von dannen und überließ die Brüder ihrem Schicksale.

Bei allem Unglück fanden sie noch einen Weg zur Rettung. Der Bogspriet, ein kleiner am Vordertheil des Schiffes hervorstehender Mast, hatte sich über die Klippe gelegt; Feder und Israel kletterten mit drei Negern an demselben auf den Felsen, wo sie wenigstens vor den Wellen geschützt waren. Aber der Raum war beschränkt: die fünf Geretteten mußten sich, um nur Platz zu finden, über einander legen. Dabei schwebten sie in beständiger Gefahr, von dem Segel und Tauwerk, das von dem Sturme über die Klippe hin- und hergeschleudert ward, in die Wellen geworfen zu werden. Sie entgingen dem Tode nur dadurch, daß sie die Segel jedesmal schnell ergriffen und über ihre Köpfe wegschoben. Zwischen der Klippe und Skrop lag eine Reihe Steine im Meere, durch welche die Erreichung der Insel möglich schien. Feder versuchte zuerst seine Rettung. Aber als er eben im Begriff ist, seinen Weg durch das Meer anzutreten, wird er von den Wellen fortgerissen und an die Klippe geschleudert. „Gehe hin, mein lieber Bruder, in Frieden!" rief ihm Israel nach, als der Leichnam vor seinen Augen in den Wellen verschwand. Der verlassene Missionar blieb in seiner gefahrvollen Lage doch nicht verlassen. Ein reicher göttlicher

Trost erfüllte sein Herz. Er wußte, er gehöre dem Herrn, darum war er bereit, seinem Bruder, wenn es sein müsse, auf dem Todeswege zu folgen.*) Mitten durch die tobenden Wellen sang er fröhlichen Muthes:

Wo seid ihr, ihr Schüler der ewigen Gnade,
Ihr Kreuzgenossen unsers Herrn?
Wo spüret man eure geheiligten Pfade?
Sowohl daheim als in der Fern;
Ihr Mauerzerbrecher, wo sieht man euch?
Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch,
Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen
Sind unsre von Alters bestimmete Stellen.

Als er ausgesungen, machten seine Leidensgefährten Versuche zu ihrer Rettung. Israel wäre gern mitgegangen, aber er konnte nicht. Seine Gebrechlichkeit bewahrte ihn dieses Mal vor dem Untergange. Wenige Augenblicke nachher sah er die Unglücklichen in die Tiefe des Meeres sinken. In seiner Noth wandte sich Israel an seinen Herrn; er schrie um Hülfe, und sein Schreien ist vor den Thron im Himmel gekommen. Wunderbar wurde er erhalten. Die Wellen schlugen gewaltig über die Klippe hinweg, aber keine riß ihn fort. Die Trümmer des Fahrzeuges wurden mit den Wellen über sein Haupt getrieben, aber sie zerschmetterten ihn nicht. Drei Boote, die er in der Ferne sah, durften sich ohne Gefahr zu scheitern nicht der Klippe nähern. Bis an den Nachmittag mußte er auf Hülfe warten. Da warfen ihm die Leute von Skrop ein Strick zu, an welchem er durch die See auf die Insel gezogen wurde. Sein Leben war gerettet, aber seine ganze Habe war mit allen für die Mission bestimmten Sachen im Meere verloren.

Israel sehnte sich nach den Brüdern auf St. Thomas; aber es fand sich keine Reisegelegenheit. Von Skrop ließ er

*) Vgl. Büdingische Samml. II, S. 496.

sich nach der Insel Tortola übersetzen und erzählte dem dortigen Gouverneur sein Leid. Der Verunglückte fand bei dem Gouverneur Mitleid und wurde durch dessen Vermittlung nach einigen Tagen nach der Insel St. Jan übergesetzt. Drei Wochen mußte Israel hier bis zu seiner Abreise nach St. Thomas warten. Von dem Kommandanten empfing er viele Beweise der Liebe; aus Dankbarkeit schneiderte er unentgeldlich für die Soldaten. Am 18. Februar, eben als sich auf Posaunenberg die Brüder mit den Negern zum Abendgottesdienste versammelt hatten, erreichte Israel das Ziel seiner Reise. Nach so viel Noth und Gefahr, aber auch nach so vielen Beweisen göttlicher Hülfe und Gnade war's ihm eine rechte Erquickung, als er mit der ganzen Versammlung auf die Kniee fallen und dem Herrn die Opfer des Dankes darbringen konnte.

Israel begann seine Missionsthätigkeit auf der Plantage Muskitobai. Er lernte in kurzer Zeit die creolische Sprache und mit seltenem Eifer begann er den gekreuzigten Heiland zu predigen. Schon meinte er Früchte des Wortes zu sehen, als er den Ruf erhielt, (Mai 1740), die Arbeit auf Posaunenberg zu übernehmen, da Fr. Martin zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Nordamerika machen mußte.

Der junge Missionar hatte auf Posaunenberg vollauf zu thun. Er wurde in seiner dortigen Stellung in alle Mühen und Freuden des Missionslebens eingeführt. Frisch griff er die Arbeit an. Ihm war es zunächst darum zu thun, daß die Brüder ihr wichtiges Werk in einerlei Sinn und Geist treiben möchten. Dazu hielt er Missionskonferenzen, in denen man sich dahin einigte, den Negern Nichts als das Kreuz Jesu Christi zu predigen und auf den gekreuzigten Heiland als auf den alleinigen Weg zur Seligkeit hinzuweisen. Dadurch meinten sie die Leute am Ersten zur Erkenntniß ihrer

Sünden zu führen und allen Trug eigener Gerechtigkeit vernichten zu können. Ein anderer Beschluß war, den Unterricht im Lesen, der bisher jedem Neger ertheilt worden war, zu beschränken. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß Manche, die lesen gelernt hatten, wähnten, damit sei die Sache abgethan; sie seien klug genug und bedürften fernerer Unterweisung nicht. Um diesem Wahne entgegen zu arbeiten, wurde der Leseunterricht nur solchen ertheilt, denen es mit ihrer Seele Heil ein Ernst war. Später gaben die Missionare den Leseunterricht ganz auf und überließen ihn den Negern. — Bei Handhabung der Kirchenzucht schlug man jetzt ein anderes Verfahren ein. Die Brüder meinten, man habe sie bisher mit allzu großer Strenge ausgeübt.*) Künftighin sollten nur offenbar boshafte Verführer aus der Gemeinde ausgeschlossen werden; diejenigen aber, welche aus Unwissenheit oder Schwachheit in eine Sünde gefallen, solle man in Geduld tragen und in Liebe strafen und ermahnen.

Nach diesen Beschlüssen arbeitete Israel unter den Negern. Der Erfolg zeigte, daß sie der Mission nützlich waren. Es brach eine Gnadenzeit in der Gemeinde an, die Israel's Herz mit Freude erfüllte. „Die Gnade," schrieb er damals an den Grafen Zinzendorf, „die der Heiland unter uns beweiset, ist unaussprechlich; die Seelen schmelzen wie Wachs. — Fühlen sie ihr Verderben, so nahen sie sich zum Gotteslamme. Täglich finden Seelen Gnade, und es kommen auch viele neue."

Am 26. September kehrte Fr. Martin von seiner Reise nach Nordamerika zurück. Voll Lobes und Dankes

*) Das war auch des Grafen Zinzendorf Meinung, der Martin's Strenge nicht billigen konnte. Schrautenbach a. a. O. S. 251.

hörte und sah er die Thaten, welche der Herr in der Gemeinde gethan. Solche Gnadenzeit hatte er nie erlebt. Fast täglich kamen Neger zu ihm und bezeugten voller Freuden, daß sie vom Heilande „Pardon" (Vergebung der Sünden), empfangen hätten. „Noch heute," sagte einmal einer, „könnte ich freudig sterben, weil ich meiner Seligkeit gewiß bin."

Am 9. Oktober fand auf Posaunenberg eine liebliche Feier statt. Martin taufte 9 Neger und 29 Negerinnen. Israel hielt zu Anfang an die Täuflinge eine Anrede über die Worte: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, Marc. 16, 16; wisset ihr nicht, daß Alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft, Röm. 6, 3. — Nach der Taufe wurde über die Worte: „Die Gnade Jesu Christi sei mit euch Allen, Amen," gesprochen. In kurzer Zeit folgten dieser Feier mehrere Tauffeste. Ich will davon nur das des 26. Februar 1741 erwähnen, bei welchem 56 Negerinnen getauft wurden, darunter auch die Anna, an welcher seit vorigem Jahre die Zeichen eines neuen Lebens offenbar geworden. Das ganze Jahr 1741 war ein Segensjahr. Eine große Anzahl Neger wurde von der Kraft des Wortes ergriffen; kein Monat verging, in welchem nicht Mehrere die heilige Taufe empfingen.

Auch die Sterbebetten der Negerchristen verkündigten den Preis göttlicher Gnade. Im J. 1741 entschlief die 1738 getaufte Negerin Adriana selig in ihrem Herrn. Ihrem Tode ging eine langwierige Krankheit vorher, in welcher sie schmerzlich fühlte, daß sie den Heiland noch nicht mit voller Liebe umfasse. Kurz vor ihrem Ende war Mingo bei ihr; er fand sie voll Buße und Verlangens nach dem Heiland. Mit freudiger Hoffnung verließ sie diese Welt.

Die Briefe der Brüder aus jener Zeit wissen den Herrn nicht genug zu preisen, der so sichtbar bei ihnen auf den Plane war. So schreibt Martin am Ende des Jahres 1740:

„Es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Elend fühlen und um Gnade schreien und weinen. Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busche, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen, daß der Heiland ihn von seinen Sünden mit Seinem Blute reinigen wolle. Wir haben nun keine Schulneger mehr, die sich gut dünken, weil sie etwas lernen; sondern die jetzt kommen, fühlen sich verloren, und kommen, weil sie so schlecht sind und die Gnade und Hülfe des Heilandes brauchen." — B. Löhans sagt: „Was thut doch der Heiland für Gnade und Barmherzigkeit in diesen Tagen unter den Heiden! Sie ist unaussprechlich. Jesu Blut kommt über sie, und schmelzet sie und macht sie sehen, welch' eine Liebe er ist. Sie fühlen Seine Kraft. Er wird ihnen groß, und die Gnade wichtig. Ihr Herz wird ihnen aufgedeckt. Mancher, der steintodt war, wird durch den Tod Jesu, welcher unsere beständige Predigt ist, gerührt, daß er nach Gnade schreit. Der Tod Jesu und sein Blut dringt ihnen durch's Herz. Das macht sie weinen und ihren blutigen Versöhner suchen. Das Herz bricht einem, wenn man zuhört, wenn sie vor des Lammes Füßen liegen und weinen." — In Israel's Briefe heißt's: „O große Seligkeit, wenn man siehet, wie der Heiland sich an dem schwarzen Volke beweiset! erst werden sie erweckt, und lernen ihr Herz kennen, wie böse es ist; dann weinen und schreien sie um Gnade, bis sie den Glauben an Jesu Wunden haben. O wie freudig sind sie dann! Sie kommen in der Nacht gelaufen und erzählen es zur Freude unsrer Seelen." —

Nachdem Martin die Leitung der Mission auf Posaunenberg wieder übernommen, dachte Israel mit den Brüdern daran, die ihm ursprünglich aufgetragene Mission auf der Insel St. Croix zu beginnen. Der Gouverneur suchte ihn zwar von seinem Vorhaben abzubringen, allein als der

Missionar erklärte, er wolle im Namen Gottes hinziehen, so ward ihm die Erlaubniß nicht länger verweigert. Doch meinte der Gouverneur, er könne ihm seinen Schutz wider etwaige Feindschaft der Pflanzer nicht versprechen. Am 10. Oktober 1740 bestiegen Martin und Israel das Schiff, das sie nach St. Croix übersetzte. Die Geschwister Weber, die ebenfalls für die dortige Mission bestimmt waren, folgten ihnen einige Tage später nach.

Dieser Missionsversuch war nicht der erste auf der Insel. Wir haben oben erzählt,*) daß der Oberkammerherr v. Pleß im Jahre 1734 eine Anzahl Brüder zur Anlegung einer Kolonie nach der Insel entsendet hatte, welche nach dem Wunsche der Gemeinde in Herrnhut eine Missionskolonie werden sollte. Der Ausgang, welchen sie genommen, zeigte, daß Graf Zinzendorf recht gesehen, als er gegen das Unternehmen sprach. Am 1. September 1734 trafen die Kolonisten, fast sämmtlich krank, auf St. Croix ein; einige von ihnen hatten in St. Thomas ihr Grab gefunden. Da die Insel den Dänen von dem französischen Gouverneur noch nicht förmlich übergeben war, so begann gleich von Anfang an für die Brüder das Ungemach. Das Land war noch nicht ausgemessen; die Plantagen des Oberkammerherrn v. Pleß noch nicht bestimmt. Die Brüder mußten sich dazu bequemen, ein ihnen angewiesenes Stück Land, das 38 Jahre lang wüste gelegen und mit hohen und niedrigen Bäumen bewachsen war, anzubauen. Die mühsame Arbeit, dazu vielfache Entbehrungen, erschöpften ihre Kräfte. Als die Regenzeit kam, boten ihnen ihre Wohnungen keinen hinlänglichen Schutz gegen die Nässe; die Folge davon waren Krankheit und Tod. In der kurzen Zeit vom 24. September bis 21. Oktober

---

*) Vergl. S. 59 f.

entschliefen vier Brüder und zwei Schwestern. Am 25. Jan. 1735 ging auch der treue Tobias Leupold heim. Unter solchen Verhältnissen war an eine Missionsthätigkeit fast gar nicht zu denken. Doch will ich erwähnen, daß der Neger Mingo, den wir als Nationalgehülfen auf St. Thomas kennen, damals auf St. Croix die ersten Eindrücke empfing, die ihn später dem Herrn zugeführt haben. Durch die Erzählung Dober's und ein Schreiben Leupold's veranlaßt, sandte die Gemeinde in Herrnhut zu Anfang des Jahres 1735 von Neuem eilf Personen nach St. Croix. Allein die Kolonie kam zu keiner Blüthe. Der Tod lichtete die Reihen der Brüder von Monat zu Monat. Einige von ihnen kehrten nach Europa zurück. Nachdem M. Freundlich sich mit Martin auf St. Thomas verbunden, Tim. Fiedler aber sich einem anderen Berufe gewidmet hatte, ging die Kolonie ein. (December 1736.)

In Herrnhut verlor man den Muth nicht. Als Todeskunde über Todeskunde dort einlief, sang man:

Es wurden zehen ausgesä't,
Als wären sie verloren,
Auf ihren Gräbern aber steht,
Dies ist die Saat der Mohren.

Die Mission auf St. Croix, welche die Geschwister Weber und Israel auf der Gemeinde Wunsch wieder aufnahmen, endigte zwar nicht gleich traurig; aber es kam auch mit ihr nicht zu frischem Leben. Eine halbe Tagereise von Christianstadt stand auf einer der von Plessen'schen Plantagen ein kleines Haus, welches einer der früheren Kolonisten erbaut hatte. Der Inspektor wies es den Brüdern zur Wohnung an. Wild und wüst war seine Umgebung; der Weg dahin war mit kniehohem Grase, mit Dornen und Gesträuch bewachsen. Ein dichter Busch verhinderte den Durchzug der Luft und machte den dortigen Aufenthalt ungesund. Die erste

Sorge der Brüder war, ein Stück Land urbar zu machen, das ihnen die nöthigsten Lebensmittel gewähre. Schon am 21. Oktober konnten sie ihr Ländchen bepflanzen. Allein es brachte ihnen nur kümmerliche Nahrung, durch die sie sich gar bald schwere Krankheiten zuzogen. Oft wurde ihnen überdies das Gepflanzte von entlaufenen Negern gestohlen. Kaum hatte Martin, nachdem die ersten Einrichtungen getroffen waren, seine Rückreise nach St. Thomas angetreten, als die Zurückgebliebenen auf das Siechbette geworfen wurden. Israel und Weber's Frau waren meist immer krank; auf G. Weber lag neben der Krankenpflege alle Arbeit in Haus und Feld. Zwar kamen je und dann Brüder von St. Thomas zur Hülfe herüber; allein sie konnten meist nur kurze Zeit bleiben, da ihrer Arbeit auf Posaunenberg genug war. Freundlich war einmal vier Wochen auf St. Croix und pflegte der Kranken. Trotz ihrer elenden Lage vergaßen die Brüder den Zweck ihres Aufenthalts nicht. Da sie die Neger nicht besuchen konnten, so luden sie dieselben zu sich in's Haus. Den Wenigen, die sich einfanden, verkündigten sie von ihren Krankenlagern aus das Heil in Christo. In den ersten Monaten des Jahres 1741 fanden sich einige zwanzig zum Unterrichte ein. Allein es war kein rechtes Heilsverlangen in den Seelen; die Meisten wollten lieber lesen, als den Heiland kennen lernen. Nur eine Negerin nahm es mit ihrer Seligkeit Ernst. Als gegen das Ende des Jahres 1741 eine Hungersnoth auf der Insel herrschte, fiel die Zahl der Schüler bis auf fünf oder sechs. Die Brüder setzten indessen unverdrossen den begonnenen Weg fort; im Glauben, auf Hoffnung. Israel besonders verlor die Zuversicht nicht, daß der Heiland ihre Arbeit an den Heiden segnen werde. „Wir sind stille," schrieb er damals, „und warten darauf, daß der Heiland die todten Herzen der Neger lebendig mache; und unterdessen zeugen wir ihnen, daß er

für sie gestorben ist, und daß sie das ewige Leben bekommen, wenn sie sich zu Ihm bekehren."

Länger als ein Jahr hatte Israel auf St. Croix gearbeitet, als er im December 1741 den Ruf erhielt, nach St. Thomas zurückzukehren. Fr. Martin, Matth. und Rebekka Freundlich beabsichtigten eine Reise nach Europa, und er sollte bis zur Rückkehr des Ersteren die Leitung auf Posaunenberg übernehmen. Er fühlte sich hier in seiner Arbeit wohler, als auf St. Croix. Wie zeichneten sich die Neger auf St. Thomas vor denen auf jener Insel durch ihre Heilsbegierde, durch ihre Liebe zum Worte, durch ihre Empfänglichkeit für die Predigt aus! Dem wackeren Arbeiter ging das Herz auf.

Im Januar 1742 zogen auch die Geschwister Weber nach St. Thomas; die Mission in St. Croix war also ganz verlassen, ohne sichtbare Früchte gezeigt zu haben. Krank, im elendesten Zustande sahen sie Posaunenberg wieder. Auch Israel hatte in St. Croix den Grund zu langer Krankheit gelegt. Er litt fast beständig am Fieber; die Geschwister Weber waren mit Schwären und offenen Wunden bedeckt. So fand sie Martin, der, nachdem er in St. Eustachius von den Dingen in St. Thomas gehört hatte, seine europäische Reise aufgab und am 28. Februar 1742 bei den Brüdern eintraf.*) Graf Zinzendorf, damals in Pennsylvanien, erfuhr der Missionare Noth. Er lud im Anfange des März die Geschwister Weber und Israel zu sich ein. Von einer Seereise hoffte er Herstellung ihrer Gesundheit; zudem waren auch manche Missionsangelegenheiten zu be-

*) M. Freundlich setzte dagegen seine Reise fort; eben aber in Europa angelangt, starb er auf der Reise von Holland nach der Wetterau am 23. Mai 1742 zu Marienbaum, einige Meilen von Cleve.

sprechen. Gegen Ende des Monats reiseten die Kranken nach Philadelphia ab, ihnen folgte Martin auf die Einladung des Grafen im Mai dahin. Israel fühlte sich in der Ferne von seinen Negern nicht wohl. Er sehnte sich nach St. Thomas zurück. Nach langer und gefahrvoller Seereise kam er im September, begleitet von Bruder Johann Böhner, zurück, in großer Schwachheit. Seit seiner Rückkehr war er fast keinen Tag gesund. Seine baufällige Hütte krachte oft gewaltig, wie er sich ausdrückte. Und doch gönnte sich der treue Zeuge keine Ruhe. Er war der Einzige, welcher den Negern predigen konnte; die übrigen Brüder waren abwesend, Joh. Böhner verstand die Sprache nicht. „Bittet Gott," sagte er zu den gläubigen Negern in der Versammlung, „daß er mich stärke; denn wenn ich jetzt schlafen gehe, so ist kein Bruder da, der euch etwas vom Heilande sagen könnte." — Oft mußte Israel den ganzen Tag zu Bette liegen; gegen Abend raffte er sich auf, um die Neger mit dem Brode des Lebens zu speisen.

Nachdem Böhner die holländische Sprache erlernt, leitete er in den Versammlungen den Anfangsgesang; während des letzten Verses wurde Israel gerufen, der eben so viel Kraft hatte, den Negern zu predigen.

Zu diesem Kreuz kam noch andere Noth. Es fehlte den Brüdern oft an dem Nothwendigsten. Da die kleine Plantage wegen Mangel an Arbeitern nicht gehörig bestellt werden konnte, so reichte ihr Ertrag bei Weitem nicht zum Unterhalt der Missionare hin. Eine rechte Stärkung war dem kranken Israel, was ihn der Herr als Segen seiner Arbeit sehen ließ. Zwar nahm das Feuer, das im vorigen Jahre so hell leuchtete, in diesem Jahre (1742) merklich ab. Selbst Einige von den zuerst Erweckten und Getauften geriethen auf Irrwege. Aber es blieb doch immer ein Häuflein Neger übrig, an dem der Geist Gottes arbeitete. Val. Löhans nennt

im März 1742 die Negergemeinde ein Wiegenkind, auf das man mit Wohlgefallen blickt, das aber beständige Wartung und Pflege nöthig hat. Gegen Ende dieses Jahres schreibt Israel an die Brüdergemeinde: „Der Heiland ist kräftig und gnädig unter uns. Sein Leiden, sein Tod und die dadurch gestiftete Versöhnung ist unsere Lehre. Ich mag auch sonst Nichts wissen, als daß sein Blut das Lösegeld für uns und die ganze Welt ist. — Aber der Fürst der Finsterniß ist sehr geschäftig, die Seelen durch Verführungen und Drohungen vom Heilande abzuhalten, und gewinnt auch Viele. Ich hoffe aber, der Heiland wird sie aus seinem Rachen reißen. Helft uns darum bitten und ringen über dem Evangelio. Betet für mich, daß mir der Heiland helfe, seine Gemeinde zu führen, daß sie auf ihn, den Eckstein, gegründet und durch sein Blut fest werde. Es ist mir nicht darum zu thun, daß nur bald ein großer Haufen werde; sondern daß sie den Heiland lebendig an ihrem Herzen erfahren mögen. Viele denken, es sei genug, wenn sie nur das Wort hören. Das ist aber gewiß, daß der Heiland eine Gemeinde hier hat. Es giebt Seelen unter den Negern, die ihn innig lieben und in Proben Treue beweisen; und die ganze übrige Schaar sehe ich an, als wäre sie auch schon da. Dankt ihm für alle die Segen, und bittet, daß er uns Alle zu seinen ganzen Leuten mache!"

Es liegen aus diesem Jahre schriftliche Bekentnisse einiger Negerchristen vor, die an die Gemeinde in Herrnhut gesendet worden sind. Sie lassen uns einen Blick thun in die Einfalt ihres Glaubens, in den Dank und die Sehnsucht ihres Herzens. Ich will sie hierhersetzen. Der Neger Johann von Posaunenberg schreibt: „Ich fühle und sehe, wie verdorben ich bin; aber ich fühle auch die Liebe und Gnade des Heilandes, wie groß sie gegen mich armen und unwürdigen Sünder ist. Ich bitte, die Brüder wollen an mich denken in ihrem Gebet, daß ich dem Heiland recht gehorsam

werden möge und recht klein und gebeugt zu seinen Füßen." — Samuel schreibt: „Ich habe Nichts vor den Heiland und die Brüder zu bringen, als Verderben und Elend. Aber ich glaube, daß der Heiland mein Erlöser und Versöhner ist. Ich fühle einen rechten Hunger und Durst nach ihm und seinem Blute. Ich fühle mein Elend von Tage zu Tage, und suche nur vor ihm ein recht armer Sünder zu werden." — Josua bekennt: „Ich danke dem lieben Heiland für die große Gnade, daß er sein Licht in meinem Herzen hat scheinen lassen, daß ich aus der Finsterniß gekommen bin. Ehe sein Licht mir schien, war ich ganz todt; aber seitdem seine Gnade in mein Herz gekommen ist, fühle ich Leben und will nur für ihn leben. Er ist für meine Sünden gestorben. Ich bitte ihn, daß er mich bei sich behalte und ich glaube, er wird es thun. — Ich glaube auch, er wird noch viele Seelen zu sich ziehen, die hungrig und durstig werden nach seiner Gnade. — Ich danke ihm, daß ich der Welt habe entsagen können. Bei ihm will ich bleiben, weil er mir alle meine Sünden vergeben hat." — Die Aeltestin der schwarzen Schwestern Maria, sagt: „Ich armes elendes Würmlein möchte den Heiland gern recht lieb haben. Warum? Er hat mir viele Sünden vergeben. Ich war so sehr ungläubig, und konnte mir nicht vorstellen, daß der Heiland aus mir etwas würde machen können. Ich fühle aber, daß seine Gnade groß über mir ist. Ich danke ihm, daß er sein Blut für mich vergossen, und es über mein verderbtes Herz hat fließen lassen, wodurch es von Sünden frei geworden ist. — Ich schäme mich, wenn ich an mich gedenke, und an die große Gnade, die er an mir gethan hat. Ich will gerne für den Heiland leben und eine recht arme Sünderin werden. Sein Blut ist Leben und Kraft in meinem Herzen, und davon will ich auch bei meinem Volke zeugen, so lange ich lebe." — In dem Schreibin der Negerin Rosina heißt es: „Ich habe den Heiland

noch nicht so lieb, als ich gern wollte. Ich danke ihm, daß er mein Herz mit seinem theuren Blute gewaschen hat. — Das macht mich oft betrübt, daß noch so viele von meinem Volke sind, die ihre Herzen an den Heiland nicht übergeben wollen. Ich liege als ein Wurm zu seinen Füßen und glaube, er wird mich bei sich erhalten."

Auch die Sterbenden zeigten, daß sie im Glauben an den Erlöser die Schrecken des Todes überwunden hatten. Die Negerin Naemi, welche am 18. Juli 1742 starb, antwortete auf die Frage, ob sie gerne aus der Welt zum Heilande gehe: „Mit Freuden, jetzt gleich will ich zu ihm gehen;" und als sie das gesagt, verschied sie. — Die Herrschaft der entschlafenen Negerin Beni bekannte, daß dieselbe während ihrer Krankheit eine seltene Zufriedenheit und Ruhe der Seele gezeigt habe; „gewiß," sagte sie, „ist meine Negerin selig gestorben."

Mit dem Anfange des Jahres 1743 verschlimmerte sich Israel's Zustand. Selten konnte er in die Versammlungen gehen, in denen der Aelteste Petrus oder Joh. Böhner ihn vertraten. Als im Mai Fr. Martin verheirathet und von zwei Brüdern begleitet aus Nordamerika zurückkam, ging es mit der Arbeit auf Posaunenberg besser. Aber Israel wurde von Tage zu Tage schwächer. Er fühlte, sein Ende sei nahe. Um mehr Ruhe und Pflege zu haben, bezog er im Juni ein kleines von Böhner erbautes Haus. Es schien mit dem Kranken besser zu werden; er aber war getrost und ergab sich in des Herrn Willen. Damals schrieb er: „Der Heiland mache mit mir, was er will. Ist meine Zeit aus, so nehme er mich, als einen Sünder, der an seine Wunden glaubt, zu sich. Will er mich noch brauchen, so mache er meine Hütte gesund. Meine Brüder wollen es immer noch nicht glauben, daß ich schlafen gehen soll. Sein Wille ge-

schehe! das ist der Schluß." — Am 21. Juli, einem Gemeintage, versammelte er die gläubigen Neger um sein Bett. Da that er noch einmal zu ihnen seinen Mund auf und redete zu ihnen herzinnige Worte des Abschieds. „Ich wollte gern," sprach er, „noch ein paar Worte mit euch sprechen; aber ich bin sehr schwach. Durch meine langwierige Krankheit und Schmerzen bin ich so ausgezehrt, daß ich Hoffnung habe, bald zum Heiland zu gehen. Um Gemächlichkeit und guter Tage willen bin ich nicht hier gewesen. Das wißt ihr. Ich habe mein Leben um des Heilandes und um eurer Seelen willen gern aufgeopfert. Euch habe ich Nichts als das Lamm Gottes und seinen Tod verkündigt. Vergesset den Heiland und seine bitteren Schmerzen nicht. Seid meinen Brüdern und Schwestern gehorsam in Allem. Fragt sie um Alles und thut Nichts für euch selbst. Ich bin mit vielen Thränen und Seufzern meines Herzens für euch vor dem Heilande gestanden. Jetzt werde ich, wie ihr sehet, bald zu ihm gehen. Ich bin zufrieden, wenn er mich noch diese Stunde zu sich ruft. Darum bitte ich euch, vergeßt ihn nicht, vergeßt sein Blut und seinen Tod nicht. Seid ihm getreu, damit ich mich freuen könne, wenn ihr auch zu ihm kommt. Seid ihm getreu, und anderen Schwarzen zum Exempel, und sucht sie auch zum Heilande zu bringen. Er könnte mich wohl gesund machen, das glaube ich, aber jetzt sehe ich doch nur meinen Abschied vor mir. Gedenket meiner vor dem Heilande in eurem Gebet und seid ihm empfohlen!" — Die Neger sangen dem theueren Lehrer einige Lieder, gaben ihm die Hand, küßten ihn und sagten ihm weinend und schluchzend Lebewohl. Am 2. August ist Christian Israel unter dem Gesang der Brüder und Schwestern in die Ruhe des Volkes Gottes eingeschlummert. Auf dem Gottesacker der Weißen bei Tappus haben sie ihm das Grab bereitet, nach welchem

am folgenden Tage eine zahlreiche Trauerversammlung den geliebten Todten begleitete. —

Kehren wir zu Fr. Martin zurück. Wenngleich er die Seele der Mission auf St. Thomas blieb, so galt seine jetzige Thätigkeit doch besonders der Mission auf St. Croix und S. Jan. Ehe wir ihn dahin begleiten, gedenken wir in der Kürze der Missionsdinge in St. Thomas. Wir erwähnen zuerst eine für die ganze westindische Mission wichtige Verhandlung der Brüdergemeinde mit der dänischen Regierung. Bisher war Martin der einzige Missionar in Westindien, der zur Verwaltung der Sacramente berechtigt war. Bei seiner öftern Abwesenheit kamen seine Mitarbeiter häufig in große Verlegenheit, wenn Neger die h. Taufe oder das h. Abendmahl begehrten. Sie konnten solche Wünsche nicht erfüllen; man mußte auf Martin's Rückkehr verweisen. Auf der Mission lag ein Druck, der ihren Fortgang sehr hemmte. Israel hatte ihn schon im Jahre 1742 aufheben wollen. Auf seine Veranlassung schrieb Bischof D. Nitschmann von Newyork an den König von Dänemark und bat, daß dem Martin und Israel, im Fall ihres Todes oder ihrer Abreise, die Ordination eines ihrer Mitarbeiter gestattet werden möchte; oder daß ein königlicher Befehl ein für allemal jedem mit einem Ordinationsschreiben versehenen Bruder alle Rechte eines Lehrers unter den Negern zusichere. Im August 1743 erfolgte auf dies Bittschreiben die königliche Entscheidung. Sie verhieß den Brüdern auf's Neue Schutz und Schirm, aber die ausgesprochene Bitte wurde nicht erfüllt. Bis in das Frühjahr 1744 blieb die Angelegenheit liegen. Da gab eine neue Aussendung von Missionaren der Gemeinde in Herrnhut Veranlassung, die Sache auf's Neue aufzunehmen. Am 1. März 1744 schrieben die mit der Leitung der Mission beauftragten Brüder, L. Dober, D. Nitschmann und S. Lieberkühn an den König von Dänemark. „Sie stellten

die Noth vor, in welche die Negergemeinde gerathe, wenn sie von der Zeit an, da ihr Lehrer stürbe, so lange ohne Bedienung, ohne Taufe und Abendmahl sein müßte, bis erst ein Schiff die Nachricht von diesem Todesfalle aus Westindien nach Europa brächte; bis sich ferner Jemand entschlösse, sein Leben aus Liebe zu Christo und den Negern in St. Thomas zu wagen, der darauf erst Seiner Majestät präsentirt und nach erhaltener Confirmation endlich hingesendet werden könnte. Sie thaten hinzu, daß die Länge der Seereisen sehr zufällig, und dann auch der Lebenslauf eines solchen Mannes in St. Thomas oft sehr kurz sei; daher die vorhin angeführte Noth der Negergemeinde sehr oft und sehr bald hinter einander wieder vorkommen könnte. Sie entstände auch außerdem durch lang anhaltende und oft wiederkommende Anfälle von Krankheiten. Selbst das Leben und die Erhaltung der Gesundheit der Missionarien leide bei der bisherigen Einrichtung, weil sie sich niemals zu ihrer Erholung auf einige Zeit nach dem gesunderen Nordamerika begeben könnten, ohne dadurch den Gang der Mission zu hemmen. Sie baten also unterthänigst, daß alle Missionarien, welche nach der Brüder-Kirchenverfassung zur Heidenbekehrung erzogen, geprüft und ordinirt wären, auctorisirt werden möchten, wenigstens als Vicarien, und so lange, bis der eigentliche Lehrer präsentirt, genehmigt und hingesandt werden könnte, den Kirchendienst zu verrichten." Die königliche Antwort ging auf der Brüder Wünsche ein. Ein späteres Schreiben bestätigte den bisherigen Vorsteher der ledigen Brüder in Herrnhaag, Joh. Christ. Bratke, als ordinirten Lehrer, und die Brüder auf St. Thomas, J. Brucker, Joh. Böhner, Jac. Tutweiler und G. Weber als Vicarien. In einer folgenden Verhandlung wurden die den Brüdern gewährten Rechte auf sämmtliche dänisch-westindische Inseln ausgedehnt. Bratke kam am 19. Juni 1745 auf St. Thomas an; allein sein Wirken ist

von nicht langer Dauer gewesen. Fast beständig krank, entschlief er am 6 December.

Eine lange Krankheit, welche auf der Insel herrschte und alle Brüder ergriff, hemmte den fröhlichen Fortgang der Mission. Mehrere Sendboten sanken in das Grab. Aber über den Gräbern sproßten die Blumen des Lebens. Als Christ. Heinr. Rauch von Bethlehem in Nordamerika im J. 1745 zur Visitation der Mission nach Westindien gekommen war, durfte er Zeuge der Gnade sein, die unter den Negern ihr Werk trieb. Besondere Freude machte ihm der Gehülfe Abraham durch seinen Eifer und die lebendigen Zeugnisse, die er vor den Negern ablegte. Auch in Petrus und Mingo fand er liebe Mitarbeiter. Der Letztere bewohnte in Tappus ein eigenes Haus, welches der Sammelplatz der gläubigen Neger wurde. Aus diesem Jahre theile ich zwei Bekenntnisse, das eine von Petrus, das andere von Mingo, mit. Der Erstere schreibt so: „Ich danke unserem lieben Heilande Jesu Christo für seine große Gnade und Barmherzigkeit, die er an mir gethan hat. Ich fühle mich in meinem Herzen arm und elend vor ihm. Seine Liebe und Gnade ist so groß, daß mein Mund sie nicht genug aussprechen kann. Sein Blut hat mich aus der Finsterniß losgekauft. — Ich habe nun Ruhe für meine Seele. Mir liegt allein an, immer als ein armer Sünder vor ihm zu bleiben. Ich fühle in meinem Herzen ein großes Verlangen, Seelen zu suchen, und zum lieben Heiland zu bringen; Seelen, die in der Finsterniß sind, wie ich darinnen war." — Mingo sagt: „Die Lehre von Jesu Blut, Wunden und Tod hat auch mein böses Herz getroffen, und mir offenbar gemacht, daß in mir nichts Gutes, sondern nur Fluch und Sünde ist. Aber dabei erinnere ich mich, daß er für alle meine Sünden ein Fluch am Kreuze geworden ist, ja für aller Menschen Sünde. Darin lebt

mein Herz, und das ist der Grund allein, darauf ich mich gründe, sein Blut und sein Tod, der mehr als Ueberwindung ist für alle meine Sünden. Mein Herz singt: Blut und Wunden haben uns mit Gott verbunden. Wir waren vormals von Natur blind und todt, und werden nur durch die Gnade und die Boten, die zu uns gesendet worden, zum Licht gebracht. Wir danken dem Heiland für diese Gnade, die er in seinem Rath von Ewigkeit beschlossen hat. Der Feind sucht mit großem Lärm das Werk des Heilands zu hindern, aber wir wissen und glauben, daß der Heiland allein Herr ist.“ — Bei dem Mangel an Arbeitern beschäftigten sich die Brüder meist nur mit der Gemeinde auf Posaunenberg. Doch wurden die übrigen Plantagen nicht ganz vergessen und durch öftere Besuche mit der Missionsstation in Verbindung erhalten. Nach dem Weggange der Geschw. Weber von St. Croix (11. Jan. 1742,) blieb die dortige Mission längere Zeit unbesetzt. Martin hätte sie gern sogleich wieder aufgenommen, allein er durfte sein Arbeitsfeld in St. Thomas nicht verlassen. Im Jahre 1743 machte er mehrere Male Besuche auf der Insel, sein Eingang bei den Negern war nicht ermuthigend. Der dortige holländische reformirte Prediger hatte die Neger gegen den Missionar einzunehmen gewußt; als Martin mit ihnen reden wollte, wandten sie sich verächtlich von ihm ab. Nur die Neger auf der Compagnieplantage Princeß hatten sich nicht irre machen lassen. Die Meisten von ihnen waren auf St. Thomas getauft und von dort nach St. Croix gebracht worden. „Wir sind arm und elend,“ schrieben sie einmal an Martin, „aber wir glauben, daß wir eine kleine Gemeinde des Heilands sind. Wir haben Handleitung nöthig. Wir glauben, daß der Heiland einen Bruder mit Geist und Kraft erwecken werde, uns Handleitung zu thun. Wir halten uns zusammen und erbauen uns, so viel uns der Heiland Gnade gibt. Es sind

viele Seelen auf Princeß, die den Heiland suchen wollen.“ Nachdem es gelungen war, für die Mission in der Nähe von Christianstadt eine eigene Plantage anzukaufen, ließ sich Martin im Januar 1744 für längere Zeit auf St. Croix nieder. Böhner richtete ihm das verfallene Haus auf der Plantage ein, im Februar zog Martin's Gattin in dasselbe mit ein. Was der Posaunenberg für die Neger in St. Thomas, das sollte die Brüderplantage für die Neger auf St. Croix werden. Am Sonntage, den 23. Februar, fand die erste Negerversammlung statt; sie war von einer großen Menge besucht. Seitdem wurde regelmäßig Sonntags auf der Plantage Gottesdienst gehalten. Die Arbeit der Woche vertheilte Martin unter die Neger in Christianstadt, auf der Brüderplantage und auf der Plantage Princeß. Das Werk auf St. Croix ging langsam, aber gesegnet fort. Zwar fehlte es auch hier dem Missionar und seinen Schülern nicht an Verfolgungen, allein solche rohe Ausbrüche der Wuth erlebten sie nicht, wie ehedem auf St. Thomas. Am 12. Juli 1744 fand die erste Tauffeier auf der Insel statt. Vier Neger von der Plantage Princeß wurden in die Gemeinde aufgenommen; es waren die ersten in dem bisherigen Todtengarten aufblühenden Pflanzen, wie Martin sich ausdrückte. Zwei von ihnen, Nathanael und David, haben später mit ihren Gaben der Ausbreitung des Reiches Gottes gedient. — Unser Missionar trieb auf St. Croix die Arbeit in ähnlicher Weise, wie auf St. Thomas. Er reisete auf der Insel umher, um die Heiden auf den Plantagen aufzusuchen. Dabei wurde er von vier Nationalgehülfen unterstützt, die er seine „Fischer“ nannte. Als am Ende des Jahres 1745 die Brüder in St. Thomas von schwerer Krankheit heimgesucht wurden, kam er ihnen zu Hülfe. Die Neger auf St. Croix übergab er der Pflege der Nationalgehülfen, seine

Wirksamkeit unter ihnen beschränkte sich auf einige Besuche, die er von Zeit zu Zeit machte.

Die Mission auf der Insel St. Jan*) wurde im Jahre 1741 begonnen. Veranlassung dazu gab Jens Rasmus, den wir bereits als Begleiter des Grafen Zinzendorf auf dessen Rückreise nach Europa genannt haben. Jens Rasmus wurde in Amsterdam von dem Kaufmanne N. Tonis zum Aufseher seiner Plantage in St. Jan bestimmt. Als er im Jahre 1741 in St. Thomas war, theilte er den dortigen Brüdern den Wunsch seines Herrn mit, daß seine Neger im Christenthume unterrichtet werden möchten. Die Brüder konnten damals an eine Erweiterung der Mission nicht denken, sie hatten in St. Thomas vollauf zu thun. Doch versprachen sie für die Zukunft ihre Hülfe. Jens Rasmus, ermuthigt durch dieses Versprechen und in der Hoffnung seiner baldigen Erfüllung, begann auf eigene Hand den Negern das Evangelium zu predigen. Anfangs waren nur die ihm Untergebenen seine Zuhörer, nach und nach kamen auch Sklaven von den benachbarten Plantagen herbei. Auf einem kleinen Berge wurde ein Haus gebaut, das zu den Versammlungen gebraucht wurde und später den Brüdern zur Wohnung dienen sollte. Zwei Jahre vergingen, ehe die Brüder in St. Thomas an eine Thätigkeit auf St. Jan denken konnten; ein Besuch Martin's im Juni 1741 dauerte nur wenige Tage.

Jens Rasmus setzte indessen seine begonnene Thätigkeit

---

*) Die Insel St. Jan wurde, als zu St. Thomas gehörig, im Jahre 1697 von der dänischen westindischen Handelscompagnie in Besitz genommen. Lange Zeit blieb sie unangebaut liegen; erst im Jahre 1717 fing man an, diese Wildniß in ein fruchtbares und bewohntes Land umzuwandeln. Vgl. Oldendorp a. a. O. S. 37 ff.

unverdrossen fort. Sonntags und an den Abenden der Wochentage sammelte er die heilsbegierigen Neger um sich und predigte ihnen von dem Einen, was Noth thut. Endlich fanden seine dringenden Bitten in St. Thomas Gehör. Fr. Martin kam mehrere Male im Jahre 1743 nach St. Croix. Er hielt mit den Negern Versammlungen und hatte die Freude, ein heilsbegieriges Volk zu finden. Oft konnte das Haus die Menge nicht fassen, die Gottesdienste mußten unter dem Dache einer Zuckermühle gehalten werden. Man dürfte jedoch nicht glauben, daß alle Neger, die sich einfanden, sich rechtschaffen nach einem Heilande gesehnt hätten. Manche kamen aus Neugierde, Andere meinten, sie seien heilig genug und bedürften der Gnade nicht. Aber an vielen Herzen sah Martin das Werk des heiligen Geistes. Voll Lob und Preis konnte er am 12. Januar 1744 nach St. Thomas zurückkehren. Die Mission auf der Insel St. Croix, auf welche in den nächsten Jahren seine Thätigkeit gerichtet war, gestattete ihm nicht, längere Zeit auf St. Jan zuzubringen. Von seinen öfteren kürzeren Besuchen erwähne ich nur den im Anfang des Febr. 1745, bei welchem die beiden ersten Heiden auf der Insel getauft wurden. Der eine von ihnen war ein Greis, Moses, der darüber seine kindliche Freude bezeugte, noch im Alter den Heiland gefunden zu haben. Der andere Täufling war die Negerin Eleonora, deren Wandel von ihrer Liebe zum Herrn Zeugniß gab. Schon vor ihrer Taufe war es ihr eine selige Arbeit gewesen, andere Negerinnen auf das Glück in Christo hinzuweisen; nach der Taufe setzte sie dieselbe mit Segen fort.

Das ist der kleine Anfang der christlichen Negergemeinde auf St. Croix und St. Jan. Alles Große im Reiche hat also begonnen. Jetzt preisen auf der Insel Tausende im Glauben der evangelischen Kirche den Sohn Gottes: aus

dem Kleinsten sollen Tausende werden und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk. Jes. 60, 22.

Seht, was der Herr für Wunder thut!
Er giebet seinen Knechten Muth,
Und Kraft den Wahrheitszeugen,
Die er aussendet spät und früh;
Was sie gehört, posaunen sie
Und können's nicht verschweigen.
Sie breiten aus zu seinem Ruhm
Das ew'ge Evangelium.

Des Satans Reich wird untergeh'n,
Und Christi Reich wird feste stehn,
Und ewig, ewig währen.
Denn Gott wird alles Teufelswerk,
Durch seiner Wunder Macht und Stärk
Verstören und verheeren.
Er wird sein Häuflein machen frei
Und lohnen seiner Diener Treu.

Sechstes Kapitel.

Fr. Martin's letzte Lebensjahre und Tod.

Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinet- und des Evangelii willen, der wird es behalten.
Marc. 8, 35.

Seit Langem war es Martin's Wunsch gewesen, eine Reise zu der Gemeinde in Europa machen zu können. Seine geschwächte Gesundheit bedurfte der Pflege; überdies hielt er es für nöthig, sich mit den Brüdern über die Angelegenheiten der Mission zu besprechen. Wir haben ihn bereits einmal seine europäische Reise antreten sehen, aber der eifrige Mann konnte es bei der damaligen Lage der Dinge in St. Thomas nicht übers Herz bringen, dieselbe fortzusetzen. Nachdem die königlichen Verordnungen vom Jahre 1744 und die Ankunft des ordinirten Bruders Meining alle Bedenklichkeiten gehoben hatten, brachte Martin sein Vorhaben zur Ausführung. Unter Gebet nahm er am 24. September 1746 von den Arbeitern und Arbeiterinnen an der Mission, am folgenden Tage von der Gemeinde Abschied. Wenige Tage darauf bestieg er mit Frau und Kind das Schiff; wohlbehalten kam er im Dezember in Amsterdam an. Fast

zwei Jahre ist er in Europa geblieben; sein Aufenthalt bei den Brüdern brachte manche Frucht für die westindische Mission.

Im April 1747 sandte er in Verbindung mit dem Bischofe David Nitschmann dem Könige von Dänemark ein Bittschreiben in Betreff der Negermission. Sie stellten darin vor, daß Martin nun seit zwölf Jahren mit des Königs Erlaubniß das Evangelium unter den Negern verkündigt habe und bereit sei, das ihm aufgetragene Amt auch ferner fortzusetzen. Da er aber oft auf Schwierigkeiten bei Anstellung der Gehülfen gestoßen sei, so baten sie, der König möchte nicht nur die im August 1739 ihnen bereits gewährten Rechte bestätigen, sondern auch ihnen Freiheit ertheilen, „daß auf ihres jedesmaligen octroyirten Aufsehers und ersten Lehrers Attestat und Benennung an das Gouvernement, sowohl der auf den Fall der Heimberufung des ordentlichen Lehrers adjungirte Ordinarius, als auch die Diaconen admittirt werden, und die Zahl der übrigen Gehülfen, welche nicht ordinirt und nur zur Unterstützung der Lehrer da wären, dem jedesmaligen Befinden der Brüder anheimgestellt werden möchte, so lange sie der Kolonie auf keine Weise lästig und zu Kosten fielen." Friedrich V. nahm der Brüder Gesuch wohlwollend auf. Unter dem 18. Aug. 1747 erließ er ein Rescript an die westindische Compagnie, in welchem alle Wünsche der Gemeinde befriedigt wurden. Ich will das königliche Schreiben hieher setzen. „Wir geben euch hierdurch zu erkennen, daß wir nach dem allerunterthänigsten Ansuchen David Nitschmann's und Friedrich Martin's nicht allein unsers geliebten Herrn Vaters glorwürdigsten Andenkens am 7. August 1739 an euch ergangenes Rescript, nach welchem erlaubt worden, daß Albin Theodor Feder zugleich mit obgedachtem Friedrich Martin, um an der Neger Bekehrung zum christlichen Glauben auf St. Thomas zu arbeiten, daselbst

sowohl als auf den übrigen unter unsrer Souveränität stehenden Colonien tolerirt würden; wie auch, daß ihr das Gouvernement auf St. Thomas dahin anzuhalten hättet, sie gegen alle und jede zu beschirmen, so lange sie die ihnen vorgesetzten Grenzen nicht überschritten, nebst mehrerem Inhalt solchen allergnädigsten Rescripts, allergnädigst confirmirt haben, sondern wir haben überdies und zugleich allergnädigst bewilligt, daß wenn der erste auctorisirte Lehrer von den mährischen Brüdern auf St. Thomas durch Attest beim Gouvernement es anmeldet, sowohl der Ordinarius Adjunctus, welcher bei Heimberufung des ordentlichen Lehrers gleich in seine Stelle treten muß, als auch die Diaconen zur Bekehrung der Heiden angenommen werden sollen, und daß die Zeit der übrigen Gehülfen, welche nicht ordinirt oder erforderlich sind, kirchliche Handlungen zu verrichten, sondern nur den Lehrern zu Hülfe zu kommen, noch der Brüder dieserwegen gegebenen Bedenken, vermehrt werden könne, wie sie es mehr oder weniger für nöthig erachten, so lange sie der Colonie nicht zu Kosten fallen. Dahingegen wollen wir allergnädigst, daß sie die von Zeit zu Zeit mit den Diaconen vorgefallenen Veränderungen allerunterthänigst einberichten sollen, auf daß, falls gegen ein oder andern etwas zu erinnern wäre, solches zu remediren nicht versäumt werde." —

Auf der im Jahre 1747 abgehaltenen Synode zu Herrnhaag*) wurden die Missionsangelegenheiten zur Sprache gebracht. Die Arbeiter in Westindien waren sich über die Weise ihrer Thätigkeit nicht einig. Martin's Ansichten wichen von denen der übrigen Brüder ab. Die Synode

---

*) Herrnhaag war damals der Sammelplatz für die auswärtigen Arbeiter unter Christen und Heiden; dahin kamen sie zu ihrer Erholung, von da wurden sie ausgesandt. S. Cranz, Alte und Neue Brüderhistorie. 2. Aufl. 1772. I. S. 456.

unterwarf diese Angelegenheit einer genauen und sorgfältigen Prüfung und beschloß, einen bestimmten Plan festzustellen, nach welchem alle Diener an der Mission zu arbeiten hätten. Dem Bischofe Johannes von Watteville wurde der Auftrag ertheilt, bei der auf den dänisch-westindischen Inseln abzuhaltenden Visitation den Beschluß in's Werk zu setzen. —

Am 6. August 1748 kehrte Martin mit neuer Kraft auf sein Arbeitsfeld zurück. Seine Anwesenheit that Noth. Die Mission war während seiner Reise zurückgegangen. Die zurückgebliebenen Brüder hatten Muth und Hoffnung verloren und bedurften gar sehr der Ermunterung. Sie sahen so viele Ausbrüche der Sünde unter den Negern, daß sie daran zweifelten, es werde sich je eine christliche Gemeinde aus ihnen bilden. Martin war der Mann, der die Verzagten stärken konnte. Er kam, und mit ihm neuer Muth, neue Freudigkeit. — Während Martin's Abwesenheit war mit den Negern das h. Abendmahl nicht gehalten worden. Auch war keiner von ihnen, die Sterbenden ausgenommen, getauft worden. Die Brüder waren zu strenge in ihren Forderungen; die Neger verloren dadurch ihren Eifer. Martin's Rückkehr brachte neues Leben unter sie. Groß war ihre Freude, als aus den Lehrlingen diejenigen ausgesucht wurden, welche bei der bevorstehenden Visitation durch Joh. v. Watteville getauft werden sollten. Die Ausgewählten empfingen in der Woche besonderen Vorbereitungsunterricht. Von St. Thomas reiste Martin noch in diesem Jahre nach St. Croix. Die Insel war während seiner Abwesenheit von den Brüdern fast gar nicht besucht worden, die dortigen Negerchristen hatten einander zu erbauen gesucht. Martin sonderte auch hier die Taufcandidaten aus und hielt mit ihnen besondere Versammlungen. —

Nach St. Jan konnte er dagegen nicht kommen. Die dortigen Neger hätten vor Allen der Hülfe bedurft, seit dem

Juni 1747 hatte Niemand von den Missionaren die Insel betreten. Die Eleonora that in dieser Zeit ihr Möglichstes, die junge aufsprießende Saat zu pflegen und vor dem Untergang zu bewahren. Ihr zur Seite stand ein noch ungetaufter Neger, Galant, der unter seinem Geschlechte die Liebe zum Heilande zu erhalten suchte.

Bischof Joh. v. Watteville, welchem die Synode in Herrnhaag die Visitation der amerikanischen Missionen aufgetragen hatte, gedachte anfangs mit Martin die Seereise nach Westindien zn machen. Allein der damalige Krieg in Holland und andere Verhältnisse verzögerten seine Abreise; erst am 26. April 1749 kam er in Begleitung mehrerer Brüder*) auf St. Thomas an. Die Gemeinde empfing ihn mit Freuden. Eine große Schaar Neger zog ihm nach Tappus entgegen und geleitete ihn nach Posaunenberg. Am folgenden Tage (Sonntag, den 27. April) wohnte er der ersten Versammlung der Gemeinde bei. Nach einer Predigt G. Weber's redete er zu den Anwesenden. Er zeigte den Abendmahlsgenossen an, daß am nächsten Sonntage das heilige Sacrament gefeiert werden sollte; darum sollten sich alle Communicanten in der nächsten Woche bei den Missionaren einfinden, damit man gründlich mit ihnen über ihren Herzenszustand reden könne. In einer folgenden Versammlung der Taufcandidaten war er Zeuge von dem sehnlichen Verlangen der Neger nach der heiligen Taufe. Er sprach mit Einzelnen von ihnen und fand ihren Seelenzustand besser, als er gedacht hatte.**)

---

*) Unter ihnen war der unten erwähnte Bruder Johann Westmann.

**) Welche Anerkennung die Mission bei der Regierung fand, erhellt aus Folgendem. Als v. Watteville bei dem Gouverneur von St. Thomas zum Besuche war, fragte dieser, ob er auch das Castell schon

Von besonderer Wichtigkeit waren die Conferenzen, welche der Visitator mit den Missionsarbeitern hielt. Sie hatten den Zweck, alle bisherigen Differenzen der Ansichten auszugleichen und die Beschlüsse der Herrnhaager Synode auszuführen. Am 31. April kamen die Brüder zum ersten Male zusammen. Watteville sprach zuerst ausführlich über die Mission und den Plan der Arbeit unter den Negern. Er zeigte, daß der Zweck der Heidenmission kein andrer sei, als der, die Heiden zur Erkenntniß Jesu Christi zu bringen und die Gewonnenen und Getauften in der Liebe zum Heilande zu erhalten, damit sie das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit, davonbringen. Aus diesem Zwecke gehe die erste Pflicht des Missionars hervor: durch das Evangelium den Heiden einen lebendigen Eindruck von dem menschgewordenen und gekreuzigten Sohne Gottes zu geben. Sobald Jemand ein Verlangen nach der Vergebung der Sünden zeige und es ihm Ernst sei, dem Evangelium gehorsam und ein Eigenthum des Herrn zu werden, so sei er ein Taufcandidat; der Missionar habe Beruf und Pflicht, sich desselben besonders anzunehmen. Die heilige Taufe wasche die Sünden ab und verbinde mit dem Heilande. Ein Getaufter aber könne leicht auf Irrwege gerathen, solche Verirrte dürften nie aufgegeben werden, denn der heilige Geist finde auch noch Zugang zu solchen Herzen. Man gehe ihnen in Liebe nach, und diese

---

gesehen habe, und zeigte ihm aus seinem Fenster die Plantage der Brüder. „Die," sagte er, „macht unsere Sicherheit auf dieser Insel, und daß ich eine Nacht ruhig außer dem Fort auf meiner Plantage schlafen darf, welches ich sonst nicht wagen durfte. Entstünde aber ja eine Zusammenrottung, die bei dem verbesserten Genio schon weniger zu fürchten ist, so bekäme gewiß einer oder der andere der vielen tausend Neger der Brüder Kenntniß von ihr, und ich wäre unterrichtet." Schrautenbach a. a. O. S. 170.

Liebe werde nicht ohne Eindruck auf sie bleiben. Eine übertriebene Kirchenzucht aber, eine Gleichstellung gefallener Getaufter mit den Heiden mache die Verirrten schüchtern und muthlos, leicht könnten sie dahin geführt werden, sich von dem Evangelium ganz abzuwenden. Es solle daher Hauptaufgabe der Heidenboten sein, alle Verirrten wieder aufzusuchen, sie in Liebe zu ermahnen, das Vertrauen zum Heilande und zu seinen Dienern wieder zu erwecken und alle diejenigen in ihre Pflege zu nehmen, die es begehren würden. — Jeder der anwesenden Brüder sprach sich über seine Thätigkeit aus. Sie bekannten offen ihre Fehler und gelobten neue Treue im Dienste des Herrn.

Darauf wurden die Methoden geprüft, welche die Einzelnen in ihrem Wirken befolgt hatten. Hier gab es gar Manches zu berichtigen. Es herrschte im Allgemeinen die Ansicht, daß man bei dem ganzen Werke dahin streben müsse, wenige Erstlinge aus den Heiden zu gewinnen, da die Zeit der Bekehrung für alle Völker noch nicht gekommen sei. Besonders hatte man seit Martin's Abreise nach diesen Grundsätzen verfahren. Das h. Abendmahl war nicht gefeiert, Niemand war durch die h. Taufe in die Gemeinde aufgenommen worden. Watteville suchte die Brüder aus dem Worte Gottes zu belehren. Es wurde nachgewiesen, daß die Beschränkung der Missionsarbeit auf wenige Heiden durchaus keinen Grund im Worte Gottes habe. Der Heiland habe allen Völkern das Evangelium zu predigen und Alle zu taufen geboten. Die Getauften aber müsse man nicht sich selbst überlassen, sondern sie sorgfältig pflegen und sie lehren halten Alles, was Jesus befohlen habe. Diese Pflege hatten die Brüder in den beiden letzten Jahren ganz unterlassen. Die Neger auf den Plantagen waren gar nicht besucht, nur um die Nationalgehülfen hatte man sich bekümmert. Als ein Wunder der Gnade und als einen Beweis, daß der

Heiland mit der Mission sei, anerkannte man, daß sich doch trotz dieser Vernachlässigung gewöhnlich 40 bis 50 Neger zu den Bettagen eingefunden hätten. — Man bestimmte ferner, daß der Negerbettag oder Gemeintag nie ausgesetzt werden solle; auch einigte man sich darüber, daß künftig den Kindern der christlichen Negermütter der Segen der h. Taufe nicht vorenthalten werden solle.

Am 1. Mai besuchte Watteville mit Martin und Weber die Neger auf der Perl und Muskitobai. Sie fanden auch hier freundliche Aufnahme. Besonders wohlwollend bewies sich der Gouverneur der Insel, welchem die Brüder auf seiner in der Nähe gelegenen Plantage einen Besuch machten.

Sonntag, den 4. Mai, wurde auf Posaunenberg ein herrliches Tauffest gefeiert. Seit drei Jahren hatten die Neger keine Taufe erlebt, ihre Freude war unbeschreiblich. Von allen Seiten strömten sie nach der Plantage, das Versammlungshaus konnte die Menge nicht fassen. Unter freiem Himmel wurde das Fest gehalten. Vor dem Taufgefäß saßen im Halbkreise vierzehn Täuflinge, unter ihnen einige Greise, in weißen Kleidern. Hinter ihnen sah man die übrigen Taufcandidaten, ebenfalls weiß gekleidet, hinter diesen die Getauften, die Abendmahlsgenossen und die ungetauften Neger. Nachdem Watteville zu der Gemeinde und zu den Täuflingen besonders gesprochen, beantworteten sie die ihnen vorgelegten Fragen über ihren Glauben und ihr Verlangen nach der Taufe. Dann knieeten sie nieder. Watteville, Martin, Weber und Westmann legten ihnen die Hände auf und beteten über die jungen Christen um die Gnade des Herrn, um Schutz und Schirm wider alles Arge. Es war ein erhebender Augenblick. Die Anwesenden vergoßen Thränen. Watteville taufte fünf, Martin drei, Westmann zwei, G. Weber vier Personen. Unter denen,

welche der Bischof taufte, war ein Mann mit silberweißem Haare, der uns längst bekannt ist. Es war Johann Abraham, der Bruder Anton's, durch den die Brüdergemeinde die erste Aufforderung zur westindischen Mission erhalten. Abraham befand sich bei der Ankunft Watteville's in St. Thomas auf St. Croix. Wegen seines hohen Alters war er freigelassen worden. Kaum hatte der Greis von den neuen Lehrern gehört, als er sich noch während der Nacht zu ihnen aufmachte, in der Hoffnung, daß ihm vor seinem Ende die Taufe ertheilt werde. Am 27. April, früh Morgens, kam er auf Posaunenberg an. Er eilte in das Schlafzimmer Watteville's und fiel vor dem Bette auf seine Kniee. So sah ihn Watteville bei seinem Erwachen; der Alte bat flehentlich um die Taufe.

Nach dem Taufacte sprach Martin noch zu den Taufcandidaten. Dann ging die Gemeinde aus einander. Die Brüder versammelten sich mit sämmtlichen getauften Negern, 120 an der Zahl. Watteville sprach zu ihnen von der Treue des Herrn gegen die Seinigen; man solle ihm vertrauen, daß er alle Sünden und Untreuen gnädiglich vergeben werde. Die Missionsarbeiter versichern alle Getauften ihrer Liebe; sie sehen Alle als Brüder und Schwestern an, welche der Sünde abzusagen und dem Herrn zu dienen und zu leben entschlossen sind. — Nach dieser Ansprache fiel die Versammlung auf die Kniee und betete um die Gnade des Herrn. Darauf folgte die Feier des Liebesmahls, bei welchem die Brüder Nachrichten über die Brüdergemeinden in Europa und Amerika mittheilten. Die Taufe eines Negerkindes und die Feier des heiligen Abendmahls beschloß den festlichen Tag.

Von St. Thomas ging Watteville am 7. Mai mit Martin, Weber und Westmann nach St. Croix. Nachdem er auch hier mit den Helfern und Helferinnen mehrere Conferenzen gehalten, wurden am Sonntage, den 11. Mai,

sieben Neger auf der Plantage Princeß getauft. Die Feier fand in derselben Weise statt, wie die auf St. Thomas. — Gegen Ende des Monat Mai wurde die Insel St. Jan besucht. Die dortige Mission lag sehr darnieder. Es fanden sich zu der Predigt nur fünfzehn Personen ein. *Watteville* sah ein, wie nothwendig die Anstellung eines Missionars auf der Insel sei, und versprach, dafür Sorge tragen zu wollen.

Bis zu Anfang Juni blieb der Visitator auf St. Thomas. Er verlebte unter den Negern gesegnete Tage. Es wurden noch mehrere Tauffeste gefeiert, ein Strom des Lebens ging von ihnen auch auf die Ungetauften aus. Namentlich waren die Pfingsttage, 25. und 26. Mai, Tage, an denen das Wehen des Geistes in der Gemeinde zu spüren war. —

Am 8. Juni hielt *Watteville* seine Abschiedsrede über die Worte: *Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas unter euch wüßte, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.* 1. Cor. 2, 2. Nach derselben taufte er noch drei und zwanzig Personen und feierte mit den Brüdern das heilige Abendmahl. Am folgenden Tage reisete er nach Nordamerika ab.

Die westindische Mission nahm nach der Visitation einen kräftigen Aufschwung. Die Brüder arbeiteten nach den in den Conferenzen festgestellten Grundsätzen mit neuem Eifer, neuer Hingebung. Morgens und Abends kamen sie zur Andacht zusammen, in gemeinsamem Gebet flehten sie den Segen des Herrn auf ihre Arbeit herab. Auch mit den getauften Negern hielten sie eine Frühversammlung; mit Gebet sollte des Tages Arbeit begonnen werden. Um dem Mangel an Arbeiterkräften abzuhelfen, wurden eilf Gehülfen und fünf Gehülfinnen aus den Schwarzen erwählt. Sie sollten sich der in ihrer Nähe wohnenden Neger annehmen,

sie gründlich kennen lernen und ihre Erfahrungen jeden Mittwoch Abend an die Brüder berichten. Die Zahl der Neger, welche die Pflege der Missionare suchten, wuchs mit jedem Tage. In der Mitte Juni zählte man 88 Taufcandidaten, im Juli waren 1000 Namen von Lehrlingen aufgezeichnet. Das Versammlungshaus konnte die Menge der Heilsbegierigen nicht fassen. Die Brüder meinten, die Zeit der Bekehrung sei für das ganze Volk nahe.

Im Christenleben fehlt es nicht an Gegensätzen. Bald geht das Herz in Sprüngen, bald scheint es todt, erstarrt zu sein. Bald erhebt sich die Seele auf Adlersflügeln, bald liegt sie darnieder, wie der Vogel, dem die Flügel abgeschnitten. Die Zustände des Einzelnen wiederholen sich in der Kirche, in Gemeinden. Dieser Wechsel liegt in Gottes Ordnungen. Ihn leugnen wollen hieße den Herrn leugnen. Wir finden in St. Thomas nach der Zeit fröhlicher Hoffnungen eine Zeit des Kleinmuthes, eine Zeit der Trauer. Ehe das Jahre 1749 zu Ende ging, sollte es den Brüdern großes Herzeleid bringen. Im Monat September wüthete das hitzige Fieber auf der Insel. Auch die Missionsarbeiter blieben nicht verschont. Sie wurden sämmtlich auf das Krankenlager geworfen; Weber's Gattin und Meining sanken in das Grab. Die Missionsarbeit wurde zwar nicht ganz unterbrochen, aber die Genesenden konnten ihr nur halbe Kräfte widmen.

Nichts desto weniger wurde an dem früher beschlossenen Bau einer geräumigen Kirche fleißig gearbeitet. Im December war das Gotteshaus so weit fertig, daß man seine Einweihung auf den Christabend festsetzen konnte. Eine große Anzahl Neger hatte sich versammelt. Es war ein ergreifender Anblick, als sich beim Beginne des Gottesdienstes die ganze Gemeinde auf die Kniee warf und in heißem Dank- und Bittgebet ihr Herz vor dem Throne der Gnade aus-

schüttete. Die darauf folgende Predigt zeugte von der Offenbarung Gottes im Fleisch und von der Seligkeit, welche den Menschen dadurch erworben. Noch spät in der Christnacht feierte man das Liebesmahl, nach demselben wurde ein Negerkind getauft und das heilige Abendmahl gefeiert.

Martin konnte den Dingen in St. Thomas nur aus der Ferne zusehen. Er hatte im Juli die Insel verlassen, um auf St. Jan eine dauernde Mission zu gründen. Von seinem Besuche im Jahre 1745 her hatte er unter den Negern alte Bekannte. An sie wandte er sich zuerst, in vielen Herzen fand er schwache Ueberreste früherer Eindrücke. Am Tage nach seiner Ankunft, an welchem er den Heiden das Heil in Christo bezeugte, meldeten sich dreißig Heiden zu fernerer Unterweisung. Abraham und Eleonora unterstützten Martin auf's Treueste. Es ist zum Theil ihrem Eifer zu verdanken, daß die Mission auf der Insel aufzublühen begann. Am 13. August wurde das heilige Abendmahl mit dreizehn Personen zum ersten Male gefeiert, Martin datirt von dem Tage an eine neue Periode in dieser Mission. Die Neger besuchten immer zahlreicher die Versammlungen; am 7. September mochten über 250 dem Gottesdienste beiwohnen. Am 18. August fand die erste Kindertaufe Statt. Martin fühlte sich im Anblicke solcher Gnadenerweisungen selig in seinem Berufe. Die Noth, welche in der zweiten Hälfte des Jahres 1749 über die Brüder in St. Thomas hereingebrochen war, veranlaßte diese zwar, ihn zu sich einzuladen. Allein er glaubte sich an die Neger auf St. Jan gebunden; hätte er sie ohne geistlichen Pfleger lassen müssen, so war ein Rückfall in das heidnische Treiben zu befürchten. In unermüdeter Treue streuete er den Saamen des göttlichen Wortes aus, nicht bloß auf Tonis Plantage, wo er seine Wohnung genommen; unter großen Mühen und Lebensgefahren zog er lehrend und predigend auf der Insel umher.

Die Erfahrungen, welche Martin in seinem bisherigen Missionsleben gemacht, schienen anzurathen, daß, sollte die Mission in St. Jan Bestand haben, für sie ein eigenes Grundstück erworben werde. Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Jens Rasmus besaß nahe an der Großcruxbai eine kleine Plantage. Martin kaufte sie. Unter dem Namen Bethanien hat sie einen guten Klang in der Missionsgeschichte.

Die Plantage lag zum Theil wüste, ohne ordentliche Wohngebäude. Im November begann Martin seine ersten Einrichtungen. Vor allem Anderen richtete sich seine Sorge auf ein Versammlungslokal. Anfangs diente dazu ein ziemlich großes Negerhaus, allein es war zu klein. Es wurde daher an dasselbe eine Laubhütte gebaut, unter deren Dache die Neger vor den Strahlen der Sonne geschützt waren. Am 23. November weihete Martin sein neues Gotteshaus mit Gebet und Predigt ein. Bethanien wurde seit der Zeit der Mittelpunkt der Missionsthätigkeit auf der Insel. Doch wurde auch Tonis Plantage nicht vergessen, wo alle 14 Tage Gottesdienst gehalten wurde. Um die Kirche sammelte sich eine kleine Gemeinde. Am 30. November wurden sieben Erwachsene getauft, unter ihnen der Neger Galant, welcher bisher unter den Heiden mit großer Liebe seinen Heiland verkündigt hatte. —

Gegen Ende des Jahres 1749 finden wir Martin auf der Insel St. Thomas. Seine Neger auf St. Jan hatten ihn mit Schmerzen abreisen sehen; allein er konnte den Bitten der Brüder nicht widerstehen. Er hatte mit Weber, der ihn besucht, verabredet, daß während seiner Abwesenheit Johann Schur herüberkommen und seine Stelle einnehmen solle. Das geschah auch. Schur war ein vortrefflicher Kinderehrer, er wußte sich bald die Liebe der Neger zu gewinnen. Allein sie sollten sich nicht lange

seines Unterrichtes erfreuen; am 5. Januar 1750 raffte ihn ein hitziges Fieber dahin.

Es war ein harter Verlust für die Brüder. Sie sahen keinen Weg, wie die Lücke ausgefüllt werden sollte. Die Mission in St. Thomas bedurfte der Unterstützung, die wenigen Arbeiterkräfte konnten ihr nicht entzogen werden. Martin's Rückkehr nach St. Jan war vorderhand unmöglich, er hatte bei einem Besuche auf der Insel St. Croix den dortigen Taufcandidaten versprochen, daß sie bald die heilige Taufe empfangen sollten.*) Sechs Monate waren seitdem vergangen, er hielt sich für verpflichtet, zuerst nach St. Croix zu gehen, von wo aus er von Zeit zu Zeit Bethanien zu besuchen gedachte. Er sollte es nicht wiedersehen.

Am 12. Januar 1750 kam er wohlbehalten mit Frau und Kind auf St. Croix an. Die Neger empfingen ihn mit großer Freude. Sie hatten unter der Leitung David's zu Bassia ein eigenes Haus für ihren Lehrer erbaut. Gleich nach seiner Ankunft geleiteten sie ihn dahin. Sein Haus war den ganzen Tag über nicht leer von Besuchenden. Jeder wollte ihn sehen, ihn begrüßen. Am Abend hielt er mit einer zahlreichen Versammlung eine Andacht.

Martin begann seine Missionsthätigkeit auf der Insel mit vielem Eifer. Am folgenden Tage nach seiner Ankunft hielt er einen Gottesdienst auf der Plantage Princeß; nach demselben ließ er sich von den Nationalgehülfen Bericht erstatten und besprach mit ihnen die Missionsangelegenheiten. Er war von fröhlicher Hoffnung für die Zukunft erfüllt. Der Gouverneur der Insel, dem er am 15. Januar einen Besuch machte, versicherte ihn seiner Unterstützung und seines Schutzes.

---

*) Auf St. Croix hatte bei dem Mangel an weißen Arbeitern der Mulatte David die Arbeit mit Geschick unter den Negern versehen.

Der treue Zeuge sollte nicht lange der Arbeit im Weinberge pflegen. Obgleich er am 15. Januar einen Fieberanfall gehabt, begab er sich am Abend nach Princeß, wo am 17. ein neuerbautes Versammlungshaus eingeweiht und das heilige Abendmahl gefeiert werden sollte. Er besprach sich noch mit den einzelnen Communikanten, matt kehrte er in seine Wohnung zurück. Bei der Einweihungsfeier fühlte sich Martin so schwach, daß er die beabsichtigte Predigt nicht halten konnte. Er übertrug sie dem Helfer David, doch wollte er sich's nicht nehmen lassen, den Gottesdienst mit einem Gebete zu beschließen. Mit den Arbeitern hielt er darauf eine Conferenz, dann feierte er mit der Gemeinde das heilige Abendmahl. Seine Seele war voll Lob und Dank gegen den Herrn, dessen Gnade so sichtbar über ihm und der Gemeinde waltete. Besondere Freude war's ihm, an dem Tische des Herrn einen Neger zu finden, der sechs Jahre wie ein verlorenes Schaf auf den Wegen der Sünde umhergeirrt, nun aber wiedergekommen war und dem Heiland neue Treue geschworen hatte.

Am Sonntage, den 18. Januar, predigte er Vormittags in seinem Hause, Nachmittags auf Princeß. Er sprach von der Seligkeit eines gläubigen Herzens in Jesu Christo, dem verwundeten und gekreuzigten Heilande. Es sollte sein letztes Zeugniß an die Gemeinde sein. Auf dem Rückwege nach seiner Wohnung wurde er vom Regen überfallen, kaum war er vor Mattigkeit im Stande, sein Haus zu erreichen. Schon am folgenden Tage brach die Fieberkrankheit heftig aus, in wenigen Tagen verzehrte sie seine Kräfte, daß er das Bett hüten mußte. Der Kranke verhehlte sich die Gefahr, in welcher er schwebte, nicht. „Ich werde wohl zu meinem lieben Herrn scheiden," sagte er zu seiner Frau, „laß dich dadurch in deiner Seligkeit nicht stören. Mir ist unaussprechlich wohl in den Wunden Jesu. Wenn meine Seele zu

ihm wird hingeflogen sein, so bitte den Herrn Gouverneur um die Erlaubniß, daß meine Gebeine bei dem Versammlungshause der Neger auf Prinzeß ihre Ruhestätte haben mögen."

Seit dem 24. Januar kam weder Tag noch Nacht acht Tage lang der Schlaf in seine Augen. Die Trauer seiner Frau bekümmerte ihn, und er suchte sie zu trösten. „Doch," fügte er hinzu, „kann ich dir wohl nicht übel nehmen, daß du weinst; denn ich werde nun bald zu unserem liebsten Heilande gehen, da du noch hier bleiben mußt." — Kurz vor seiner Auflösung ließ er sich des Tages Loosung lesen: „Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre. Ps. 77, 6. Ach, großer König, groß zu allen Zeiten." Dann sprach er zu ihr: „Jetzt magst du immer auf mich Acht haben, denn nun werde ich bald den letzten Kuß vom Heilande bekommen, und so wird meine Seele weg und bei Ihm sein. Grüße Alles von mir, in St. Thomas, und wo du hinkommst." Das waren seine letzten Worte. Still und sanft ist er eingeschlafen, am 1. Februar 1750, Vormittags 10 Uhr.

Wie der Selige gewünscht, so bereiteten sie ihm auf Prinzeß das Grab. Der Gouverneur hatte dazu gern die Erlaubniß gegeben. Am Nachmittage trugen die getauften Neger die irdischen Ueberreste ihres Lehrers nach der Plantage. Sie sahen darin einen besonderen Beweis seiner Liebe, daß er in der Nähe ihres Versammlungshauses hatte ruhen wollen.

Früh Morgens, am 2. Februar, senkten sie den Sarg ein, der Helfer David sprach am Grabe zu der trauernden Versammlung.

Der Neger Dankbarkeit errichtete über dem Grabe ein einfaches Denkmal aus einigen Schichten Mauersteinen, in Form einer abgekürzten Pyramide. Noch heute entblößen

sie, wenn sie an ihres Freundes Ruhestätte vorübergehen, ihr Haupt.

Seligkeit in Ewigkeit,
Singt man den Gliedern der Gemein;
Herrlichkeit und Wonn und Freud
Wird über ihrem Haupte sein:
Wenn's geschlacht'te Marterlamm,
Das das Leben wiedernahm,
Unser auserwählter Hirt
Ihre Augen trocknen wird.

Sehet da! die große Schaar,
Die aus viel Trübsal kommen ist,
Gehet ein in Salems Schein
Zu ihrem Bräut'gam Jesu Christ!
Wie ist dir's, du wartend Chor,
Haußen vor dem Freudenthor?
Und wie wird dir's drinnen sein?
O du selige Gemein!

Amen, ja, Hallelujah,
Sei hochgelobt, Herr Jesu Christ!
Daß auch mir durch dich bei dir
Die Stätte schon bereitet ist.
O es freu sich Jegliches
Seines Volks, und tröst sich deß,
Daß wir in der Ewigkeit
Soll'n beim Herrn sein allezeit.

Amen, ja, Hallelujah,
Seid stets auf ihn bereit und wacht,
Harrt des Herrn, der nicht mehr fern;
Jetzt wird zum Sabbath zurecht gemacht,
Zu dem großen Abendmahl,
Da ihn im Vollendungssaal
Seine Braut von Nahem schaut;
Komm, Herr Jesu! ruft die Braut.

Düsseldorf Buchdruckerei von Hermann Voß.

Matthäus Stach

und

Johann Beck,

Missionare der Brüdergemeinde in

Grönland,

und

ihre Mitarbeiter.

Von

Reinhold Vormbaum,

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Düsseldorf,

Verlag von W. H. Scheller.

1856.

Erstes Kapitel.

M. Stach's Leben bis zu seiner Ankunft in Grönland.

Ich wollte dich gern loben mein Lebenlang,
und meine Hände in deinem Namen aufheben.
Ps. 63, 5.

Die Mission der Brüdergemeinde in Grönland empfing, wie die auf den dänisch=westindischen Inseln, ihre erste Anregung im Jahre 1731, als der Graf Zinzendorf bei dem Krönungsfeste des Königs Christian VI. in Kopenhagen war. Die dänische Regierung ging damals mit dem Gedanken um, die seit einer Reihe von Jahren unterhaltene Handelsniederlassung und die von ihr unterstützte, durch den frommen Hans Egede treulichst gepflegte Mission zu Godthaab aufzugeben.*) Die gedrückten Verhältnisse Egede's, so wie die Bekanntschaft des Grafen mit zweien getauften Grönländern gaben einem schon im Jahre 1727 von ihm gehegten Gedanken an eine grönländische Mission neues Feuer, neues Gewicht. Noch von Kopenhagen aus schrieb er an seine Gattin, daß ihm in

*) Vgl. Ev. Missionsgeschichte. B. I. H. 6.

Grönland ein weites Feld aufgethan sei.*) Zinzendorf kehrte nach Herrnhut zurück. St. Thomas und Grönland waren ihm ans Herz gelegt.

Wir haben gesehen, wie die Mission in St. Thomas ihre Ausführung erhielt. Wenden wir uns zu dem zweiten großen Missionsunternehmen in Grönland.

In jener Abendversammlung zu Herrnhut, in welcher der Graf das schriftliche Anerbieten L. Dober's und T. Leupold's mittheilte,**) waren zwei Jünglinge gegenwärtig, Matthäus Stach und Friedrich Böhnisch. Der Erstere hatte durch die früheren Mittheilungen Zinzendorf's über die grönländische Mission Trieb und Freudigkeit erhalten, unter die Eskimo, dem bedrängten H. Egede zu Hülfe, auszuziehen. Allein „in Betrachtung seiner Untüchtigkeit und wenigen Erfahrung," verbarg er den Gedanken in seiner Seele; er wagte nicht, Jemanden davon zu sagen. Jener Brief Dober's und Leupold's gab ihm Muth, seinem Freunde Böhnisch seinen Entschluß mitzutheilen. Während ihrer gemeinsamen Arbeit auf dem Gottesacker am Hutberge schüttete Stach dem Bruder das Herz aus. Er hatte in Böhnisch den rechten Mann gefunden. Auch er hatte dieselben Gedanken bei sich bewegt;***) so fanden sich die

---

*) Vgl. des Grafen eigene Worte: Evang. Missionsgesch. III. 1. 2. S. 39.

**) Vgl. Ebendas. S. 40.

***) Fr. Böhnisch erzählt in seiner eigenen Lebensbeschreibung: „Da einmal der Graf Zinzendorf bei einer gewissen Gelegenheit zu uns ledigen Brüdern sagte: „Ich sehe schon mehrere unter euch, die sich dazu hergeben werden, unter die Grönländer, Mohren rc. zu gehen," so fuhr es sogleich in mich, als ich Grönland nennen hörte. Mein erster Gedanke war: Da gehörst du hin! und sogleich stellten sich mir

Beiden, ähnlich wie vor Kurzem Dober und Leupold sich gefunden. „Wir besprachen uns einfältig darüber," erzählt M. Stach, „und spürten die stärkste Neigung nach Grönland, wußten aber nicht, ob wir die bei uns entstandene Regung für einen von Gott gewirkten Trieb halten und denselben der Gemeine anzeigen oder ob wir warten sollten, bis uns ein Ruf angetragen würde. Weil wir aber eines Sinnes waren und einfältig glaubten, daß die Verheißung des Heilandes: Wo zween unter euch eins werden, warum es ist, das sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren, Matth. 18, 19, auch bei uns eintreffen würde, so legten wir uns in dem nächst daran stoßenden Gebüsch vor Ihm auf die Kniee, unser Gemüth in dieser wichtigen Sache aufzuklären und uns auf dem rechten Wege zu leiten. Unsere Herzen wurden hierauf mit einer ungemeinen Freudigkeit erfüllt, und wir säumten nicht länger, unsern Sinn der Gemeine schriftlich vorzulegen, mit völliger Ueberlassung, zu welchen Heiden uns ein Ruf angetragen werden würde, ob wir gleich die stärkste Neigung zu den Grönländern verspürten." Das Schreiben der Brüder wurde in der Versammlung der Gemeine öffentlich vorgelesen. Zwar wurde es, wie Stach sagt, „mit Freuden angehört," allein mit einer Antwort auf dasselbe war man nicht sehr eilig. Der Brief hatte große Aehnlichkeit mit dem Dober's und Leupold's, einige meinten, er sei Nichts als eine eitele Nachahmung des Schreibens der beiden Negerprediger. Da-

---

Land und Leute so dar, als ob Alles vor mir stände. Weil es nun meinem Bruder Matth. Stach ebenso war, so offenbarten wir uns einander unsere Gedanken, und siehe! wir hatten ganz einerlei gedacht und gefühlt." S. die Anfänger der Brüdermission in Grönland, im ersten Hefte der Lebensbeschreibungen merkw. Männer aus der Brüdergemeine. 2. Aufl. S. 18.

durch wurde die Gemeinde bedenklich. Die Aeußerung eines Bruders, bei welchem sich Stach einmal erkundigte, war nicht dazu angethan, ihm Muth und Hoffnung zu machen. „Wir ließen uns aber dadurch so wenig, als durch die Vorhaltung der beschwerlichen Reise und Lebensart in Grönland, wovon wir beiläufig manches hörten, abschrecken, und erwarteten mit Gelassenheit, ob man unser Erbieten annehmen oder verwerfen werde."

Es verging eine geraume Zeit, ehe sie aus ihrer Ungewißheit herausgerissen wurden. Zinzendorf ließ einmal die Beiden zu sich kommen und fragte, ob sie noch in ihrem Entschlusse beharrten. Und als der Graf ihr freudiges Ja vernommen, stellte er ihnen noch einmal die Schwierigkeit ihres Unternehmens vor, fügte aber dann hinzu, „wenn sie es im Vertrauen auf den Heiland wagen wollten, so könnten sie sich mit seinem und der Gemeinde Segen zur Reise fertig machen." Es währte indessen noch ein ganzes Jahr, ehe die Aussendung M. Stach's erfolgte. An ihn schloß sich, da Böhnisch vorläufig einen anderen Wirkungskreis gefunden,*) sein Vetter Christian Stach. Im Anfange des Jahres 1733 zogen die beiden Heidenboten aus. „Unsere Abfertigung," sagt Matthäus Stach, „währte nicht lange, nur die zween letzten Tage hielt der Herr Graf mit mir einige gesegnete Unterredungen, besonders über die Bewahrung Leibes und der Seele, die mir zu einem bleibenden Segen gereichten."

Ehe wir M. Stach weiter begleiten, werfen wir einen kurzen Rückblick auf sein früheres Leben.**)

---

*) Böhnisch machte eine Besuchsreise nach Preußen und Litthauen zu den Salzburger Emigranten. S. s. Autobiographie im Anhange zu Cranz, Historie von Grönland, S. 1125.

**) Die Hauptquelle unserer Darstellung ist Stach's eigene Lebens-

Er war am 11. März 1711 zu Mankendorf in Mähren geboren. Seine Vorfahren gehörten zu jenen glaubensmuthigen Zeugen des Evangeliums, die lieber Vaterland und Freundschaft verließen, als von dem Bekenntniß des Heilandes abfallen wollten. Stach's Urgroßvater mußte zur Zeit der großen Verfolgung um's Jahr 1620, mit seinen vier Söhnen nach Sachsen flüchten, ein Theil seiner Nachkommen kam später nach Mähren zurück. Christian Stach, der Vater des Matthäus, war „ein exemplarischer, von Jedermann geliebter und geehrter Mann, einer von denen, welche wiewohl ganz in der Stille, den noch übrig gebliebenen Brüdern im Wort und in der Lehre dienten."

Eine gelehrte Erziehung konnte der alte Stach seinem Sohne nicht geben. Der gottselige Vater ließ sich seine größte Sorge sein, sein Kind dem Herrn zuzuführen und für den Himmel zu erziehen. M. Stach hat später über sein Jugendleben also berichtet: „Die erste Veranlassung, daß ich über mich zu denken anfing, war folgende. Mein Vater sah mich einmal außerordentlich weinen, fragte mich um die Ursache und erhielt von mir die Antwort: weil ich ein so kleines Stück Kuchen bekommen. „Mein Sohn," erwiederte er, „wenn du so um deine Sünden weintest, das wäre dir besser," — und gab mir noch ein Stück. Diese Worte machten bei mir einen tiefen Eindruck, der mich immer verfolgte. In meinem sechsten Jahre mußte ich des Sommers die Kühe hüten, und im Winter lehrte mich mein Vater lesen; denn aus Besorgniß, ich möchte verführt werden, wollte er mich in keine Schule schicken. Weil es nun der Brauch ist, daß

---

beschreibung, die sich u. A. in den Erzählungen aus der Geschichte der Brüderkirche, II. S. 178 ff. und in den Sammlungen für Liebhaber christl. Wahrheit, Basel 1840. S. 332 ff. findet.

die Kinder im siebenten Jahre aufgeschrieben werden, und alsdann zum Abendmahl gehen müssen, so verbarg mich mein Vater, so lange er konnte, wenn der Schulmeister herumging, die Namen der Kinder aufzuschreiben. Endlich aber mußte ich doch in meinem zehnten Jahre zum Abendmahl gehen, welches ich mit Angst und Zittern genoß. — Ungefähr in meinem achten Jahre überfiel mich eine große Bangigkeit, unter welcher ich mehrere Tage lang sehr betrübt und gedrückt einherging. Weil ich nun an meiner Seligkeit zweifelte, so blickte ich öfters seufzend gen Himmel, mit dem Wunsche, wenn ich doch lieber eine andere Kreatur und kein Mensch wäre. Oefters schon hatte mein Vater mich zum Gebet ermahnt, und mir gesagt, wie und was ich beten sollte. Ich eröffnete ihm daher meinen Kummer um's Seligwerden. Er tröstete mich so gut er konnte, und wies mich zu noch fleißigerem Gebete an. In meinem zwölften Jahre kam ich bei einem Nachbar in Dienste. Nach und nach fand ich Gefallen an weltlichen Lustbarkeiten, doch konnte ich in meinem Dorfe nicht recht dazu kommen, denn meine Kameraden thaten sehr verächtlich gegen mich, weil unsere Familie für lutherisch, also für ketzerisch angesehen wurde. Ich mußte daher meistens für mich allein bleiben. Mein Vater hatte einige lutherische und reformirte Predigtbücher, aus welchen er den Seinigen und anderen Erweckten im Dorfe, so oft es sich thun ließ, in der Stille und bei verschlossenen Thüren vorzulesen pflegte. Als ich ihn an einem Sonntage besuchte, las er gerade aus der Postille von Scultetus eine Predigt über die Geschichte von Thomas, wobei mein Herz sehr gerührt wurde. Unter vielem Nachdenken ging ich wieder fort. In der Nacht brach mein Herz in Gebet und Thränen aus, so daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Auch die Leute im Hause waren voll Verwunderung, was mit mir vorgegangen sein möchte." —

In seinem 16. Jahre trat Matthäus in dem nicht weit von Mankendorf gelegenen Dorfe Zauchtenthal in die Dienste Melchior Konrads, eines frommen Mannes. Er wollte sich da etwas Geld verdienen, ehe er zu den Brüdern nach Herrnhut zöge, wohin sein Sinn schon seit geraumer Zeit gestanden hatte. Allein der Jüngling hat nicht viel gespart. Ueppigkeit und Ausschweifungen gingen im Dorfe im Schwange, Stach fand Vergnügen daran und wurde in sie hineingezogen, jedoch, wie er sagt, „nicht ohne Unruhe meines Herzens." Man sieht, daß seines Vaters Erziehung Eindrücke in des Jünglings Herz gelegt hatte, deren Nachwirkung ihn vor tiefstem Falle bewahrt hat. „Besonders betroffen wurde ich," erzählt Stach, „wenn ich einen von meines Vaters Freunden und Bekannten erblickte, wie mich denn einmal Einer, als ich mit Anderen ins Wirthshaus ging, scharf ansah und mir mit dem Finger drohte. Ein ander Mal redete mich mein Hauswirth, Melchior Konrad, sehr ernstlich an und führte mir meines Vaters Frömmigkeit und seine Leiden um der Wahrheit des Evangelii willen so nachdrücklich zu Gemüthe, daß ich in einen Strom von Thränen ausbrach. — Kurz darauf, als ich von Konrad über meinen Gang war angeredet worden, wurde es mir in meinem Herzen so, als ob Jemand vernehmlich zu mir sagte: Du sollst beten. Auf der Stelle fiel ich mitten in meiner Arbeit auf die Kniee, fing an zu beten und wurde wie mit einem Strom übergossen, daß ich auch die Worte so geschwind nicht aussprechen konnte, als sie mir in den Mund flossen. Nun beschloß ich keinen Tag ohne Gebet vorübergehen zu lassen. Das geschah 1728 etwa zwei Wochen vor Ostern."

Des Jünglings Wunsch, nach Herrnhut auszuwandern, schien einer baldigen Erfüllung entgegen zu gehen. Am Palmsonntage 1728 besuchte er seinen Vater in Mankendorf. Hier fand er einen nahen Verwandten, Martin Franke, aus

Herrnhut, dem er sein Verlangen mittheilte. Allein er fand damit wenig Gehör. Franke stellte ihm die Schwierigkeiten vor, die seinem Unterhalte entgegenständen; er solle lieber daheim bleiben; es sei besser und gefahrloser, gar nicht auszuziehen, als zurückkehren zu müssen. Stach sah das ein; er gab seinen Auswanderungsplan auf. Allein Herrnhut hatte ihn so eingenommen, daß er sich des Gedankens daran nicht entschlagen konnte. Kaum hatte er Franke verlassen, als er sich in seinem Innern sehr beunruhigt fühlte. Es war ihm, er müsse seine Seele retten, und wenn er Hungers sterben sollte. Noch während der Nacht eilte er zu seinem Vater, der bis jetzt Nichts von der Absicht des Sohnes wußte. „Als ich ihm mein Vorhaben entdeckte," erzählt er, „wurde er ganz bestürzt und sagte, er habe sich nun schon so lange geplagt, und sein Haus für mich aufgehoben, und da ich ihn nun bald ablösen sollte, und er sich zur Ruhe zu begeben wünsche, wolle ich fortgehen. Weil ich nun meinen Vater mit großer Zärtlichkeit liebte, so schien es mir unmöglich, gegen seinen Willen zu handeln. Seine Antwort machte mich daher sehr betreten, zumal ich wußte, daß er selbst Willens sei auszugehen. Als er aber merkte, daß er mich irre gemacht habe, sagte er: „wenn ich mir nicht getraue hier selig zu werden, und nur allein, um meine Seele zu retten, ausgehen wolle, so werde er um Alles in der Welt mich nicht hindern, dann möchte ich in Gottes Namen gehen." Matthäus war über die Einwilligung des Vaters hoch erfreut. Noch einen Tag hielt er sich im elterlichen Hause im Verborgenen auf, in der folgenden Nacht trat er mit vier Brüdern den Weg nach Herrnhut an, das sie ohne alle Hindernisse erreichten. „Beim Anblick des Ortes," sagt Stach, „empfand ich eine ausnehmende Freude, blieb bei meinem Vetter Franke, und dieser nahm mich des anderen Tages in

seine Gesellschaft, in welcher man mich beten hieß. Dies that ich einfältig und mit bewegtem Herzen."

Aeußerlich ging es dem Matthäus gerade nicht zum Besten. Mit etwa vier Groschen war er nach Herrnhut gekommen, und es war für ihn wenig Aussicht auf Verdienst. Anfangs vertrat er im Waisenhause die Stelle des in Mähren abwesenden Hausknechtes; als dieser aber zurückgekehrt war, mußte sich Stach mit Wollspinnen ernähren. Kaum hatte er davon sein tägliches Brod. „Wenn es aber sogar schmal herging, fiel mir immer mein Entschluß ein, es bis auf's Erhungern ankommen zu lassen, und so half der liebe himmlische Vater von Zeit zu Zeit, daß es nicht einmal bis zum Hungern kam."

Nachdem im Juni 1728 auch sein Vetter Christian Stach nach Herrnhut gekommen war, brach für die in Mähren zurückgebliebenen Väter eine harte Zeit an. Sie sollten ihre ausgewanderten Söhne wieder schaffen, wurden in's Gefängniß geworfen, in Eisen geschlossen und zu harter Arbeit verurtheilt. Christian Stach, der Vater des Matthäus, erhielt gar bald seine Freiheit wieder, aber sein mitgefangener Bruder ward erst kurz vor seinem Tode der Haft entlassen. Mit der Nachricht von diesem Leid empfingen die Brüder von dem Wunsche der verwittweten Mutter Kunde, daß sie mit ihren Kindern nach Herrnhut abgeholt werden möchte. Matthäus und Christian Stach erhielten die Erlaubniß, nach Mähren zu reisen und den Versuch zur Rettung der Bedrängten zu wagen. Am Tage vor Pfingsten 1730 kamen sie in Mankendorf an, eine Woche blieben sie bei dem alten Christian verborgen. Matthäus hätte gern auch seinen Vater und seine Geschwister nach Herrnhut geführt, allein es schien für den bejahrten Mann nicht rathsam, die Reise zu unternehmen. Mit der Mutter und drei Geschwistern Christian's machten sich die beiden

Brüder heimlich auf den Weg. Wohlbehalten gelangten sie in Herrnhut an; noch in demselben Monate suchte auch der Vater des Matthäus, Christian, mit den Seinigen dort eine Zufluchtsstätte.*)

---

*) Die Erzählung von der Auswanderung des Vaters, welche Matthäus seiner Lebensbeschreibung eingereiht hat, gibt uns ein Bild der Leiden, denen die Bekenner des Evangeliums noch damals ausgesetzt waren. Ich theile sie hier mit. „Mittlerweile dachten die katholischen Geistlichen in selbiger Gegend (Mankendorf), daß sie nun eine gute Gelegenheit an meinem Vater hätten, einiger Bücher habhaft zu werden, versammelten sich in der Stille beim Pfarrer des Orts und überredeten den erst vor Kurzem eingesetzten Verwalter, das Haus des alten Stach zu durchsuchen. Unvermuthet kam dieser zu meinem Vater in's Haus und gab vor, er müsse die Sachen der Fortgegangenen bei ihm, als ihren nächsten Anverwandten, suchen. Mein Vater mußte ihn daher Kammern und Kisten aufschließen. Da fand denn jener einen Brief von mir und auch einige von Anderen in Herrnhut, steckte sie zu sich, und mein Vater mußte ihn nun zu den Pfarrern begleiten. Er hieß ihn unten warten und begab sich mit den Briefen hinauf in die Versammlung der Geistlichen. Als nun mein Vater inne wurde, daß so viele beisammen wären, fiel ihm plötzlich ein, daß sie nichts Gutes gegen ihn im Sinne haben möchten; er lief daher eilends davon und nach Hause, wo er der Mutter sagte, wo er im Felde zu finden sein werde, wenn sie mit wollte. Es dauerte eine gute Weile, ehe die versammelten Geistlichen ihn vermißten; denn mein Brief, mit dem sie beschäftigt waren, war auf einen ganzen Bogen compreß geschrieben. Sobald sie es aber inne wurden, daß er fort sei, schickten sie sogleich vier Mann ab, welche meine Mutter und Schwester im Hause bewachen mußten. Die Mutter war nun am meisten bekümmert, wie sie meine kleine fünfjährige Schwester wegbringen sollte, was aber nicht angehen wollte, weil die Wächter sie beständig im Auge behielten. Endlich fand das Kind selbst Gelegenheit, neben einem Wächter vorbei, ohne daß dieser es gewahr wurde, zur Thüre hinauszukommen, worauf sich die Mutter in der Dunkelheit durch eine Nebenthüre gleichfalls davon machte und das Kind an dem bestimmten Platze abholte. Nachdem sie

Matthäus Freude war groß, jetzt mit seinen Verwandten dem Herrn ungestört dienen zu können. Aber so ernst und treu es der Jüngling auch meinte, so fand er doch nicht in seiner Seele den rechten Frieden. Er suchte ihn im Gesetze, nicht im Evangelium. Er wollte ihn durch eigene Werke gewinnen, ihn sich nicht von der freien Gnade in Christo geben lassen. Daher kam es, daß er geängsteten Gemüthes seine Tage hinbrachte, bis auch ihm die volle Sonne der Gnade aufging. Zustände und Entwickelungen des Gnadenlebens lassen sich von dem am wahrsten darstellen, der sie selbst erlebt hat. Wir lassen uns von Stach selbst sein Inneres erschließen. „An meinem Herzen," berichtet er, „hatte ich zwar von Anfang an gar manche Regungen und

---

auf dem Felde auch den Vater gefunden, gingen sie zusammen nach Jauchtenthal, wo mein Vater die meisten Freunde hatte. Weil aber schon von Obrigkeitswegen in etlichen Häusern nach ihm war gesucht worden, so war Alles voll Furcht, und Niemand wagte es, die Flüchtlinge unter Dach zu nehmen. Sie mußten sich daher, nachdem sie von Einem zum Andern geschickt worden waren, wieder in einem Roggenfelde verbergen. Des andern Tages ward sie der Bauer, welchem das Feld gehörte, gewahr, und weil sie großen Durst litten, so brachte er ihnen etwas Milch und Brod. In der folgenden Nacht kamen sie endlich doch in ein Haus, in welchem sie auch den nächsten Tag über blieben. Nun kam auch meine älteste Schwester, die von Allem, was vorgefallen war, Nichts gewußt hatte, nach. Kaum hatte sie sich vom Hause wegbegeben, so erschienen schon zwei Gerichtsmänner, sie abzuholen, allein zu spät. Auf alle Straßen wurden Leute gesendet, die Familie aufzufangen, weshalb sie sich gegen acht Tage lang verborgen halten mußten. Endlich schlugen sie einen großen Umweg ein und langten ganz unvermuthet, aber zu meiner um so größeren Freude am 25. Juni 1730, da eben das Jubelfest der Uebergabe der Augsburgischen Confession gefeiert wurde, in Herrnhut an, wo ich nun schon zwei Jahre gewohnt hatte."

Spuren von der Gnadenarbeit des heiligen Geistes wahrgenommen, doch war ich der Vergebung meiner Sünden und der Kindschaft Gottes immer noch nicht völlig versichert. Der Hauptpunkt der Lehre war damals in allen Versammlungen, daß man nothwendig die Gewißheit der Vergebung der Sünden haben müsse. Ich gab daher fleißig Acht, wenn ich Jemand erzählen hörte, wie er dazu gelangte und welche Angst und welcher Kummer vorhergegangen sei. Das nahm ich dann für die Methode an, wie man sich bekehren müsse, suchte die Angst mit Schmerzen, und that Alles, was ich konnte, mit Wachen, Fasten und Beten, und ängstigte mich, um Angst zu erjagen. Wenn ich dann um den Zustand meines Herzens befragt wurde, so war meine Klage unablässig, daß ich mich noch nicht genug über meine Sünden ängstigen könne. Wo ich ging und stand, verfolgte mich das Gesetz, und es hieß immer: das sollst du nicht thun, das sollst du nicht anrühren, das nicht ansehen, und je mehr ich mich befliß, diesen Forderungen ein Genüge zu thun, um so größer wurde meine ängstliche Ungewißheit. Wollte ich essen, so hieß es: du sollst fasten; wollte ich schlafen: du sollst wachen; wenn ich vor meinem Brett, auf welchem ich sonst schlief, auf meinen Knieen lag und betete, dann sollte ich nicht mehr aufstehen, sondern die ganze Nacht hindurch beten; schlief ich dann darüber ein, — nun da war Alles verloren, und jede Hoffnung zu meiner Bekehrung fiel über den Haufen. In diesem Zustande schrieb ich an meinen Arbeiter und klagte ihm meine Noth. Er antwortete mir: „Wenn dich hungert, so iß; wenn dich dürstet, so trinke; und wenn es Zeit ist zum Schlafen, so schlafe." Ich aber dachte: Auf die Weise werde ich nimmer bekehrt, und mühete mich darauf los, bis ich endlich so mürbe wurde, daß ich die Bekehrung durch mein Bemühen gänzlich aufgab, und ausrief: „Ach Herr, erbarme dich meiner, ich bin verloren." Das war in einer

Nacht, da ich über dem Gebet eingeschlafen war. Des andern Tages, als ich wieder über meiner Arbeit war, ganz todt betrübt, Morgens in der siebenten Stunde, trat mir der Freund meiner Seele, der mich gewiß sehnlich gesucht hatte, so lebhaft vor's Herz, daß es mir war, als spräche er zu mir: „Friede, Friede sei mit dir!" Ich wußte nicht, wie mir geschah; Friede, Freude und Liebe durchging mir Mark und Bein, und meine Seele wurde wie mit einem Gewand angethan. Aber das Wenigste von diesem Moment läßt sich aussprechen. Mein Gebet bestand nachher mehr in Thränen, als in Worten. Diesen Schatz bewahrte ich sorgfältig, sagte Niemand, was mit mir vorgegangen war, eingedenk der manchen Gnadenblicke, die ich auch während meines gesetzlichen Ganges gehabt, aber gar bald wieder verloren hatte. Dasselbe Plätzchen war mir immer, so oft ich da vorbeiging, eine heilige Stätte, ein Dankaltar, wo Er mir erschienen, und ich durch ihn genesen bin.

Im Jahre 1730 gelangte ich mit der Gemeine zum Genuß des heiligen Abendmahls, wodurch ich in meinem Gnadenlaufe gar mächtig bestärkt wurde. Ueberhaupt war in dieser Zeit ein besonderer Gnaden-Periodus in der Gemeine, da Einfalt und Liebe durchgängig regierten. Wir ledigen Brüder kamen alle Abend im Gemeinlogis, wo wir wohnten, zusammen, theilten uns je zwei und zwei, und gingen vor Herrnhut hinaus, um mit einander zu beten. Im Rückweg gingen wir dann durch den ganzen Ort und sangen Verse, manchmal mit, manchmal ohne Musik. So waren wir auch in fünf Klassen eingetheilt. Die erste enthielt: „Die kräftigen Schüler;" die zweite „die Jünglinge;" die dritte „die Willigen;" die vierte „die Kinder;" und die fünfte bestand aus „Widerspenstigen und Todten." — Ein Jeder war zufrieden mit der Klasse, in der er sich befand, und Keiner, der zu einer der letztern Klassen gehörte, wurde

deswegen von den Andern verächtlich angesehen. Durch diese Einrichtungen bekamen ich und Andere einen Ruf und Trieb in unsere Herzen, das Evangelium von Jesu Christo unter solche Heiden zu bringen, die noch Nichts davon gehört hätten. Da wir nun einmal, wie oben erwähnt, singend um den Platz herumgingen und zu des Grafen Zinzendorf Haus kamen, trat er mit dem Magister Schäfer, der zum Besuch in Herrnhut war, aus dem Hause mitten unter uns und sagte: „Herr Magister, hier unter diesen Brüdern sind Boten zu den Heiden in St. Thomas, Grönland, Lappland &c.“ Diese wenigen Worte, bei denen er Niemand nannte, erweckten die vom Heiland in mich gelegten Funken von Eifer und Willigkeit zu Seinem Dienst unter den Heiden.“

Seit Matthäus Stach die Worte des Grafen vernommen, verließ ihn nicht der Gedanke an eine dereinstige Wirksamkeit unter den Heiden. Wir haben bereits erzählt, wie die Gemeinde in Herrnhut den Jüngling zum Missionsdienste nach Grönland auszusenden beschloß.

Begleitet von dem erfahrenen Knechte des Herrn, Christian David, verließen die beiden Sendboten, Matthäus und Christian Stach, am 19. Januar 1733 Herrnhut. Arm wie sie waren, zogen sie aus. Von einem Freunde Gottfried Clemens, der als Informator in Venedig lebte, war Tages zuvor ein Geldgeschenk angekommen; davon erhielten sie einen Theil zu ihrer Reise nach Kopenhagen. Die ihnen ertheilte Instruktion war dieselbe, mit welcher L. Dober nach Westindien entsandt war;*) doch wünschte man, daß die Brüder mit Hans Egede Hand in Hand gehen möchten. „Unsere Ausrüstung,“ erzählt M. Stach, „brauchte nicht viel Zeit und Kosten. Die Gemeine bestand

---

*) Vgl. B. III. H. 1. 2. S. 44.

mehrentheils aus armen Exulanten, die uns nicht viel mitgeben konnten, und wir selber hatten außer unserer gewöhnlichen nöthigsten Kleidung gar Nichts. Wir waren gewohnt, uns mit Wenigem zu behelfen, und sorgten nicht, wie wir nach Grönland kommen oder da bestehen würden. Den Tag vor unserer Abreise lief etwas von einem Freunde, der als Informator in Venedig stand, ein, davon wurde uns etwas zur Reise bis Kopenhagen gegeben. Damit hielten wir uns so reichlich versorgt, daß wir unterweges von Niemanden weiter Etwas annahmen, und einfältig glaubten, der uns zu dieser Reise zur rechten Zeit das Nöthige gegeben, der werde auch für die Ausführung unsers Vorhabens sorgen, sobald wir's brauchen würden.

Man konnte uns auch nicht viel Unterricht geben oder Instruction vorschreiben; denn die Gemeine hatte noch keine Erfahrung von Missionen; und wir waren die Zweiten, die versuchen sollten, ob die Heiden die Botschaft des Friedens von ihrem Schöpfer und Erlöser annehmen würden. Man überließ uns also, in allen Umständen zu handeln, wie uns der Herr und sein Geist leiten würden. Nur wurden wir erinnert, uns unter einander brüderlich zu lieben, den alten Knecht des Herrn, Christian David, als unseren Vater zu ehren und uns seines Rathes zu bedienen; uns dem von Gott auf eine besondere Weise erweckten und durch viele Uebungen bewährten Apostel der Grönländer, Herrn Egede, wenn er uns brauchen wollte und könnte, als seine Gehülfen darzustellen; wenn er uns aber nicht brauchte, ihn im Geringsten nicht zu stören; übrigens aber für uns allein zu wohnen und unser Hauswesen so einzurichten, wie es sich zu einem gottseligen Leben und Wandel gehört. Weiter wußte man uns Nichts zu sagen. Daß es so geworden ist, wie es jetzt steht, das gehört unter die Führung des allein weisen Herrn, der uns von Zeit zu Zeit geleitet und geholfen hat.

Wir haben nicht gewußt noch vorausgedacht, wie es werden wird und soll. — Kurz vor unserer Abreise wurden wir von dem damaligen Aeltesten Augustin mit Auflegung der Hände und Gebet zu unserm Vorhaben gesegnet."

Mit Empfehlungsschreiben versehen, fanden die Brüder in Kopenhagen bei Freunden liebevolle Aufnahme. Der Prediger am Waisenhause, Ewald, Mitglied des Missionskollegiums, und der Hofprediger Reuß erwiesen ihnen viele Theilnahme. Aber wie diese, dachten nur Wenige. Man konnte nicht begreifen, was die Sendboten bei der dermaligen Lage der grönländischen Dinge in dem unwirthbaren Lande machen wollten. Einige meinten, daß sie, wenn auch die Seereise glücklich überstanden wäre, entweder von den Wilden erschlagen oder verhungern würden. Und so sprach nicht bloß der Unglaube. Die Absicht der dänischen Regierung, die Handelsniederlassung in Godthaab aufzuheben, war allgemein bekannt, selbst die Freunde der Mission waren dadurch gegen das Unternehmen der Heidenboten bedenklich. Allein sie behielten guten Muth. Die Ausführung ihres Entschlusses überließen sie gläubigen Vertrauens dem, welcher denselben in ihnen erweckt hatte. Und sie wurden nicht zu Schanden. Christian VI. ordnete noch einmal die Absendung eines Schiffes nach Godthaab an. Kaum hatten die Brüder davon gehört, als sie durch die Vermittlung des Oberkammerherrn von Pleß die Erlaubniß zur Ueberfahrt auf demselben nachsuchten. Allein anfangs fanden sie bei v. Pleß nicht die gehoffte Unterstützung. Er machte ihnen viele Schwierigkeiten; sie mußten sich auf seinen Wunsch einer Prüfung durch einige Theologen unterziehen. Bald aber änderte sich sein Sinn. Als er den Glauben und die Absicht der Brüder als rechtschaffen erkannt, wurde er ihr wärmster Freund. Er unterstützte ihre Mission mit seinem Einflusse und seinem Vermögen. Dem Könige überreichte er die schriftliche Bitte der jungen Heidenboten;

seiner Fürsprache hatten sie es vornämlich zu danken, daß der König von Neuem die Sorge für die Handelsniederlassung und die Mission in Grönland übernahm, daß er nicht bloß ihre Aussendung unterstützte, sondern auch den Wunsch aussprach, es möchten bald Mehrere ihrem Beispiele folgen. An Egede empfahl Christian VI. die Brüder durch ein eigenhändiges Schreiben. — Noch in anderer Weise war von Pleß den Brüdern förderlich. Chr. David war bei ihm zur Tafel geladen; der Oberkammerherr legte ihm die Frage vor, wie sich die Brüder in Grönland zu ernähren gedächten. Von ihrer Hände Arbeit und Gottes Segen, antwortete David; denn sie wollten Ackerbau treiben und sich ein Haus bauen, um Niemanden beschwerlich zu werden. Aber, fuhr v. Pleß fort, es sei ja kein Holz da, wovon sie denn bauen wollten. Als Chr. David sagte, dann wollten sie sich in die Erde graben, sprach der edle Mann: „Nein, das sollt ihr nicht thun, nehmt Holz mit und bauet euch ein Haus, hier habt ihr fünfzig Thaler dazu.“ Andere Wohlthäter legten zu dieser Summe ihre Gaben, so daß ein ansehnliches Kapital zusammen kam. Es reichte hin, daß die Brüder sich nicht nur mit den nöthigen Baumaterialien, sondern auch mit Geräthschaften, Kleidern und Büchern reichlich versehen konnten.

Am 10. April 1733 gingen die Brüder mit dem königlichen Schiffe Caritas in See. Die Loosung des Tages war ihnen bedeutsam; sie hieß: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht. Hebr. 11, 1. Ihn, den kein Auge sehen kann, blickt mit den Glaubensaugen an.“ Die Seereise war im Ganzen glücklich. Kurz vor ihrer Landung wurden sie zwar durch einen heftigen Sturm dreißig Meilen wieder zurückgetrieben, allein wenige Tage nachher (am 20. Mai) erreichten sie die grönländische Küste. Die Loosung hieß: „Der

Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinnen in Christo Jesu. Phil. 4, 7. Laß alle unsere Sinnen stille werden.“ —

Seinen Eintritt in das rauhe und unbewohnte Land hat M. Stach also beschrieben:

Ich sah am Strand die Steine
Und hie und da Gebeine,
Doch keine Menschen nicht.
Wir gingen wie drei Brüder,
Bekümmert hin und wieder
Um Mitternacht — denn es ward licht.

Doch machten wir die Schlüsse,
Daß hier was werden müsse,
Und weiheten die Stätt
Dem Herrn mit tiefem Sehnen
Und mit Gebet und Thränen,
Wie man so was auf Hoffnung sät.

Zweites Kapitel.

Gründung der Missionsstation Neu-Herrnhut Friedrich Böhnisch und Johann Beck.

Haltet an am Gebet und wachet in demselben mit Danksagung, und betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns die Thür des Wortes aufthue, zu reden das Geheimniß Christi.
Kol. 4, 2. 3.

Die drei Brüder fanden bei H. Egede eine freundliche Aufnahme. Der für die Ausbreitung des Reiches Gottes so thätige Mann war froh, Mitarbeiter an dem großen Werke der grönländischen Mission bei sich zu haben. Er versprach den Neuangekommenen seine Hülfe, und er hat treulichst Wort gehalten.*)

Der Brüdermission stellten sich dieselben großen Schwierigkeiten entgegen, mit welchen Egede seit Jahren zu kämpfen gehabt. Es dauerte lange Zeit, ehe sie überwunden waren. Das ist ein Vorrecht aller Arbeiter im Reiche Gottes, daß sie Glauben, Gebet, Geduld lernen müssen, wenn ihre Wege Segen hinterlassen sollen. Die Brüder erfuhren es reichlich, wie nothwendig ihnen jene Mahnung beim Eintritte

*) Vgl. Ev. Missionsgeschichte, B. I. H. 6. S. 52 ff.

in das Heidenland gewesen: „Laß alle unsere Sinnen stille werden."

Am Meeresstrande, nicht weit von der dänischen Kolonie Godthaab, bot sich ihnen ein zur Baustelle geeignetes Plätzchen dar. Nachdem sie es mit Gebet geweiht, errichteten sie sich aus Steinen und Rasen in grönländischer Weise eine Hütte.*) Am 6. Juni 1733 war sie fertig; mit Dank und Lobgesang zogen sie ein. Neu-Herrnhut nannten sie die Stelle; der Name sollte ihnen beständige Mahnung sein, der Hut des Herrn zu warten.

Mit dem Schiffe, welches sie nach Grönland gebracht und am 15. Juni die Rückreise antrat, sandten die Missionare den Brüdern in Europa ihre ersten Briefe. Ich theile davon zwei aus der Feder M. Stach's mit. An die ledigen Brüder in Herrnhut schrieb er am 9. Juni: „Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte, werde von euch recht erkannt und in Euern Herzen geheiligt. Ich rufe Euch zu, meine Brüder, aus einem Lande, da der Name Jesu noch nicht bekannt und die Sonne der Gerechtigkeit noch nicht erschienen ist. Wie steht es nun mit Euch in's Gesammt? Denn Ihr wohnt am hellen Mittag, die Sonne ist bei Euch aufgegangen, hat sie nun auch Eure Herzen erwärmt, oder sind noch Einige erstarrt, denn das Licht ist Allen aufgegangen; wer aber nicht aufgestanden ist, und in demselben wandelt, dem wäre besser, er wohnte in Grönland, da er noch nie von Jesu, dem Heiland aller Menschen, gehört hätte. Denn Gutes wissen, und darnach nicht thun, ist eine Schmach der Wahrheit. Sollte Jesus, dessen Herz vor Liebe brennt nach dem Heil der Menschen, eine Seele, der es um Ihn zu thun ist,

---

*) Ueber Religion, Sitten und Lebensart der Grönländer Näheres in B. I. H. 6. S. 16 ff.

wohl können vier, fünf bis sechs Jahre hingehen lassen, und sich ihr nicht zeigen? Ich kann es nicht glauben, denn ich habe es anders erfahren. Da ich Ihn suchte aus allen Kräften, und meine Kräfte nicht mehr zulangten: so blieben die Augen voll Thränen, und das Herz bebte vor Verlangen. Und da auch die Augen nicht mehr thränen, und das Herz nicht mehr beben konnte, da kam der Freund und küßte mich im Geist und heilte die Wunden in meinem Gewissen. Und das ist nicht eine Sache, die einen nur so dünkt, sondern es ist eine Kraft Gottes, welche das Herz erfüllt, da legen sich die wüthenden Wellen, und es wird eine große Stille in der Seele. — Ihr aber, die Ihr erkannt habt den Herrn Jesum, und in Seinem Blute gewaschen seid, leeret Euch aus von allen menschlichen Dingen, lasset Euch die Gnade ganz erfüllen, und weil Ihr geschmeckt habt, wie freundlich der Herr ist, so gehet hin in Kraft derselben Speise, krieget und sieget im Namen des Herrn. Ich bin mit Euern Herzen verbunden unter der Kreuzesfahne des treuen Heilandes. Demselben will ich leben, demselben will ich sterben: denn Nichts kann mich mehr erfreuen, als der Name meines Heilandes, der meine Seele von dem Tode gerissen hat. Nun hat Er mich wunderbar geführt und nach Grönland gebracht und mir Gesundheit gegeben bis auf diese Stunde. Nun, meine Brüder, wachset in der gesegneten Gemeinde des Herrn, die Er sich gepflanzet und zum Zeichen unter die Völker gesetzt hat, daß sie ein Licht auf dem Leuchter, und vor aller Welt Augen offenbar sei in dieser letzten Zeit. Ihr seid Glieder von dem geheiligten Volk des Herrn; so beweiset die Gnade, die Euch widerfahren ist, und seid nicht träge; denn das Heil ist groß, und die Erndte wird herrlich sein, wenn wir viel Samen mit Thränen ausgesäet haben. Ich rede mit Euch, denen das Kreuz Christi Kraft und Leben bringt, und die auch ihr Fleisch kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden,

und das Sterben des Herrn Jesu an ihrem Leibe herumtragen. Seid wacker, ihr Brüder, Einer reize doch den Anderen, seinem blutbefreundten Lamm vor das Lager nachzuwandern. Ihr Jünglinge, freuet Euch nicht, daß Ihr die alte Schlange unter den Füßen habt, sie wird Euch noch manchen Fersenstich geben; aber darüber freuet Euch, daß Ihr in dem Felsen der ewigen Liebe geborgen seid. Bewahret diese Festung, damit sie nicht von dem Feinde verrathen werde. Seid wachsam, wie der Löwe, der da rief: Ich stehe auf der Wache. Eure Lenden lasset allezeit umgürtet sein und Eure Lichter brennen, und wartet der Hut des Herrn, welches auch wir thun wollen in Grönland, deswegen wir unsern Ort Neu-Herrnhut geheißen haben. Ihr Kinder, die Ihr die Gnade sauget, wachset nun in derselben; denn die ganze Fülle ist Euch aufgethan. Ihr andern Alle laufet, daß Ihr Ihn ergreifet, und Eurer Arbeit froh werdet. Amen. Gedenket Euers geringsten Bruders allezeit in Euerm Gebet!"

In dem Briefe, welchen Matth. Stach wenige Tage nachher (13. Juni) an die Gemeinde in Herrnhut schrieb, heißt es: „In Jesu, durch dessen Gnade wir das Leben haben, geliebte Brüder und Schwestern! Gott, der da reich ist an Gnade und Barmherzigkeit, hat mit großer Liebe uns geführt und in dieses Land gebracht. Seinem Namen sei Ehre! Was wir gesucht haben, das finden wir da, nämlich Heiden, die von Gott Nichts wissen, sich auch um Nichts bekümmern, als wie sie viele Seehunde, Fische und Rennthiere fangen; sie ziehen also von einem Ort zum andern, wo sie meinen, das Meiste zu erhalten. Diesem Volke wollen wir zeigen, daß ein Gott ist, und daß ein Jesus ist, und daß ein heiliger Geist ist, und können ihre Sprache nicht. Wir wollen sie besuchen, und wissen nicht, wo sie wohnen. Sie wohnen bald hier, bald da auf den Inseln, so daß wir ihnen nicht nachkommen können. Ihr ganzes Wesen ist so verkehrt,

daß man auch durch Zeichen und Winke sie nicht bedeuten kann, so daß sie es vernähmen. Also, meine lieben Brüder und Schwestern, siehet es bei uns in Grönland aus. Hat es denn wohl ebenso ausgesehen, als Ihr den Anfang mit Herrnhut machtet? Ihr werdet es wissen. Da heißt es wohl recht: Verliere gar den Weg, nur nicht den Glauben. Ja, hier ist der Weg noch gar verschlossen. Wir haben das zu unsrer täglichen Loosung: Laß alle unsre Sinnen stille werden. Von außen wohnen wir wie in den Hütten Mesech's und Kedar's. (Ps. 120, 5.) Für unsre Personen ist es uns sehr wohl, aber unser Sinn geht dahin, Seelen zu gewinnen, und dazu können wir noch nicht kommen. Wir werden aber durch Gottes Gnade nicht verzagen, sondern der Hut des Herrn warten. Wenn Er gehen wird, so wollen wir mitgehen und wollen von Seinem Angesicht nicht weichen. Ist der Heiden Zeit kommen, so muß die Finsterniß in Grönland Licht und die Kälte selbst zur Hitze werden und die eiskalten Herzen der Menschen erwärmen und zerschmelzen. Weil wir unsern Weg kennen, daß er aufrichtig ist vor dem Herrn, so haben wir große Freudigkeit und unsere Herzen sind nicht verzagt. Wir sind offenbar vor den Augen des Herrn. Alle Menschen halten uns zwar für Thoren, sonderlich diejenigen, welche schon lange in diesem Lande gewesen sind und dieses Volk kennen; aber wir freuen uns darüber, und denken, wo der Durchbrecher ist, da muß Luft und Weg werden, wenn es noch so verkehrt aussieht. In diesem Sinn gedenken wir allezeit zu bleiben; und wenn wir auch Nichts in Grönland ausrichten sollten, so werden wir doch Jesum preisen und Seinem Namen die Ehre geben, wenn es auch weiter Nichts wäre, als daß wir gedemüthigt und recht klein in unsern Augen würden. Jesus aber, dessen Herz voll Treue und Liebe gegen uns und die armen Heiden ist, weiß alle unsere Wege und hat sie gewußt, ehe wir noch

da waren. Zu dessen Ehre sei unser Leben, Gut und Blut hingegeben. Er hat durch Seinen Tod uns das Leben wiedergebracht, unsre Sünden vertilget, uns mit sich selbst ausgesöhnt und sich ein Volk gesammelt, das Sein Eigenthum sein und seine Tugend verkündigen soll. Ihr Zeugen der Kraft Euers Erlösers, die Ihr Euer Faß bewahret in Heiligkeit und in Lauterkeit vor dem Herrn, wandelt mit wackern Herzen vor dem Herzog des Lebens, auf daß Ihr nicht beschämt werdet vor Ihm. Denn Seine Augen sehen auf Euch, und Sein Angesicht ist mit Euch und hat Wohlgefallen an Euerm Thun. Ihr kennt Sein Herz, das voll Treue und Liebe ist. Darum, meine Herzensbrüder und Schwestern, wandelt in wahrer Einfalt und kindlicher Furcht vor Ihm, unserm Heiland. Traget fein viel Räucherwerk auf den Liebes-Altar, daß der süße Geruch aufsteige von Euerm Opfer und in's Gedächtniß vor Gott komme. Wenn Ihr das künftige Jahr uns schreiben werdet, so tragt die Glaubensbrände recht zusammen, damit wir in diesem kalten Lande von Eurer Gluth entzündet werden. Wen die Liebe Christi dringet, der schicke uns von Seinen Flammen. Gott wird Euch mehr entzünden. Jesus segne Euch!" —

Nach der Abfahrt der Caritas begannen die drei Heidenboten den Bau ihres Wohnhauses, wozu ihnen die Liebe christlicher Freunde in Kopenhagen das Holz geschenkt hatte. Neben demselben richteten sie eine grönländische Hütte ein, die den etwa zum Unterrichte kommenden Heiden zum Obdach dienen sollte. Ihren Unterhalt suchten sie zuerst durch Jagd und Fischerei, wozu sie von ihrem Schiffer ein altes Boot gekauft, zu erwerben. Sie sahen jedoch bald ein, daß sie zu diesen Beschäftigungen zu ungeschickt seien nnd suchten sich Einiges durch Spinnen zu verdienen. Nachdem die Brüder also nothdürftig eingerichtet waren, begannen sie das Studium der grönländischen Sprache. Egede und seine Kinder waren

ihre Lehrmeister. Man dürfte sich nicht wundern, daß den Brüdern, welche vielleicht nie in ihrem Leben eine Grammatik in den Händen gehabt, große Schwierigkeiten entgegentraten. Manchmal verloren sie den Muth: doch wurden sie auch wieder ermuntert durch den Gedanken an die Zeit, in welcher den Heiden das Evangelium zu predigen ihnen vergönnt sein würde.

In dem freundschaftlichen Verhältnisse, in welchem sie anfangs zu Egede standen, trat gar bald eine Veränderung ein. Briefe von Kopenhagen aus hatten die Rechtgläubigkeit der Brüdermissionare verdächtigt. Egede nahm keinen Anstand, sich darüber bei ihnen zu erkundigen und besonders von ihnen eine Erklärung über den Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben zu fordern. Christian David antwortete darauf mit einer weitschweifigen Abhandlung, in welcher seltsame Deutungen der heiligen Schrift vorkamen. Es folgte nun ein längerer Briefwechsel, aus welchem Egede zu erkennen glaubte, daß die Brüder „die Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung confundirten." Spätere mündliche Unterredungen brachten die Heidenboten nicht näher zusammen; Christian David ließ sich zu Aeußerungen über die Arbeit und den sittlichen Charakter Egede's verleiten, welche die Gemüther noch mehr entfremden mußten. Die Folge war, daß es mit den Heidenboten nie zu einer gemeinsamen Missionsthätigkeit gekommen ist.*)

Nichts desto weniger blieb Egede den Brüdern ein helfender Freund. Das zeigte er besonders in der unglücklichen Pestzeit, (September 1733 bis Juni 1734), welche

*) Das Verhältniß der Brüdermissionare zu den Arbeitern auf den dänischen Kolonien gestaltete sich jedoch später freundlicher. Egede kehrte, mit ihnen versöhnt, nach Europa zurück. Vgl. B. I. H. 6. S. 61.

unsägliches Elend über Grönland gebracht hat. Wir haben bereits früher erwähnt,*) daß ein von Egede nach Kopenhagen gesendeter Grönländer die Seuche in seine Heimath mitbrachte. In reißender Schnelligkeit griff sie um sich, hunderte der Angesteckten sanken in's Grab. Dem Beispiele Egede's, der in dieser Nothzeit sich der Kranken mit großer Aufopferung annahm, folgten die Brüder. Sie besuchten die Eingeborenen, ihre Wohnung in Neu-Herrnhut wurde zum Hospital. Wenige Wochen, nachdem die Brüder ihr neues Haus bezogen hatten, wurden auch sie nach einander auf das Krankenlager geworfen. Sie wurden von einem Ausschlage befallen, der während des Winters so zunahm, daß sie ihre Glieder kaum bewegen konnten. Der treue Egede half den kranken Brüdern nach Kräften, Gertrud Egede überschüttete sie mit Wohlthaten. — Unter solchen Leiden ging das erste Jahr ihres Aufenthalts in Grönland zu Ende. — „Wir sind jetzt," schreiben sie, „in einer Glaubensschule, da wir noch gar Nichts vor uns sehen. Unter den Heiden spüren wir nicht das geringste Gute, nicht einen Seufzer, und dazu finden sie den Tod, wo sie das Leben bekommen sollten. Uns mögen wir ansehen, wo wir wollen, so finden wir Nichts als lauter Elend von außen und innen. Von außen finden wir nicht einmal die leibliche Tüchtigkeit, in diesem Lande dauern zu können. Die muß uns Gott erst geben. Denn wir werden hart angegriffen, durch die Krankheit, wiewohl wir glauben, daß sich unsere Natur dadurch reinigen und desto mehr zum Dienst des Herrn befestigen wird. Wir erkennen es auch als eine besondere Wohlthat, daß die Krankheit hat warten müssen, bis wir eingezogen sind. Von innen ist uns Alles, was vom guten Willen herrühren kann, sogar

*) S. a. a. O. S. 53 ff.

auch der Muth im Sprachelernen, weggefallen; nur allein, was die Gnade gewirkt hat, ist uns geblieben. Dem Herrn ist's bekannt, warum er die allerschwächsten und ungeübtetsten, die zum Theil erst angefangen, unter euch zu gedeihen, auf diesen Posten gestellt hat. Wir wollen aber in dieser Schule, da wir um die Wette glauben müssen, und Nichts als Unmöglichkeiten vor uns sehen, verbleiben, bis uns Jesus als Elenden durchhilft, und wollen für Nichts sorgen, als wie wir Ihm gefallen mögen. Unsre Hoffnung ist, daß Gott bei Seinen Kindern Alles durch's Gedränge gehen läßt, und unsere Freude ist das Andenken der vielen Kinder Gottes in Europa." —

An eine Missionsthätigkeit der Brüder war bis jetzt fast gar nicht zu denken gewesen. Die Grönländer waren so stumpf, daß sie jede Unterweisung über den wahren Gott verächtlich abwiesen. Selbst die kranken Pfleglinge zeigten nicht das mindeste Verlangen nach dem Worte des Lebens. Je und dann kamen auch Eingeborene nach Neu-Herrnhut, aber sie begehrten von den Brüdern nur Geräthschaften, Messer und ähnliche Dinge. Die kleineren Missionsreisen der Sendboten hatten keinen anderen Erfolg, als den, daß sie Land und Sitten genauer kennen lernten. Nach der Pestzeit zeigten die Heiden eine noch größere Abneigung gegen die Europäer. Sie suchten jede Berührung mit denen ängstlich zu vermeiden, durch welche die Seuche in ihr Land gebracht worden sei. Gegen das Ende des Jahres 1734 schien es einmal besser zu werden. Es fanden sich in der Nähe der Brüder einige Eingeborene ein, die eine freundliche Gesinnung zeigten. Allein die Brüder wurden bald enttäuscht: die Heiden hatten ihnen mit ihrer Freundlichkeit nur Geschenke abzulocken versucht. Wenn man zu ihnen vom Seehundsfang und dergl. redete, so waren sie ganz Ohr; hieß es aber, daß der Mensch sich bekehren müsse, so schliefen sie

ein, oder machten sich eiligst unter lautem Geschrei davon. Nach solchen niederschlagenden Erfahrungen verloren Christian David und Christian Stach die Lust, ihre Tage in dem öden Lande länger nutzlos zuzubringen. Sie waren entschlossen, mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Europa zurückzukehren. Matth. Stach dagegen blieb voller Hoffnung. War es ihm auch hart, ohne Frucht in dem fremden Lande zu leben, so blieb er doch des festen Glaubens, daß eine Zeit komme, in welcher auch seinen Bewohnern die Sonne des Evangeliums aufgehen werde. Er war entschlossen, nicht von seinem Posten zu weichen.

Allein ehe Christ. David und Christ. Stach ihre Heimreise antreten konnten, traf bei ihnen eine Nachricht ein, welche ihrem Entschlusse eine andere Wendung gab. Die Gemeinde in Herrnhut hatte den Wunsch des Königs von Dänemark, daß mehr Brüder nach Grönland gesendet werden möchten, nicht außer Acht gelassen. Schon im Frühjahr 1734 vermehrte sie die Zahl ihrer grönländischen Arbeiter durch zwei neue Sendboten. Den einen von ihnen kennen wir schon, es war Stach's gleichgesinnter Freund, Friedrich Böhnisch; der andere hieß Johann Beck. Beide haben bis an ihr Ende der Heidenmission treu gedient; an Beck's Namen knüpft sich die Geschichte der Bekehrung Kajarnak's, des Erstlings der grönländischen Brüdermission.

Von dem früheren Leben des Fr. Böhnisch ist uns wenig bekannt. Geboren am 16. April 1710 zu Kunewalde in Mähren, wo sein Vater Müller war, wurde er von seinen Eltern frühzeitig zur Gottesfurcht angeleitet. — Ueber seine Auswanderung und Niederlassung in Herrnhut berichtet er selbst also: „Als zu Ostern 1722 eine große Erweckung entstand, war mir Johann Nitschmann behülflich, zum erstenmal einer Versammlung beizuwohnen. Da hörte ich die treuen Zeugen und Bekenner J. C. Melchior Nitschmann und Georg

Jag mit großer Bewegung reden und beten, wovon mein Herz so erweicht wurde, daß ich in Thränen zerfloß. Von dem Augenblick an war mir's ausgemacht, daß ich nicht hier bleiben könne, sondern mich bemühen müsse, zu Kindern Gottes zu kommen. Auf Befragen, wo dieselben zu suchen wären, gab mir einer zur Antwort: „Sie sind in Sachsen, welches gegen Abend liegt." Nach diesem ging ich alle Morgen mit meinem Vetter Matthäus Böhnisch in unsern Garten, wo wir unsere Angesichter nach Abend hinwendeten, und unter Vergießung vieler Thränen auf den Knieen beteten. Im Jahre 1724 wäre ich gern mit erwähntem Joh. Nitschmann ausgewandert. Weil mir aber die Brüder nicht recht trauten und auch meinen Eltern als ihren guten Nachbarn keine Betrübniß dadurch zuziehen wollten, so mußte ich noch auf eine andere Gelegenheit warten. Es fügte sich aber nach drittehalb Monaten, daß mein Vetter Georg Böhnisch mit Thomas Miefsch und Matthäus Nitschmann ausgehen wollte. Da drang ich mich ihnen mit Macht auf und ging mit ihnen am Palmsonntag in der Nacht weg. Am Ostersonntag hörte ich in Panthen die erste evangelische Predigt. Da ich bald darauf in Nieder-Wiese den Magister Schwedler auf den Knieen in der Sakristei beten hörte, da dachte ich unter Vergießung vieler Thränen: Ach, das muß ein seliger Mann sein; wenn du so werden könntest, da hättest du, was du wünschtest. — Am Sonntag Quasimodogeniti kamen wir nach Berthelsdorf, wo wir in Herrn Rothens Wiederholung die ganze Gemeine von Herrnhut antrafen. Wie froh war ich da, daß der Herr meines Herzens Wunsch erfüllt und mich nach Herrnhut gebracht hatte, wo ich drei Häuser, aber noch nicht völlig ausgebaut fand." Böhnisch fand in seiner neuen Heimath zuerst eine Beschäftigung als Leinweber, später wurde er Gärtner und half den neuen Gottesacker in Herrnhut anlegen. Wir haben bereits erwähnt, daß der

Jüngling nach des Grafen Zinzendorf Rückkehr aus Kopenhagen (1731) den Wunsch hatte, als Missionar nach Grönland zu ziehen. Da er aber während der ersten Aussendung auf einer Reise nach Preußen und Litthauen begriffen war, so folgte er seinem Freunde M. Stach erst ein Jahr später. Als die Gemeinde an ihn den Ruf zum Eintritt in den Missionsdienst hatte ergehen lassen, verband sich mit ihm auf seinen Wunsch Johann Beck, geboren am 7. Juni 1706 zu Kreuzendorf bei Leobschütz in Oberschlesien.*)

Auch Beck stammte, wie Böhnisch, aus einer jener mährischen Familien, deren Treue gegen das Evangelium in mannichfachen Leiden und Verfolgungen bewährt war. Sein Großvater Jacob Beck wohnte zu Gotsdorf, nicht weit von Jägerndorf. Bei einer Verfolgung, die über die evangelischen Bekenner hereinbrach, wurde er gefänglich eingezogen und so hart geschlagen und gemartert, daß er zum Krüppel wurde. Kurze Zeit nachher starb er. Da alle Versuche der Römischen, die hinterbliebene Wittwe zum Abfall von der evangelischen Kirche zu bewegen, an ihrer Standhaftigkeit scheiterten, so wurde ihr der fernere Aufenthalt in Gotsdorf untersagt. Mit ihren beiden Söhnen zog sie nach Leobschütz, wo sie zwar für ihre Person in ihrem evangelischen Bekenntnisse unangefochten blieb; aber ihre Kinder mußten katholisch werden. Caspar Beck, der Vater des Missionars, hatte von seinen Eltern aber so tiefe christliche Eindrücke in seinem Herzen empfangen, daß sie sich nicht so leicht verwischen ließen. In seinen späteren Jahren trieb ihn die Liebe zum Evangelium, sich mit gleichgesinnten Freunden zum gemeinsamen Lesen und Betrachten der heiligen Schrift zu verbinden.

---

*) Die Autobiographie Beck's findet sich in den Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit. 1826. S. 143 ff.

Auch seine Kinder hielt er zum fleißigen Bibellesen an. „Weil mein Vater," sagt sein Sohn Johann von ihm, „bei seinen Eltern einen Eindruck vom Heiland in sein Herz bekommen hatte, so suchte er sich bei mehrern Jahren immer zu Leuten zu halten, die auch einen Funken von der Liebe des Heilandes im Herzen hatten, und las mit ihnen die Bibel und andere gute Bücher. Mich und meine Geschwister lehrte er auch selber lesen, damit uns nicht in der Schule die Grundsätze der katholischen Religion eingeprägt würden."

Wiewohl Johann Beck äußerlich der römischen Kirche angehörte, so war er doch von Herzen dem evangelischen Bekenntnisse zugethan. Den Römischen konnte das nicht verborgen bleiben: und Gefängnißstrafe war sein Lohn. Doch gelang es ihm, sich durch die Flucht seinen Verfolgern zu entziehen. Wir lassen uns von J. Beck selbst in die Einzelheiten seiner Erlebnisse einführen. „Als ich älter geworden und zu anderen Leuten in Dienste kam, sagte mein Vater, so oft ich ihn besuchte, zu mir: Mein Sohn, habe den lieben Gott allezeit vor Augen, so wird es dir in Zeit und Ewigkeit wohl gehen. Diese Worte fielen mir bei meinen Geschäften sehr oft ein und machten mich um meine Seligkeit verlegen; doch verlor sich dieser Kummer und mit ihm mein Eifer nach und nach. Einige Zeit nachher kam ich zu einem katholischen Geistlichen in Kreuzendorf als Kutscher in Dienste. Hier bekam ich einmal, als ich an meiner Arbeit war, eine Anregung, in meinem neuen Testamente zu lesen. Es war ein katholisches, denn die lutherischen waren bei harter Strafe verboten. Beim Aufschlagen bekam ich die Worte aus Offenb. 3, 15 bis 18: Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist 2c. Wie ein Feuer gingen mir diese Worte durch Mark und Bein, ich fiel zur Erde, wie ein Todter, und konnte in der großen Angst meines Herzens, das Nichts als Tod und Verdammniß vor sich sahe, als ein armer Wurm

nur allein um Gnade und Erbarmen zu Gott schreien. Darauf wurde es mir so, als sähe ich Gott, meinen Heiland, um meiner Sünden willen gemartert, geschlagen und gekreuzigt vor mir stehen und sich in dieser Gestalt freundlich und herzlich zu mir neigen und mich aufstehen heißen. Ein großer Stein fiel von meinem Herzen, und ich war von Stund an ein Zeuge der mir widerfahrenen Gnade. Zuerst erzählte ich es meinen Bekannten, die mich fragten, was mit mir vorgegangen sei, ich sähe ja ganz anders aus; darauf auch meinem Mitknecht, dem seligen Bruder Johann Hadwig, als er Abends vom Felde kam. Sein Herz wurde dadurch so angefaßt, daß er von Stund an in Thränen zerfloß. So ging es auch seinem Bruder Martin und meinem Bruder Jacob.

Wir versammelten uns hernach von Zeit zu Zeit und unterredeten uns von unseren Herzen, wobei uns der Heiland die Erfahrung Seiner Verheißung machen ließ: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Es fanden sich auch täglich Mehrere zu uns, die ein Verlangen bezeugten, den Heiland kennen zu lernen. Diese Freude währte aber nicht lange, so wurde ich zu meinem Priester gerufen und gefragt, warum ich nicht mehr in's Wirthshaus und zu andern Lustbarkeiten käme? Zugleich verbot er mir, kein lutherisches Gebetbuch mit in die Kirche zu nehmen. Letzteres versprach ich ihm gern zu halten, weil ich dem Heilande mein Anliegen aus dem Herzen vorzutragen wußte; von Ersterem aber sagte ich zu ihm: Es sei ja wider Gottes Wort und ihre eigene Lehre, in's Wirthshaus zu gehen, da zu saufen und sich herumzuschlagen, und fügte noch hinzu: Sie haben meinen ehemaligen heidnischen und unanständigen Wandel wohl gesehen, mir aber niemals ein Wort darüber gesagt; nun aber, da ich der Wahrheit zu folgen suche, stellen Sie mich darüber zur Rede. — Er erwiederte: Ich sehe wohl, daß ihr auf dem rechten

Wege seid; allein die Leute überlaufen mich euretwegen, und das ist mir sehr unangenehm ꝛc. Er redete noch vieles mit mir und entließ mich in Frieden. Sowohl meine als Hadwigs Eltern hörten uns gerne vom Heilande reden, deswegen besuchten wir sie fleißig, und es fanden sich immer mehrere um ihre Seligkeit verlegene Seelen zu uns, so daß endlich beinahe zwei ganze Dörfer durch unser Zeugniß erweckt worden waren.

Der Feind aber suchte uns zu hindern, und ich mußte einige Mal zum Verhör erscheinen. Der Heiland gab mir jedoch Muth und Herz, und alle Menschenfurcht verlor sich nach und nach. Nachdem wir auf diese Weise ein Jahr ruhig verbracht hatten, und unsere Herzen durch Gnade immer fester machen lassen, wurden wir 1732 im April vor eine Commission von Herrschaften und Geistlichen gefordert. Erst mußten ein paar hundert Seelen erscheinen, bei denen ich ein Zeugniß von Jesu abgelegt hatte; diese ließen sich Alle durch gute und böse Worte bewegen, nachzugeben. Abends wurde Martin Hadwig vorgefordert, der schon ein paar Tage geschlossen im Gefängnisse gesessen hatte; dieser blieb fest und unbeweglich bei dem Zeugniß von Jesu und seiner Versöhnung.

Ich hatte in Kreuzendorf von meinen Bekannten Abschied genommen und meinen Priester nach Stippau zur Commission gefahren. Daselbst war ich bis gegen Abend bei den herrschaftlichen Bedienten, redete auch viel mit meinem Vater, der mich Tags vorher, in Gegenwart meines Priesters, meiner Standhaftigkeit wegen hart geschlagen hatte, jetzt aber mit Thränen um Vergebung bat, und mich ermahnte, bei der Wahrheit zu bleiben. Gegen 10 Uhr Abends wurde ich zur Commission gerufen, und um Alles scharf befragt. Der Heiland gab mir nach seiner Verheißung: Wenn sie euch überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr

reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt, Freudigkeit und Muth, die Wahrheit zu bezeugen. Nachdem sie nun drei Bogen mit meinen Antworten voll geschrieben, und sie meine Freudigkeit sahen, es auch schon 1 Uhr zu Mitternacht war, erhielten die Gerichtsbedienten Befehl, mich in Ketten und Banden in ein tiefes Loch zu werfen, um darin von Würmern gefressen zu werden. Darauf stund mein Priester auf, nahm mich bei Seite, redete freundlich mit mir und bat mich, doch jetzt zu versprechen, daß ich wieder so leben wollte, wie ehemals, ich könnte ja dabei in meinem Herzen denken, was und wie ich wollte. Ich antwortete aber in Gegenwart aller Herren der Commission: ich kann und will nicht anders leben und handeln, als wie ich so eben gesagt habe. Sogleich wurde ich geschlossen und in meinen Kerker gebracht. Die Gerichtsdiener beklagten mein Unglück; und einige von meinen bekannten Mitkutschern warfen Stroh und Heu in das Loch meines Gefängnisses, damit ich auf der kalten Erde nicht so sehr frieren möchte.

Ich ging fröhlich und getrost hinein, und der Heiland war mir die Nacht hindurch so nahe, daß es mir in meinem Loche so wohl war, als wenn ich im Himmel wäre. Bruder Martin, Hadwig und ich mußten täglich unser Gefängniß wechseln; ich wurde allezeit am härtesten traktirt. Ich wurde in den Bock gespannt und von meinen Feinden geschlagen und mit dem Degen gestochen, wenn ich ihnen auf ihre spöttischen Fragen entweder gar nicht, oder sehr gerade antwortete.

Weil wir täglich nur ein Paar Bissen Brod und ein wenig Wasser bekamen, fing ich an, nach etlichen Tagen sehr zu hungern. Da traf sich's einmal, daß ein mir Unbekannter bei der Thür meines Gefängnisses, in welcher ein Loch etwa faustgroß war, vorbeiging, ein paar Worte mit mir redete, und darauf ein langes Stück Brod durch das Loch in der

Thüre hereinsteckte, davon ich mich ganz satt essen konnte. Ein ander Mal, als ich aus meinem Loche herausgeführt wurde, ward ich gewahr, daß das Vorlegschloß an meinen Füßen aufgegangen sei; weil ich aber besorgte, der Stockmeister möchte mich beschuldigen, ich hätte es aufgemacht, und mir deswegen Schläge geben, bückte ich mich nieder und machte es zu, ohne daß er es merkte; sahe aber diesen Vorfall als ein Zeichen an, daß wir entkommen würden.

Einige Tage darauf war das Fest Philippi Jakobi, an welchem wir Abends wieder sollten verhört werden. Unter der Messe bat Bruder Hadwig seinen Wächter um Erlaubniß, ein wenig hinausgehen zu dürfen; weil er nun große Schlösser an den Beinen hatte, ließ ihn der Wächter allein hinausgehen und rauchte unterdessen eine Pfeife Tabak. Als Bruder Hadwig an meinem Loche vorbeiging, fragte er mich, was ich mache. Ich antwortete: Ich denke, wir sollen heute noch aus unserm Gefängniß entkommen. Wie so? sagte er, wir sind ja Beide an den Beinen geschlossen, die Thore sind zu, und überdies liegt vor deinem Thürchen ein Schloß, einer Faust groß. Ich antwortete: Das hat Nichts zu sagen, denn es ist mir diese Nacht so gewesen, daß wir noch heute aus dem Gefängniß entkommen sollten, und so ist es mir noch zu dieser Stunde; versuche du nur, ob du nicht das Schloß vor meinem Thürchen aufreißen kannst, alsdann soll uns Nichts mehr im Wege sein. Er nahm das Schloß und riß es glücklich auf, kam alsdann zu mir herein, und wir zogen einander mit vieler Mühe die Stiefel sammt den Schlössern von den Füßen los. Und obwohl die Haut zugleich mitging, so wurden wir doch von allen Banden los, warfen die Schlösser in's Gefängniß, nahmen die Stiefel in die Hände und gingen zum Loch heraus. Allein die Thore waren verschlossen, und der Hof mit einer etliche Klafter hohen Mauer umgeben, so daß wir nicht wußten, wie wir herauskommen sollten. End-

lich aber wurden wir gewahr, daß die Zimmerleute ihre Späne an die Mauer zusammen gehäuft hatten, dahin eilten wir, kamen mit vieler Mühe die Mauer hinauf und sprangen auf die andere Seite glücklich hinunter, ohne Schaden zu nehmen. Es hatte uns aber eine Magd zugesehen, und sobald wir die Mauer herunter waren, zeigte sie es dem Wächter an, welcher augenblicklich in die Kirche lief und Lärm machte. Der Gottesdienst wurde sogleich unterbrochen, und man setzte uns mit Pferden und Hunden nach.

Nachdem wir etwa eine halbe Meile gelaufen waren, und unsere Verfolger uns bald eingeholt hatten, begegnete uns zu allem Glück ein Mann aus Jägerndorf, und während ihn die Hunde anpackten, lenkten wir vom Weg ab in den nahe gelegenen Busch und entkamen also unsern Verfolgern; denn die Hunde liefen der Spur obenerwähnten Mannes nach, und die Reiter folgten ihnen. Mit was für Lob und Dank gegen unsern lieben Herrn wir den Tag verbracht, werde ich nie vergessen. Der selige Bruder pflegte sich auch alle Jahre feierlich an diese Errettung zu erinnern und dem Heilande dafür zu danken.

Wir gingen also fort, ohne zu wissen, wohin; wir kannten keine Kinder Gottes, hatten auch nie etwas von der Gemeine gehört. Und weil wir sehr schlecht gekleidet waren, auch keinen Heller Geld hatten, so gingen wir so viel möglich durch die Büsche und Sträucher ohne Weg und Steg. Nach ein paar Tagen fing der Hunger an, uns sehr zu drücken; ich ging daher in eine Mühle, die allein auf dem Felde stund, und bat die Frau um ein Stück Brod, und sie gab mir zu meiner großen Verwunderung ein halbes großes Brod und ein Stück Butter darauf, wofür sie unser Herr nach seiner Verheißung gewiß belohnt und gesegnet hat. Wir beide nahmen es mit Dankthränen, als aus der Hand des Herrn, an.

Weil ich nun schon einige Mal in Breslau gewesen und also wußte, daß Lutheraner daselbst wären, so nahmen wir unseren Weg dahin. Unterwegs nöthigte uns der Hunger öfters, gute Leute um ein Stück Brod anzusprechen. Nicht weit von dem Städtchen Strehlen kamen wir in ein preußisches Dorf, Schweinbraten, wo uns ein Bauer freundlich aufnahm und etliche Tage beherbergte. Hier hörten wir zum ersten Mal von Herrnhut, und daß daselbst Leute wären, die den Heiland über Alles und sich unter einander von Herzen liebten. Von Stund an hatten wir keine Ruhe in unsern Herzen und sehnten uns gar sehr nach Herrnhut. Weil mich aber meine jüngste Schwester Elisabeth, ehe ich noch in's Gefängniß kam, gebeten hatte, daß ich sie ja nicht vergessen sollte, wenn mich der Heiland, den sie durch mich kennen gelernt hatte, zu Kindern Gottes bringen werde, so ging ich von Schweinbraten, 14 Tage nach unserm Ausgang aus dem Gefängniß, wieder zurück, um sie abzuholen. — In Pomerswitz, eine Meile von dem Orte, wo meine Eltern wohnten, traf ich einen Bruder von Herrnhut, Matthäus Freundlich, an, der mir ausführliche Nachricht von der Brüdergemeine gab und mir den Weg dahin aufschrieb. Ich hörte hier, daß mein Vater nach meiner Flucht einige Tage habe gefangen sitzen müssen, jetzt aber wieder auf freiem Fuße sei. In der Nacht begab ich mich denn zu meines Vaters Haus und rief meiner Schwester sachte durch's Fenster, sie sollte jetzt kommen und mit mir ausgehen. Sie antwortete: Gehe nur in den Garten, ich will gleich zu dir kommen; stund alsdann auf und ging in ihren Schlafkleidern aus der Kammer, ohne daß die Eltern, die in derselben Kammer schliefen, das Geringste merkten, und kam zu mir. O! sagte sie, es ist ein Wunder Gottes, daß du nicht bist gefangen worden; denn nach deinem Ausgang aus dem Gefängniß hat die Obrigkeit alle Nächte

Wächter um unser Haus gestellt, die dich greifen und erschießen sollten, sobald du dich würdest sehen lassen." —

Baarfuß, in schlechten Kleidern, ohne Geld und Paß schlugen die Flüchtlinge ihren Weg nach Herrnhut ein. Unter freiem Himmel mußten sie übernachten, kein Dach schützte sie gegen Kälte und Regen. Am 31. Mai 1732 erreichten sie das Ziel ihrer Reise, „mit einem seligen und vergnügten Herzen."

In Herrnhut kam ihnen die Liebe der Brüder entgegen. Die Fremdlinge fühlten sich bald heimisch. — Als der Graf Zinzendorf den Joh. Beck zum ersten Male in der Versammlung der ledigen Brüder sah, fragte er ihn: „Was hat dich bewogen, hierher zu kommen?" Beck antwortete: „Ich wollte gern ganz des Heilandes sein und ein beständig seliges Herz haben." — „Das wirst du schon bekommen," erwiederte der Graf, „wenn es dir wahrhaftig darum zu thun ist." — Und dem Jünglinge war es darum zu thun, ein Leben vor dem Herrn zu führen. Früh Morgens ging er auf Arbeit in die umliegenden Dörfer, Abends kehrte er nach Herrnhut zurück. Man sah ihn stets in den erbaulichen Versammlungen der Brüder.

Beck war noch nicht ein volles Jahr in Herrnhut gewesen, als die ersten grönländischen Missionare ausgesendet wurden. Beim Abschiede sagte Christian David zu ihm: „Laß dich vom Heiland recht zubereiten und zu einem seligen und vergnügten Herzen machen, auf daß du uns über's Jahr nachkommen könnest; denn in Herrnhut wirst du einmal nicht bleiben." Und wie David gesagt, so geschah es. M. Stach hatte dem Bruder in einem seiner ersten Briefe geschrieben, er wünsche, daß Beck im nächsten Frühjahre ihm nach Grönland folge. Die Gemeinde in Herrnhut war mit M. Stach's Wunsch einverstanden, und also wurde beschlossen, Beck der grönländischen Mission zu Hülfe zu senden. Nachdem der

junge Missionar gegen das Ende des Jahres 1733 sein Vaterland und seine Eltern besucht hatte, rüstete er sich zu Anfang des nächsten Jahres auf seine Abreise nach Grönland. Am 10. März 1734 verließen die beiden Sendboten, Beck und Böhnisch, Herrnhut, um von Kopenhagen aus dem Felde ihrer künftigen Wirksamkeit zuzusteuern.

Ein königlicher Befehl verschaffte den Brüdern freie Ueberfahrt auf einem dänischen Schiffe, das nach der Diskobucht zur Anlegung der Kolonie Christianshaab bestimmt war. Christ. David nahm sie am Ufer in Empfang, und geleitete sie, nachdem sie die neue Kolonie hatten anlegen helfen, nach Neu-Herrnhut. Am 8. August kamen sie bei den Brüdern an.

Wo gingt ihr hin? wo kamt ihr her?
Ihr grünenden Gebeine!
Dir nach, je länger und je mehr,
Du Herzog der Gemeine!
Sie kamen aus der Friedensstadt,
Von Seelenhunger müd' und matt.

Gelobt sei eurer muntrer Gang
Und eurer Füße Rauschen:
Nun wollt ihr Freiheit gegen Zwang,
Ruh für die Unruh tauschen:
Geht hin! der euch gerufen hat,
Rüst' Andre aus an eurer Statt!

Ihr Zeugen, kennt ihr euren Weg?
Er geht in Todes Rachen:
Das ist ein gar gemeiner Steg
Für die, so Friede machen,
Daß dem, der Christum prediget,
Es so, wie seinem Meister, geht.

Nur haltet euch aus dem heraus,
Was Christi Ehre schändet:
Der Feind bemüht sich überaus,
Damit er's also wendet,
Daß, wer's mit Christo treulich meint,
Um Uebelthat zu leiden scheint.

Geht hin, ihr Zeugen, geht in's Feld
Des Bischofs ohne Gleichen!
Der Ueberwinder aller Welt,
Der Herr von allen Reichen,
Der tröste euch bei Freud' und Schmerz,
Als das getreuste Bruderherz.

Drittes Kapitel.

Die ersten Früchte der grönländischen Brüdermission.

> Die Weissagung wird ja noch erfüllet werden zu seiner Zeit und wird endlich frei an den Tag kommen und nicht außen bleiben. Ob sie aber verziehet, so harre ihrer; sie wird gewißlich kommen und nicht verziehen. Siehe, wer halsstarrig ist, der wird keine Ruhe in seinem Herzen haben, denn der Gerechte lebet seines Glaubens. Habacuc 2, 3. 4.

Nach der Ankunft der neuen Mitarbeiter gaben Christ. David und Christ. Stach ihre beabsichtigte Heimreise auf. Mit frischem Muthe griffen sie das Studium der grönländischen Sprache wieder an, Paul Egede ging ihnen dabei zur Hand. Wöchentlich zweimal übte er sich mit ihnen im Deutschen und Grönländischen. Zu ihrer eigenen Erbauung setzten die Brüder täglich eine Stunde zur Betrachtung der heiligen Schrift fest.

Ihre Missionsthätigkeit war noch immer auf einige Reisen beschränkt, an eine Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden konnten sie theils wegen ihrer mangelhaften Kenntniß der Landessprache, theils wegen der Unempfänglichkeit

und geistigen Stumpfheit der Grönländer noch nicht denken. Alles, was sie thun konnten, war, daß sie einige von Egede übersetzte Stücke der Schrift und des Katechismus vorlasen; wollten sie aber das Gelesene erklären und anwenden, so hieß es von den Heiden: „Solche Sprache ist uns zu hoch, das verstehen wir nicht."

Je weniger die Brüder an den Heiden ausrichten konnten, desto mehr suchten sie sich einander in ihrem Berufe tüchtig zu machen. Bei einer Besprechung von 1. Cor. 1. war es ihnen klar geworden, daß sich in ihrem Leben und Wandel noch viel Selbstsucht finde, daß sie „noch nicht all' ihr Eigenes in Christi Tod begraben hätten." Da hielten sie für nothwendig, sich immer mehr vor dem Angesichte Gottes über ihre Absichten zu prüfen, damit sie lautere Diener in seinem Reiche erfunden würden. In einer täglichen Prüfungsstunde wollten sie zusammenkommen; ein Jeder sollte seinen Seelenzustand offen darlegen, der eine sollte den andern ermahnen und strafen. Als besonderen Gegenstand der Prüfung stellten sie vier Punkte auf: 1) ob sie von der Göttlichkeit ihres Berufes überzeugt wären; 2) ob sie sich in ihrem Beruf nicht stören lassen wollten, wenn es sich gleich so fügen sollte, daß sie aus Europa Nichts zu ihrem Unterhalte bekommen könnten; 3) ob sie sich zum Dienste der Heiden ganz aufopfern könnten und davon nicht ablassen wollten, bis sie in ihrem Gewissen völlig überzeugt wären, daß sie als treue Knechte Alles gethan, was sie thun könnten, oder bis Gott sie aus dem Berufe heraussetzte; 4) ob sie auch in den Mitteln, zu dem Hauptzweck an den Heiden zu gelangen, z. B. die Sprache mit Gebet und Glauben zu lernen, eins wären, u. s. w. Nach einiger Zeit fand die gemeinsame Prüfung über diese Fragen statt. Christian David erklärte, daß er seinen Aufenthalt in Grönland nur als vorübergehend ansehe, da ihm der Beruf geworden sei, die Brüder nach

dem Felde ihrer Wirksamkeit zu begleiten und, nachdem er sie in etwa eingerichtet sehe, zurückzukehren. Christ. Stach bekannte, daß er seine Reise nach Grönland nur zur Probe unternommen, um zu sehen, ob Etwas zu thun sei; er habe von Anfang an sein ganzes Leben nicht den Heiden aufopfern wollen; doch sei er entschlossen, so lange in seinem Berufe zu bleiben, bis ihn Gott oder die Gemeinde abrufe. M. Stach, Fr. Böhnisch und Joh. Beck dagegen erklärten, ihr ganzes Leben auf die Missionsarbeit in Grönland verwenden zu wollen, auch wenn sie keine Früchte derselben sehen sollten. „Sie wollten sich zu diesem Werk auf Tod und Leben, auf Glauben, wo Nichts zu sehen, und Hoffen, wo Nichts zu erwarten scheint, auf's Genaueste verbinden, und davon auf keine Art erledigt zu werden suchen, bis sie sich vor Gott auf das Zeugniß ihres Gewissens berufen könnten, daß sie Alles gethan, was man mit Gott thun und wagen kann. Nach weiterer Ueberlegung fanden sie sich verbunden, ohne göttliche Ueberzeugung nicht aus dem Lande zu gehen, wenn es auch von ihnen begehrt würde, sondern ihr Leben bei den Heiden zu lassen. Sie wollten nicht zum Voraus sehen, hören und wissen, wie und auf was Art sich Gott in diesem Werk verherrlichen werde; wollten auch nicht die Untüchtigkeit ihrer Leibes- und Gemüthskräfte ansehen, sondern in der Kraft des Herrn mit gläubigem Gebet und Treue aushalten, ob sie gleich in vielen Jahren keinen Nutzen sehen sollten. Sie wollten sich nach 2. Cor. 11. durch Gottes Gnade den Ruhm nicht nehmen lassen, daß sie Niemanden beschwerlich wären, der sich nicht eine Gnade daraus mache, in seinem Theil abwesend zur Errettung der Heiden behülflich zu sein; noch weniger wollten sie Wohlthaten annehmen, die sie zu was mehrern, als zur Liebe, verpflichten könnten. Sie wollten sich von Neuem angelegen sein lassen, alle zu Gewinnung der Heiden dienliche Mittel zu ergreifen, und insonderheit täglich

zwei Stunden gemeinschaftlich auf die Sprache wenden."*) — Am 16. Mai vereinigten sich die drei Brüder über folgende Bestimmungen, denen sie fortan in ihrer Thätigkeit zu folgen versprachen.

1. Wir wollen nicht vergessen, daß wir im Vertrauen zu Gott, unserm Heilande, durch den alle Enden der Erde gesegnet sein sollen, hieher gegangen sind, nicht auf's Sehen, sondern auf's Glauben.

2. Die Erkenntniß Christi, wie Er am Kreuz die Reinigung unserer Sünden durch sein Blut gestiftet, und Allen, die da glauben, die Ursache zur ewigen Seligkeit geworden ist, soll die Hauptlehre unter uns sein, die wir mit Wort und Wandel, als aus dem Vermögen, das Gott darreichet, bezeugen und dadurch die Heiden zum Gehorsam des Glaubens zu bringen suchen wollen.

3. Wir wollen die Sprache in der Liebe, in Geduld und Hoffnung mit Fleiß zu lernen suchen.

4. Wir wollen Einer des Anderen Gnade erkennen und hochachten, einander mit Ehrerbietung zuvorkommen und in der Furcht des Herrn unterthan sein.

5. Wir wollen die brüderliche Zucht, Ermahnung und Strafe nach der Regel Christi festhalten, und wer nicht nach der Lauterkeit des Evangelii wandelt, dem wollen wir uns entziehen, und ihm von dem Liebes- und Friedens-Kuß, welchen wir hiermit als ein Zeichen unserer wahren Gemeinschaft einführen, so lange ausschließen, bis er sich vor Gott und den Brüdern gebeugt hat.

6. Wir wollen unsere äußeren Geschäfte im Namen des Herrn Jesu verrichten, und wer darinnen nachlässig ist, erinnern.

---

*) Cranz, Historie von Grönland I. S. 450.

7. Dabei wollen wir nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen rc., sondern Dem unsere Sorge befehlen, der die Sperlinge ernährt und die Blumen auf dem Felde kleidet; wollen aber dabei wahrnehmen des Worts des Herrn: Im Schweiß deines Angesichts rc. und des Apostels: Ihr wisset, daß mir diese Hände gedienet haben rc. Ingleichen: Wir haben euch gezeiget, daß man also arbeiten müsse rc.

Zur Besiegelung ihrer Vereinigung feierten die Brüder darauf das heilige Abendmahl.

Wir sehen jedoch die Brüder nach dieser Zeit nicht in frischer Thätigkeit. Sie hatten noch eine schwere Zeit durchzumachen.

Im vorigen Jahre waren sie von Kopenhagen aus mit Lebensmitteln versehen worden, aber im Jahre 1735 blieb alle Unterstützung aus. Da der Fischfang und die Jagd wenig oder gar Nichts einbrachte, so geriethen sie in die äußerste Noth. Ihr kleiner Vorrath schmolz noch mehr zusammen, als sie davon dem Christ. David auf seine Rückreise nach Europa mitgeben mußten, da sich der Schiffer zu seiner Beköstigung nicht verstehen wollte. Von den Missionarien in Godthaab war keine weitere Hülfe zu erwarten, auch hier stellte sich der Mangel ein. Da blieb den Bedrängten Nichts übrig, als den Hunger mit Seehundfleisch zu stillen. Oft fehlte ihnen auch das. Die Grönländer, welche die Noth der Brüder merkten, wollten es ihnen nur um hohen Preis, zuletzt aber gar nicht mehr verkaufen. Muscheln und Seegras war dann die Speise der Heidenboten. Nach langen Entbehrungen fanden sie endlich in ihrer Noth einen Helfer. Auf früheren Wanderzügen hatten sie auf einer Insel einen Grönländer, Ippegau, kennen gelernt. Damals war er ihnen ein freundlicher Wirth gewesen, der auch mit Theilnahme den Reden der Fremdlinge zugehört hatte. Sie hatten seiner längst vergessen, der Heide aber gedachte der frem-

den Lehrer. Gegen das Ende des Jahres 1735 kam er nach Neu-Herrnhut, um die Brüder zu einem baldigen Besuch auf seiner Insel einzuladen. Da er ihre Noth sah, so erbot er sich, ihnen Alles, was er selbst entbehren könne, zu verkaufen. Ippegau hielt sein Wort. Geraume Zeit versorgte er die Brüder mit Seehundfleisch, wodurch sie wenigstens vor dem Hungertode bewahrt blieben.

Mit ihrem Zeugnisse von dem wahren Gotte fanden die Brüder in dieser Zeit bei den Heiden noch weniger Eingang, als vorher. Die Grönländer fingen an, ihnen auf die handgreiflichste Weise ihre Verachtung zu bezeugen. Sie konnten nicht begreifen, warum die Fremdlinge nicht mit der ersten Gelegenheit ein Land verließen, in welchem sie mit Entbehrungen und Noth zu kämpfen hatten. „Eure Landsleute," sagten sie, „taugen Nichts, weil sie euch Nichts geschickt haben, und wenn ihr nicht zurückgeht, seid ihr nicht klug." — Ein ander Mal, als die Brüder ihnen bezeugten, daß sie nicht um irdischen Gewinnes willen, sondern um den Heiden den Willen Gottes kund zu thun, ihre Heimath verlassen und in das unwirthliche Grönland gekommen seien, erhielten sie die Antwort: „Illivse Ajokarsaromar pisigut!" Ihr! ihr wollet unsere Lehrer abgeben? Wir wissen es ja, daß ihr selbst unwissend seid, und von Anderen lernen müßt."

So drückend die Lage der Heidenboten war, so verloren sie doch nicht den Muth. Voll Glaubens sahen sie auf ihr Werk, in die Zukunft. „Unsre Führung," schreiben sie am Schlusse des Jahres 1735, „befehlen wir dem Herrn. Wir wissen zwar nicht, was er mit uns im Sinne hat, so wenig als wir die verborgene Hand, die Er schon unter den Heiden hat, verstehen können. Dabei merken wir auch, daß noch mehrere Proben auf uns warten; glauben aber, daß es am Ende noch recht herrlich werden wird, und nachdem Er uns wird genug geübt und gefunden haben, daß wir Ihm und

seinem Ruf treu sind, so wird Er uns auch schon Seine Herrlichkeit sehen lassen. — Unsere Bibelstunde ist uns bei diesen Umständen zum besonderen Segen für unsere Herzen, und Er schenkt uns manchen Aufschluß in unserer Sache. Wir fühlen es, daß Er mit und unter uns ist. Und obgleich die Menschen, die ihre Augen nur auf das Gegenwärtige, und nicht auf das Künftige und Unsichtbare richten, bei dem Anfang Nichts sehen und begreifen können, und uns einfältige Diener entweder für Narren oder für hochmüthige Menschen halten, die nur was Neues anfangen und sich einen Namen machen wollen, so glauben wir doch festiglich, Er wird das Werk unserer Hände, das Sein Werk ist, zu seiner Zeit fördern, und es offenbar machen, daß Er uns zu dieser Arbeit erwählt und berufen hat. Jesus Christus, gestern und heute, weiche nur nicht mit Seiner Gnade von uns, Seinen Elenden und Blöden, und erhalte uns in Seiner Kraft, willig auf Seinen Ruf den Heiden zu dienen, so wird schon Alles zu Seiner Ehre ablaufen." — Und in ihrem Tagebuche vom 28. April 1736 heißt es in Bezug auf ihre äußere Noth: „In unserer Bibelstunde waren uns die Exempel Eliä und Elisä besonders groß, wie sie der Herr auch in Hungersnoth ernährt hat. Wir können aus Erfahrung zeugen, daß derselbige Gott noch lebt, und uns Seine treue Pflege genießen läßt in dieser grönländischen Wüste, wo es scheint, als ob wir von allen Menschen, ja auch von unseren Brüdern verlassen wären, da wir doch gewiß wissen, daß sie unserer vor dem Herrn so wenig, als wir ihrer vergessen können." —

Ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Gegen das Ende des Mai 1736 waren sie eben von einem Ausfluge, wie gewöhnlich, mit leeren Händen zurückgekommen. Da erhielten sie die unerwartete Nachricht, daß ein im Süden angekommenes holländisches Schiff für sie Briefe und Proviant

an Bord habe. Auf den Wunsch des Schiffskapitains kamen sie selbst, um ein Fäßchen mit Lebensmitteln, das ihnen ein Freund, Isaak Lelong in Amsterdam, gesendet hatte, in Empfang zu nehmen. Ein Schreiben, welches die Liebesgabe begleitete, verhieß fernere Unterstützung, falls diese erste glücklich in die Hände der Brüder gekommen sei. War damit auch nicht aller Noth gewehrt, so war ihnen doch für den Augenblick geholfen, und die Brüder schöpften neuen Muth, neue Hoffnungen. „Weil wir," schreiben sie, „schon zwei Jahre aus Europa keine Nachricht erhalten hatten, so wurden wir ganz besonders in unserem Geiste gestärkt und aufgemuntert, als wir erfuhren, welche Gnade und Barmherzigkeit der Herr an Seinem Volk gethan hat." Wenige Wochen nachher (17. Juni) landete ein dänisches Schiff bei Godthaab, welches ihnen außer den langersehnten ersten Nachrichten von der Gemeinde in Europa weibliche Gehülfinnen zur Besorgung des Haushaltes zuführte. Die verwittwete Mutter des Matth. Stach nebst ihren beiden Töchtern Rosina und Anna hatten sich willig finden lassen, nach Grönland zu ziehen. Sie kamen mit dem dänischen Schiffe in Begleitung des Bruders G. Wiesner. Die Unterstützung in Lebensmitteln, welche die Neuangekommenen mitbrachten, reichte aber nicht hin, um allem Mangel ein Ende zu machen, und bei den wachsenden Bedürfnissen ging es oft noch durch viele Noth. Erst als Christ. Stach, welcher mit H. Egede nach Europa gereist war,*) im J. 1737 mit neuer Zufuhr zurückkehrte, ward dem äußeren Mangel abgeholfen.

Nach der Ankunft der Gehülfinnen ordneten die Brüder

---

*) Vgl. über Egede's Abschied von Grönland B. I. H. 6. S. 60 ff.

von neuem ihre Arbeit. Die beiden Schwestern des Matth. Stach sollten unter dem weiblichen Geschlechte thätig sein, und bereiteten sich auf ihren Beruf vor, indem sie unter des Bruders Leitung die Landessprache zu lernen anfingen.

Die Unempfänglichkeit der Heiden blieb nach wie vor dieselbe, es war wenig unter ihnen auszurichten. Ein rechter Festtag war es für die Missionare, als sie im Mai 1736 den ersten Grönländer trafen, der sich mehr als seine Landsleute um göttliche Dinge zu bekümmern schien. Sie waren auf den Fischfang ausgefahren und hatten ihr Zelt neben vier grönländischen Hütten aufgeschlagen. Kaum waren sie von den Heiden bemerkt, als diese ihr Hab und Gut zusammen packten und sich eiligst davon machten. Wenige Tage nachher, — es war der 7. Mai 1736, — kam ein fremder Heide aus dem Süden zu ihnen. Er wünschte, sich einmal ihre Sachen anzusehen. Die Brüder meinten, er wolle von ihnen Etwas erhandeln. Allein der Mann war ganz still. Endlich sagte er, er sei bei dem Pelesse*) gewesen, von dem er wunderbare Dinge gehört habe von einem, der Himmel und Erde geschaffen haben sollte, und der Gud heiße. Er bat die Brüder, daß sie ihn, wenn auch sie davon Etwas wüßten, belehren möchten, da er Vieles von dem früher Gehörten vergessen habe. Die Missionare erstaunten über den Mann und seine Bitte, eine ähnliche hatte ihnen nie ein Heide vorgelegt. Sie stellten ihren Fischfang ein und begannen ein Gespräch über die Schöpfung, über die Sünde des Menschen, über die Erlösung durch Jesum Christum und die zukünftige Seligkeit. Der Grönländer hörte aufmerksam zu; er schlief die Nacht über mit ihnen unter ihrem Zelte. Wie erfreut die Missionare über dieses Erlebniß waren, sieht

*) D. h. Priester, wie Egede genannt wurde.

man aus den Schlußworten ihres Berichtes. „Nun, lieben Brüder,“ sagen sie, „dieses ist der erste Grönländer, der bei uns um Gott und göttliche Dinge nachgefragt hat, welches noch keiner von den hiesigen, denen doch so viele Jahre lang vorgelesen worden, gethan hat. Darum bringet Opfer und Gebet vor dem Herrn, daß Er sich aufmache und auch in dieser Wüste sein Zion baue.“ — Allein diese Freude blieb für dieses Jahr ihre einzige. Der Heide fand keine Nachfolger. Mehrere Monate lang kam nicht ein Einziger nach Neu-Herrnhut. Da ihr Fahrzeug bei einem Sturme großen Schaden genommen, so war es den Brüdern nicht möglich, ihre Besuchsreisen fortzusetzen. „Wir müssen uns also,“ schreiben sie, „wie in einem Gefängniß versperrt mit einander in der Sprache üben.“ Doch vergaßen sie der Heiden, welche in ihrer Nachbarschaft wohnten, nicht. Auf ihren Besuchen ward ihnen keine Freude zu Theil. Sie fanden die Herzen des Volkes so hart und kalt, wie das Eis des Landes. Kamen sie mit Geschenken, so hörten die Leute den Worten still zu, ließen sich auch wohl die Erzählung einer biblischen Geschichte gefallen. Wurde aber zu ihnen von dem Verderben ihres Herzens gesprochen, so schliefen sie ein oder machten sich auf und davon, oder entschuldigten sich und meinten, solche Dinge könnten sie nicht begreifen. „Weiset uns den Gott,“ sagten sie, „den ihr uns beschreibt, so wollen wir an ihn glauben und ihm dienen. Ihr beschreibt ihn zu hoch und zu unbegreiflich, wie sollen wir zu ihm kommen? und er wird sich nicht um uns bekümmern. Wir haben ihn angerufen, wenn wir Nichts zu essen gehabt oder krank gewesen; aber es ist, als ob er uns nicht hören wollte. Es ist wohl nicht wahr, was ihr uns von ihm sagt; oder seid ihr besser mit ihm bekannt, so schafft uns mit euerm Gebet von ihm Speise, einen gesunden Leib und ein trockenes Haus, denn weiter bedürfen wir Nichts. Unsere Seele ist

ja gesund, und es fehlet ihr Nichts, wenn wir nur nicht am Leibe krank sind und dabei genug zu essen haben. Ihr seid ein anderes Volk als wir, in euerm Lande mögen die Leute kranke Seelen haben; wir sehen es an so Vielen, die von dort kommen, daß sie Nichts taugen, denen wird ein Heiland, ein Arzt der Seele, nöthig sein. Für euch kann der Himmel und eine geistliche Freude und Seligkeit gut genug sein, aber uns würde das zu langweilig fallen, wir müssen Seehunde, Fische und Vögel haben, ohne dieselben kann unsere Seele so wenig als der Leib bestehen. Die finden wir nicht im Himmel; den wollen wir euch nebst den untauglichen Grönländern überlassen; zum Torngarsuk wollen wir hinunter, da finden wir Alles im Ueberfluß und ohne Mühe." —

Nachdem das Fahrzeug der Brüder nothdürftig ausgebessert worden, besuchten sie wieder die Bewohner der Inseln, aber überall dieselbe Stumpfheit, derselbe Widerwille gegen das Christenthum. Auf einem ihrer Ausflüge im November 1737 wurden sie mit ihrem Boote nach den südlichen Inseln verschlagen. Sie fanden eine große Anzahl Heiden, darunter auch den uns schon bekannten Ippegau. Anfangs begegneten die Eingeborenen den Fremdlingen mit großer Freundlichkeit, nach wenigen Tagen aber gaben sie ihnen zu verstehen, daß ihnen ihre baldige Rückreise willkommen sei. Doch waren sie zufrieden, als Matth. Stach ihnen den Wunsch aussprach, längere Zeit in ihrer Mitte leben zu können. Vier Wochen lang ist der Bote bei ihnen geblieben; für die Ausbreitung des Reiches Gottes war sein Aufenthalt ohne allen sichtbaren Erfolg. „Sie bezeigen sich," berichtet er an die Brüder in Neu-Herrnhut, „sehr veränderlich, wie ihr wißt, daß sie immer thun. Bald sind sie verdrießlich, bald freundlich gegen mich. Anfangs habe ich vieles mit ihnen reden können und habe ihnen dann und wann ein Stück aus dem neuen Testamente vorgelesen, aber nun haben sie keine Lust

mehr zu hören. Ich habe ihnen von der Ursache gesagt, warum Gottes Sohn hat sterben müssen, aber dazu haben sie keine Ohren und begehren nur, daß ich mit ihnen hinausgehen und zu Gottes Sohn rufen soll, daß Er ihnen Seehunde gebe, weil sie Mangel leiden. Es ist mir oft sehr bange über ihren jämmerlichen Zustand. Was ich ihnen von göttlichen Dingen sage, daraus machen sie nur ein Geschwätz und Gelächter. Hingegen loben sie ihre Zauberer, die ihnen unter den Händen verschwinden und an einem unsichtbaren Riemen in den Himmel und unter die Erde fahren, und den Teufel zwingen können, die gefangenen Seehunde loszugeben. Wenn ich ihnen dann die Ungereimtheit solcher Erdichtungen und den wahren Zustand des Himmels und der Hölle vorstelle, so sagen sie mit Verdruß, ich solle schweigen, und laufen davon. Ein ander Mal sagen sie, sie glaubten Alles, was ich ihnen sagte, ich sollte nur fein lange bei ihnen bleiben und ihre Sprache lernen, um ihnen noch mehr sagen zu können. Aber diese Willigkeit hat keinen langen Bestand. Einmal hatten sie zwei Nächte hinter einander getanzt, es waren wohl anderthalb hundert Menschen in dem Hause beisammen, davon Einige mir allerlei Verdruß anzuthun suchten, und bei ihrem Tanz und Singen so greulich trommelten und schrieen, daß mir die Ohren weh thaten. Ich richtete aber mein Herz zum Herrn und flehte zu ihm in der Stille um das Heil dieser armen Menschen. Als es nun den folgenden Tag stark regnete, begehrten sie, ich sollte zu Gottes Sohn rufen, weil er allmächtig sei, daß er gut Wetter mache, damit ihnen der Regen nicht durch das Dach in's Haus liefe. Ich sagte ihnen: Es sei nicht nöthig, darum zu bitten, denn sie dürften nur die Zeltfelle auf's Dach breiten, so könnte der Regen nicht durchdringen: hingegen sollten sie mit mir Gott bitten, daß er ihren Seelen gnädig sei. Damit aber verlachten sie mich und sagten: das verstünden sie nicht, sie

hätten's auch nicht nöthig; für mich könnte das gut sein. Ueberhaupt führen sie den Namen Gottes und was sie viele Jahre lang gehört und zu glauben versichert haben, recht höhnisch und spöttisch im Munde. Sie thun auch oft Fragen, die sehr albern klingen, und doch recht ausgesonnene Spöttereien über die Wahrheit enthalten. Es brennt mich oft in meiner Seele, wenn sie Gottes spotten. Ich habe auch manchmal die Kinder, die mich alle lieb haben, und mir überall nachlaufen, zusammen gerufen, mit ihnen geredet und etliche Fragen an sie gethan. Sie hören gern, sind aber schwer in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und sobald sie was Anderes sehen oder hören, laufen sie dem nach, und das Gehörte ist gleich wieder vergessen. Einmal las ich einem Grönländer Etwas vor, und da es auf den Ausdruck kam: das Irdische sollen wir verachten, fragte er: Saog? Warum denn? Hierauf stellte ich ihm vor, daß Gott die Menschen nicht nur zu einem irdischen, sondern zu einem unvergänglichen Leben geschaffen habe, daß sie aber nach dem kläglichen Sündenfall nur immer für ihren Leib und nicht für ihre unsterbliche Seele sorgten und nicht nach dem trachteten, wo sie ewig bleiben sollten, wenn einmal Jesus Christus kommen würde, die Menschen zu richten, da er die Gläubigen in den Himmel führen, die Ungläubigen und Bösen aber zum Teufel in das unauslöschliche Feuer werfen werde. Hierauf sagte der Grönländer: Wenn der Sohn Gottes so fürchterlich wäre, so verlange er nicht in den Himmel zu kommen. Da ich ihn nun fragte, ob er dann in das höllische Feuer wolle, antwortete er, nein, dahin wolle er auch nicht, sondern wolle hier auf der Erde bleiben. Und als ich ihm vorstellte, daß ja kein Mensch auf der Erde bleiben könne, sondern Alle sterben und nach dem Tode an einen guten oder bösen Ort kommen müßten, schwieg er auf alle Fragen still oder sagte, er wisse das nicht und möchte nicht weiter davon hören,

und zuletzt sagte er, er müsse fischen gehen, seine Frau habe keinen Vorrath mehr, und er habe keine Ohren, solche unbegreifliche Dinge zu fassen." —

Ist es zu verwundern, daß sich bei solchen Erfahrungen oft Kleinmuth und Verzagtheit in die Herzen der Brüder einschlich? Friedrich Böhnisch*) schrieb in dieser Zeit vergeblichen Harrens dieses Lied der Wehmuth:

Da ist ein Häuflein Seelen,
Die Dich erwählen,
Und die die Stunden zählen,
Wann Du in Eil'
Es ihnen wirst befehlen,
Dem Heidentheil
Die Gnade zu erzählen
Und Dein Erwählen;
Denn Du bist doch der Seelen
Verheißnes Heil.

Wir haben schwere Zungen;
Doch ist's gelungen:
Das hat der Glaub' erzwungen.
Nun kommt das drein,
Die Alten mit den Jungen
Sind hart wie Stein.
Noch mehr Verhinderungen
Sind vorgedrungen:
Ja, wär'n wir nicht gedungen,
Wir ließen's sein.

Die Herzen sind wie Eisen;
Auf hundert Weisen
Mit Riegeln und mit Schleußen
Sind sie vermacht.

---

*) In seiner Lebensbeschreibung sagt er, daß er den Heiden den Heiland in's Herz hätte weinen mögen.

Sagt man's den alten Greisen,
Wird's nicht geacht;
Will man den Stern der Weisen
Den Kindern preisen:
Was wird dergleichen Reisen
Wohl beigebracht.

Doch wär' es eine Schande,
Im kalten Lande
Von Jesu Liebesbrande
Nicht mehr zu sehn,
Zumal da wir im Bande
Der Brüder gehn.
Immanuelis Lande
Sind nicht im Stande,
Sobald sich Gnade fande,
Zu widerstehn.

Mein Gott, du siehst sie weiden
Und Dich vermeiden
Durch Satans bloßen Neiden
Und Dir zum Hohn.
Bedenke Jesu Leiden,
Es ist dein Sohn!
Kann man Ihm Seine Freuden
Noch so beschneiden?
Ist nicht die Füll' der Heiden
Sein saurer Lohn?

Es währte nicht mehr lange, da konnten die Brüder als Schlußvers hinzusetzen:

Die Welt mag immer lachen
Bei unsern Sachen,
Und fragen, was wir Schwachen
In Grönland thun.
Wir wollen unsern Nachen
Nicht lassen ruhn,

Und vor der List des Drachen
Das Haus bewachen,
Und Heiden selig machen:
Sie wollen nun. —

Sie wollen nun. Das ist die Ueberschrift über das sechste Jahr der grönländischen Brüdermission. Fünf Jahre waren die Sendboten in dem fremden Lande gewesen, sie hatten keine Veränderung unter seinen Bewohnern gesehen. Es waren Jahre voll Kummer und Noth, aber an ihrem eigenen Herzen hatten sie des Heilandes Gnade erfahren, und ein reicher himmlischer Trost war ihnen zugeflossen. Die Fruchtlosigkeit ihrer bisherigen Arbeit hatte ihnen noch nicht allen Muth, alle Hoffnung genommen. So gingen sie in das Jahr 1738 hinein.

Eine im Anfange des Jahres herrschende Hungersnoth veranlaßte die Heiden zu häufigem Besuche der Brüder. Fast täglich kehrten Hungernde im Missionshause zu Neu-Herrnhut ein. Sie kamen allerdings nur, um Hülfe in leiblicher Noth zu finden, ihre Gegenwart aber bot den Missionaren Gelegenheit und Aufforderung, von dem irdischen Brode auf das Brod des Lebens zu weisen. Daran ließen sie es denn auch nicht fehlen, doch fanden ihre Worte wenig Anklang. Die Brüder aber ermüdeten nicht, und endlich schien ihnen ein sichtbarer Segen ihres Zeugnisses werden zu sollen. Ein grönländischer Jüngling, Mangek, welchen ebenfalls der Hunger nach Neu-Herrnhut getrieben hatte, sprach sein Verlangen aus, dort beständig zu bleiben, wenn die Brüder für seinen Unterhalt Sorge tragen wollten, er dagegen wolle sich verpflichten, Alles, was ihm der Fischfang oder die Jagd eintrage, in ihre Hände zu legen. Die Brüder baueten auf den Wunsch des Grönländers keine große Hoffnungen, glaubten auch nicht, daß es ihm mit seinem Bleiben ein rechter Ernst sei, doch wiesen sie ihn nicht von sich, zumal sie aus

dem Umgange mit ihm einen Gewinn für die Kenntniß der Landessprache zu ziehen gedachten. Der Unterricht, welchen sie ihm ertheilten, war nicht ganz fruchtlos. Nach einiger Zeit trat eine merkliche Veränderung in dem Leben Mangek's hervor. Als seine Landsleute das sahen, suchten sie ihn den Brüdern abwendig zu machen. Ihre Spöttereien hatten die gewünschte Wirkung nicht, Mangek blieb seinen Versprechungen treu. Jetzt suchten die Heiden durch List zum Ziele zu gelangen. Sie verklagten ihn als einen Dieb und meinten, ein solcher Mensch würde sogleich aus der Gemeinschaft der Missionare entfernt werden. Allein auch dieses Mal fanden sie sich getäuscht. Bei einer näheren Untersuchung stellte sich die Unschuld des Angeklagten heraus, und die Brüder behielten ihn bei sich. Es ließ sich mit dem Jünglinge gut an; oft sahen sie ihn sehr bewegt, besonders während des Gebetes. „Wir haben," schrieben sie am Ende des Monat Mai 1738 in ihrer Freude, „eine kleine Hoffnung, daß unser Erlöser in seiner blutigen Gestalt anfangen wird, auch in dem finstern Grönland mit der überschwänglichen Kraft Seines Blutes sich an den Herzen zu beweisen. Aber wie klein macht es uns, da wir eben aus den mit dem Schiff erhaltenen Nachrichten vernehmen, wie unsere Brüder an allen Orten unter Christen und Heiden, sonderlich in St. Thomas, in vollem Segen des Evangelii arbeiten, indem wir unseres Ortes noch ganz leer ausgehen. Getrost aber, lieben Brüder, und glaubet mit uns, daß es der Herr doch noch zuletzt wird in Grönland herrlich werden lassen. Unterdessen wollen wir nicht ablassen, zu kämpfen und zu flehen, für dieser armen Menschen Heil, daß sich die blutige Kraft unseres Erlösers auch an ihrem Herzen offenbaren wolle." Mangek verließ nach einiger Zeit die Missionare, ohne die Erkenntniß der Wahrheit mitzunehmen. Dafür wurde ihnen

ein anderer Heide zugeführt, der ihnen das Angeld zukünftiger Triumphe werden sollte.

Am 2. Juni sprachen mehrere vorbeiziehende Grönländer aus dem Süden im Missionshause zu Neu-Herrnhut ein. Die übrigen Brüder waren ihren gewöhnlichen Geschäften nachgegangen, Johann Beck war allein zu Hause und arbeitete an der Reinschrift der Evangelien-Uebersetzung. Das Buch erregte die Neugierde der Fremdlinge. Sie baten den Missionar, ihnen Etwas von seinem Inhalte zu sagen. Beck las einige Stellen daraus vor und suchte das Gehörte durch Unterredung verständlich zu machen. Es entstand zwischen ihm und den Heiden ein lebhaftes Gespräch. Er fragte sie, ob sie eine unsterbliche Seele hätten. Als sie das bejaht, fragte er weiter, wo dann ihre Seele hinkommen würde, wenn ihre Leiber stürben. Einige meinten, sie fahre hinauf, Andere, sie fahre hinunter. Nach einigen Worten der Belehrung fragte er wiederum, wer Himmel und Erde, die Menschen und alles Sichtbare, gemacht habe. Sie sagten, das wüßten sie nicht, hätten auch niemals davon gehört, es müßte wohl ein sehr großer und reicher Herr sein. Beck erzählte ihnen darauf von der Schöpfung der Welt und des Menschen; wie Alles, und besonders die Menschen, gut und rein aus der Schöpferhand des Herrn hervorgegangen sei, wie sie aber aus Ungehorsam gegen die göttlichen Gebote von ihm abgefallen und in das äußerste Elend und Verderben gerathen seien. Er habe sich aber über die Sünder erbarmet und aus Liebe zu ihnen sei er aus dem Himmel niedergestiegen und ein Mensch geworden, damit er leiden und sterben und die Menschen erlösen könnte. Wenn wir selig werden wollten, so müßten wir an ihn glauben. — Nach diesen Gesprächen stellte Beck den Heiden das Leiden und Sterben des Heilandes vor die Augen, seine Arbeit und Mühe, die ihm unsere Erlösung gekostet. Dann nahm er das Evangelium und

las ihnen die Erzählung von Jesu Seelenkampf in Gethsemane vor. Einem der Anwesenden, Kajarnak, ging das Wort durch's Herz. Als Beck zu reden aufgehört hatte, fragte er näher an den Tisch tretend voll Verwunderung mit lauter und bewegter Stimme: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden.“— Solche Frage hatte Beck in diesem Lande noch nie gehört, sie durchdrang ihm, wie er sagt, Mark und Bein. Mit freudigem Aufthun seines Mundes hob er an, dem Fragenden Antwort zu geben und ihm zu erzählen von dem Kreuze Jesu Christi und von dem Rathschlusse Gottes zu unserer Seligkeit. — Während dem waren die übrigen Brüder nach Hause gekommen. Sie setzten das Zeugniß, welches Beck begonnen hatte, fort und sprachen von dem gekreuzigten Sohn Gottes. Es herrschte in der kleinen Versammlung große Aufmerksamkeit. Diejenigen, welche sich getroffen fühlten, legten bedächtig ihren Finger an den Mund, wie sie bei ungewöhnlichen Dingen zu thun pflegen. Andere, welche von dem Evangelio Nichts hören mochten, schlichen davon. Wieder Andere kamen und baten die Brüder, sie möchten ihnen doch einige Gebete vorsagen, damit sie beten lernten. „Kurz, es war eine Bewegung unter ihnen, dergleichen wir noch nie gesehen hatten.“ Als die Heiden sich verabschiedeten, versprachen sie einen baldigen neuen Besuch. —

Die Brüder waren auf's Neue gestärkt, aufgemuntert. Es war für sie ein großer Tag, über dessen Freude sie alle bisherigen Drangsale vergaßen.*) Verheißungsvoll war seine

---

*) Böhnisch in seiner Biographie bei Cranz a. a. O. S. 1126: „Da uns der Heiland den Erstling Sam. Kajarnak schenkte, dachte ich vor Freuden, wie Simeon: Herr! nun will ich gern aus dieser Hütte scheiden; denn meine Augen haben Dein Heil an den Heiden gesehen.“

Loosung: Sie sollen nicht umsonst arbeiten noch unzeitige Geburt gebären, denn sie sind der Same der Gesegneten des Herrn, und ihre Nachkommen mit ihnen. Jes. 65, 23.

Die Grönländer hielten ihr Wort. Nach Verlauf von etwa acht Tagen, (11. Juni) fand sich Kajarnak in Begleitung mehrerer Heiden wieder ein. Er zeichnete sich von Anfang an vor seinen Landsleuten aus. Manches, was ihm bei dem ersten Besuche gesagt war, hatte er im Gedächtnisse wohl verwahrt. Als er von den Brüdern ging, sagte er, er wolle nun zu seinem Zelte fahren und seinen Hausleuten, besonders seinem kleinen Sohne, die großen Dinge erzählen.

Seitdem ist es mit ihm lieblich vorangegangen. Er besuchte fleißig die Missionare, die gelernten Gebetlein und Sprüche bewegte er beständig in seinem Herzen. Noch ehe der Monat Juni zu Ende ging, zog er zu den Lehrern. Sie geben ihm in dieser Zeit ein gutes Zeugniß. „Beim Kajarnak," heißt es, „sehen wir immer mehr, daß er einen Haken in's Herz bekommen hat, den er wohl nicht wieder los werden wird. Er hat immer was in seinem Gemüth, entweder ein kurzes Stoß-Gebetlein oder einen Spruch, den er zuvor von uns gehört hat. Er sagte auch, daß er oftmals in seinem Inwendigen erinnert werde zu beten! — Von dem an hat er uns noch fleißiger besucht, und ist endlich gar zu uns gezogen. Wenn wir mit ihm reden, so ist er oft so bewegt, daß ihm die Thränen von den Wangen rollen. Er ist ein besonderer Mensch, daß man über ihn erstaunen muß, wenn man die große Kaltsinnigkeit und Dummheit der Grönländer betrachtet, die Nichts begreifen können, als womit sie täglich umgehen. Dieser aber hört eine Sache kaum zweimal, so versteht er sie und behält's im Gemüth und Herzen. Daneben bezeigt er eine ungemeine Liebe zu uns, und, welches wir bisher an keinem Grönländer verspürt haben,

eine große Begierde, noch immer besser unterrichtet zu werden, so daß er uns alle Worte aus dem Munde zu nehmen scheint. O lieben Brüder, wie manche vergnügte Stunde haben wir jetzt nach so vielem Leid, wenn wir mit ihm reden und beten! Helft uns den treuen Heiland anflehen, daß er sein Licht unter das ganze Volk sende, und ihnen Ohren zu hören und Herzen zu verstehen schenke, und daß er seine Gnadenarbeit an diesem Erstlinge beschleunige, damit wir mit euch seine Herrlichkeit in Grönland nach unserer Hoffnung bald sehen mögen, wovon wir jetzt schon einen Vorschmack haben. Der Herr sei gelobet für das Wenige, das er uns sehen läßt, und daß er uns, nachdem wir fünf Jahre im Glauben und Hoffen gestanden, unseres Glaubens Ziel in einem geringen Theil erreichen lassen."

Kajarnak's Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. Er selbst missionirte nach Kräften unter seinen Landsleuten. Zuerst wurden seine Familie und seine Zeltgenossen, im Ganzen neun Personen, durch seine Erzählungen gewonnen. Noch im Monat Juni schlugen drei andere Familien aus dem Süden ihre Hütten in Neu-Herrnhut auf. Die Brüder begannen mit ihnen sogleich den christlichen Unterricht, wobei ihnen Kajarnak, wenn sie sich nicht recht verständlich machen konnten, treulichst half. Allein so gut es sich anfangs mit den neuen Schülern anließ, so trat doch nicht lange nachher die grönländische Art in ihnen hervor. Anfangs versprachen sie, den ganzen Winter in Neu-Herrnhut bleiben zu wollen. Bald vergaßen sie ihr Wort. Sie konnten der Wanderlust nicht widerstehen. Die Rennthierjagd lockte sie in's Weite. Verwildert kehrten sie zurück. Zuletzt behagte es ihnen gar nicht bei den Brüdern und sie zogen auf immer weg. Kajarnak allein blieb seinen Worten treu. Alle Einladungen seiner Landsleute, auf die Jagd zu gehen, wies er zurück, weil er Schaden für seine Seele fürchtete. Da er kein eigenes Zelt

besaß, so kam er nach ihrem Wegzuge in große Verlegenheit. Die Brüder boten ihm zwar ihre Wohnung an, allein er bat nur um einige Felle zu einem Zelte und sagte, daß ihn seine Freunde nun schon zum dritten Male verlassen und das mit ihnen gemeinschaftliche Weiberboot und Zelt mitgenommen hätten, weil er ihren Wünschen nicht hätte folgen wollen.

Man dürfte nicht glauben, daß die Grönländer bei aller Stumpfheit gleichgültig gegen väterliche Religion und Sitten wären. Sie hängen mit großer Liebe daran, sie eifern auch in ihrer Weise dafür. Mit Kajarnak's Wegen waren die Heiden durchaus nicht zufrieden. Auf jede mögliche Weise suchten sie ihn in das alte Wesen und Treiben zurückzulocken. Die Einen meinten, sein jetziges Leben sei ein Sklavenleben, seine Freiheit habe er mit der Knechtschaft vertauscht; Andere verspotteten bei ihm die Brüder, und meinten, die christliche Lehre sei eine verächtliche Lehre, ihre Anhänger verächtliche Menschen. Die Missionare sahen nicht ohne Besorgniß auf das Treiben der Heiden, sie fürchteten, Kajarnak möchte ihren Lockungen nicht widerstehen können. In seiner Aufrichtigkeit, die ein Grundzug seines Charakters war, klagte er den Brüdern ohne Rückhalt seine Noth. Offen erzählte er, wessen die Lehrer von den Heiden beschuldigt wurden. Dadurch war es ihnen möglich, daß sie den Lügen die Wahrheit entgegensetzen konnten. Und die Wahrheit bewahrte Kajarnak vor Abfall. Seinen Widersachern gegenüber zeigte der heidnische Mann ein festes, entschiedenes Wesen. Er ließ sich mit ihnen nicht in weitläufige Erörterungen ein. Auf ihre Verdächtigungen pflegte er kurz und bündig zu antworten, daß er bei den Lehrern bleiben werde, um das Wort Gottes, das ihm einmal so wohl geschmeckt habe, ferner zu hören.

Man dürfte nicht meinen, daß sich die Heiden durch Kajarnak's Entschiedenheit abgestoßen gefühlt hätten. Wir

finden das Gegentheil. Seine nächsten Freunde entschlossen sich sogar, wieder nach Neu-Herrnhut zu ziehen. Mit ihnen kamen noch einige andere grönländische Familien. Im Anfang des October 1738 wohnten auf der Station bei zwanzig Seelen. Ein Theil der Ankömmlinge verließ zwar bald den Ort, aber die Familie Kajarnak's blieb mit der seines Verwandten Simek den Brüdern treu. Sie trafen sofort Einrichtungen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Morgens und Abends hielten sie mit ihnen eine Betstunde, Sonntags erklärten sie einen Abschnitt der heiligen Schrift. Fünf Erwachsene, welche die meiste Hoffnung gaben, wurden in besonderen Unterricht genommen. Auch wurde mit fünf Kindern eine grönländische Schule eröffnet. Da hatten die Missionare vollauf zu thun. Namentlich machte ihnen die Schule viele Mühe und Arbeit. Die grönländischen Kinder waren ohne alle Zucht aufgewachsen; von Jugend auf war ihnen ein flatterhaftes Wesen eingepflanzt worden. Es hielt schwer, sie in Ordnung zu halten und ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu fesseln. Die Arbeit der Brüder wurde von den Eltern gar nicht unterstützt. Sie begriffen nicht, welchen Nutzen das Lesen und Schreiben ihren Kindern bringen könne. Nur durch viele gute Worte gelang es den Lehrern, die Kinder zum Schulbesuch willig zu machen.

So war der Anfang der Missionsthätigkeit gemacht. Alle Anfänge bringen große Schwierigkeiten mit sich; wir dürfen uns nicht wundern, auch darüber die Brüder berichten zu hören. Sie klagen nicht bloß über die Unbeständigkeit der Schulkinder; auch manche Erwachsene bereiteten ihnen Schmerz. Kajarnak blieb auf dem betretenen Wege. Als er einmal in dieser Zeit auf das Krankenlager geworfen wurde, zeigte seine Ruhe und Ergebenheit in Gottes Willen den seligen Wechsel, der mit ihm vorgegangen war. Denn die Grönländer fürchten Nichts mehr, als den Tod. Aber

die anderen Heiden machten den Brüdern manch' Herzeleid. Sie konnten sich nicht von ihren heidnischen Gewohnheiten und Lustbarkeiten lossagen. Gegen das Ende des Jahres 1738 wurden sie von ihren benachbarten Landsleuten zum Tanze eingeladen. Vergebens riethen ihnen die Missionare ab, die Meisten machten sich heimlich davon. Ueberhaupt waren die Heiden, wie Kinder, die einer beständigen Aufsicht bedürfen. Die Brüder mußten mit ihnen auf den Fischfang oder die Jagd gehen, um sie vor dem Rückfalle in heidnische Sünden zu bewahren. Waren sie selbst genöthigt, zur Herbeischaffung von Lebensmitteln auszufahren, so blieb einer von ihnen als Wächter über die schwachen Seelen zurück.

Im Anfange des Jahres 1739 wuchs die Zahl der Grönländer in Neu-Herrnhut so, daß die beiden Hütten ihnen kaum Obdach gewähren konnten. Die Heiden waren nicht aus Liebe zu den Brüdern gekommen, eine durch anhaltende strenge Kälte verursachte Hungersnoth hatte sie getrieben, bei den Europäern Hülfe zu suchen. Die Missionare nahmen sie dennoch gern auf, weil sie hofften, durch Darreichung leiblicher Wohlthaten ihre Herzen für die christlichen Wahrheiten empfänglich zu machen. „Da wir," schreiben sie, „vor ein paar Jahren in unserer äußersten Noth froh waren, wenn uns die Grönländer auf vieles Bitten einige Knochen, die sie nicht mochten, verkauften, dabei sie uns allen ersinnlichen Spott und Muthwillen anthaten, so haben wir jetzt von eben denselben Grönländern allemal fünfzehn bis zwanzig Personen um uns herumstehen, wenn wir essen, denen wir auch nach Nothdurft dienen, so viel wir können, zumal da es schon etliche Wochen lang so schlimmes Wetter ist, daß sie fast gar Nichts erwerben können. Wir glauben auch, daß unsere Handreichung bei diesem armen Volke nicht ohne Segen sein wird, wie es ihnen denn einen großen Eindruck machte, da wir ihnen sagten, daß unsere Brüder und Freunde uns darum

solche Wohlthaten sendeten, weil sie nach der Grönländer Heil und Seligkeit so begierig wären." Die Missionare wurden in ihren Erwartungen nicht ganz getäuscht. Einige der Heiden nahmen ihr Zeugniß mit Freuden an. „Ach," sagten sie, „so lange Zeit haben wir und unsere Vorfahren Nichts gewußt und geglaubt! Wer wollte nun nicht zuhören und glauben?" Als das Frühjahr herankam, baten sie die Brüder, sie nach ihren Wohnhütten zurückzuführen, und versprachen, im nächsten Winter wieder kommen zu wollen. —

Die Missionare beschränkten ihre Thätigkeit nicht auf Neu-Herrnhut. Sie suchten die Heiden auf den Inseln auf, gingen auch mit ihren Grönländern nach anderen Stellen des Landes, die mehr Nahrung boten. So finden wir Johann Beck im Februar mit den Bewohnern von Neu-Herrnhut in Kangek, damit der auf der Station begonnene Unterricht ununterbrochen fortgesetzt werde und neue Heiden gewonnen würden. Denn je mehr die Brüder das Elend des grönländischen Heidenthums kennen lernten, um so größer ward ihr Eifer, ihm mit der Predigt des Evangeliums entgegen zu arbeiten. Beck schreibt von Kangek an seine Mitarbeiter: „Wenn ich den Haufen dieser Menschen ansehe, wie sie ohne Gott leben, so wie sie die Natur treibt, so wird mir die große Liebe unseres treuen Heilandes auf's Neue sehr empfindlich und wichtig. Uns ist Barmherzigkeit widerfahren. Er hat uns, die wir weiland auch fremde und nicht sein Volk waren, nahe gebracht, daß wir nun wissen, was wir an Ihm haben, und dürfen uns alle Augenblick im Glauben zu Ihm nahen. O wären wir doch vermögend, Ihm seine Liebe und lautere Gnade zu vergelten! Aber wir können Ihm Nichts geben. Doch haben wir eins, das ihm angenehm sein wird, unser Herz. Ueberlassen wir Ihm das, so sind wir selig, und der Feind kann mit allem seinem Anhang uns nicht schaden: denn wir sind in seinen Wunden geborgen.

Aber es gilt wachen und beten, wenn wir den Sieg behalten wollen. Denn der Feind hat einen großen Zorn wider die, welche ihm schon entrissen sind, wie viel mehr wider uns, die ihm in seinem Reich Abbruch zu thun suchen. Ich merke und fühle hier seine listigen Anschläge und Versuchungen auf mancherlei Weise, aber der Herr giebt uns Sieg in Allem. Ihm sei Dank in Ewigkeit." — Von seinem zwölftägigen Aufenthalt auf Kangek und seiner dortigen Thätigkeit giebt Beck folgenden Bericht:

„Wir fanden hier auf einer Insel fünf Häuser, und wurden Alle in dem größten beherbergt. Abends hielt ich Betstunde mit den Unsrigen, darüber sich die Wilden sehr verwunderten. Den 3. Februar nach einem Liede und Gebete redete ich von der Liebe Gottes zu den Menschen, wie Er will, daß Allen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Mit einem Jeden der Unsrigen redete ich besonders, und ermahnte sonderlich den Mangek, daß er als der erste, der sich in unseren Unterricht begeben, unter den Anderen ein exemplarisches Leben führen möchte. Den 4. kamen von den anderen Inseln Viele nach Kangek zum Tanz. Das Haus war so voll, daß man nicht sitzen konnte. Wir wichen in ein kleines Häuschen und ließen sie die ganze Nacht durchlärmen. Nachdem sie ausgeschlafen hatten, redete ich Etwas zu ihnen von der Schöpfung, von dem Fall und von der Erlösung. Im Abendgebet wurde der Grönländer Megak, neben welchem ich auf der Pritsche schlief, sehr bewegt. Als wir uns niederlegten, wiederholte er das Gebet vielmal, und fragte, wie es denn zugegangen wäre, da uns der Heiland vom Teufel erlöset. Es war mir wichtig, daß er um eine solche Hauptmaterie fragte, und ich redete davon über eine Stunde lang mit ihm. Den 6. früh beim Erwachen fing er gleich wieder davon an. Nachdem ich Betstunde gehalten, ging ich über's Eis zu einer andern

Insel, um die Wilden zu unterrichten. Ihre Blindheit jammerte mich, desto mehr konnte ich die Gnade, die der Herr an Kajarnak und seinem Hause gethan hat, preisen, da mir der Unterschied so deutlich in die Augen leuchtete. Er verlangte sehr nach Neu-Herrnhut, weil ihm jetzt so bange unter dem Getümmel der Heiden ist. Als den Abend drei Männer, die auf die See gefahren, über die Zeit ausblieben, waren die Leute sehr verlegen. Ich tröstete sie mit der Hoffnung, daß sie vermuthlich darum so lange ausblieben, weil sie Etwas gefangen hätten, das sie mit Mühe herbringen müßten. Da sie nun zu Mitternacht mit zwei Seehunden kamen, meinten sie, ich könnte wahrsagen, und wollten nun allezeit meinen Worten glauben. Den 7. bei einer Rede von der Liebe des Herrn Jesu, daß Er in die Welt gekommen, uns mit Leiden und Sterben zu erlösen, waren sie sehr aufmerksam. Abends gingen sie doch wieder zum Tanz; Einige aber blieben bei mir und hörten mir fleißig zu. Die übrigen Tage bis zum 11. ging's ebenso. Bald waren sie begierig zu hören, bald wurden sie wieder hingerissen. Indessen hielt ich mit den Unsrigen, besonders mit den Kindern, die sehr begierig sind, fleißige Unterredungen von der Menschwerdung und dem Leiden und Sterben Jesu. Sie sehnten sich Alle, wieder zu Hause zu sein. Beim Abschied gab mir Megak einen Vogel zur Dankbarkeit, daß ich in seinem Hause geschlafen und ihm vom Heilande gesagt hatte. Es war mir eindrücklich, weil die Grönländer sonst lieber nehmen als geben."

Der fortgesetzte Unterricht, welcher dem Kajarnak und den übrigen Katechumenen ertheilt wurde, brachte manche liebliche Frucht. Sie waren nicht bloß lernbegierige Schüler, sondern empfanden auch in ihrem Gemüthe herzinnige Freude über die Erlösung durch Jesum Christum. So weit waren sie doch jetzt schon gekommen, daß ihnen die heidnischen Tänze

und Lustbarkeiten verhaßt waren, und daß sie gern alle Verfolgung, Schmach und Spott erduldeten, mit dem sie von den Heiden überschüttet wurden. Vor Allen war Kajarnak die Hoffnung der Brüder. Bei dem Unterrichte sah man ihn oft tief ergriffen. Sein Verlangen nach christlicher Erkenntniß war so groß, daß er nicht warten konnte, bis er gefragt wurde. Er pflegte den Lehrern Fragen vorzulegen, die sie ihm beantworten mußten. Oft betete er mit den Seinigen nach Beendigung des Unterrichtes; oder er hielt an sie eine kurze Rede, in welcher er zur Annahme der christlichen Wahrheiten und zur Aenderung ihres Sinnes ermahnte.

Wie Kajarnak, so war auch seine Frau gesinnt. Die Brüder hielten dafür, daß das Ehepaar der heiligen Taufe würdig sei, und ertheilten ihm einen besonderen Vorbereitungsunterricht. Am zweiten Ostertage, 30. März 1739, fand die Feier statt. Die Loosung war Hesek. 37, 26 bis 28: Ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen, und will sie erhalten und mehren, und mein Heiligthum soll unter ihnen sein ewiglich. Und ich will unter ihnen wohnen, und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein; daß auch die Heiden sollen erfahren, daß Ich der Herr bin, der Israel heilig macht, wenn mein Heiligthum ewiglich unter ihnen sein wird." Vor dem Taufacte legten die Täuflinge ihr Glaubensbekenntniß ab. Sie gelobten, allem heidnischen Wesen den Abschied zu geben, die Lehrer nie verlassen und dem Evangelio würdig wandeln zu wollen. Dann empfingen sie durch M. Stach die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes. Mit den Ehegatten wurden auch ihre beiden Kinder getauft. Kajarnak wurde Samuel, seine Frau Anna, sein fünfjähriger Sohn Matthäus, seine einjährige Tochter Anna genannt. — Die Feier machte

gesegneten Eindruck auf die Anwesenden. Die Täuflinge vergossen Freudenthränen. Die zuschauenden Grönländer waren tief ergriffen.

Die Erstlingsgarben aus der grönländischen Nation waren eingeerntet. Die Brüder freueten sich, wie sich die Schnitter freuen zur Zeit der Erndte. Das hofften sie gewiß, daß von nun an das Evangelium Jesu Christi auf Bahnen des Sieges durch das heidnische Land gehen werde. Aber wo das Wort Gottes kräftig ist, da regt sich auch die Feindschaft wider dasselbe. So war's zu jeder Zeit, so ist's in aller Welt, könnten wir erwarten, daß es in Grönland anders gewesen wäre? In die Freude zu Neu-Herrnhut mischte der alte böse Feind bitteres Leid. Vier Wochen waren nach dem Tauffeste verflossen, als eine Nachricht bei den Brüdern eintraf, deren Folgen alle ihre Hoffnungen zerknickten. Wie ein Nachtfrost legte sie sich auf die junge aufsprießende Saat. Samuel's Schwager, Innungeitsok, der ebenfalls zu Neu-Herrnhut wohnte, wurde in der Nähe von Kangek von einem wilden Haufen aus dem Norden überfallen und grausam ermordet, weil er, wie die Mörder sagten, den Sohn ihres Anführers todt gehext habe. Mit der Kunde von diesem Morde lief auch die ein, daß die Mörder dem Samuel Kajarnak und seinem zweiten Schwager Okkomiak ein gleiches Loos angedroht hätten. Die Grönländer geriethen dadurch in große Furcht. Zwar wurde der Mörder von den dänischen Kolonialbeamten gefangen genommen und bestraft, aber das Alles konnte die Furchtsamen nicht beruhigen. Samuel Kajarnak war eine Zeit lang unschlüssig, was er thun sollte. Endlich erklärte er den Brüdern, er müsse mit Okkomiak Neu-Herrnhut verlassen und bei seinen Verwandten im Süden einen Zufluchtsort suchen. Vergebens riethen ihm die Missionare von der Ausführung seines Entschlusses ab. Vergebens stellten

sie ihm die möglichen Folgen seiner Flucht für seine eigene Seele und für seine Kinder vor. Vergebens erinnerten sie ihn an sein Taufgelübde. Vergebens erboten sie sich, ihm so lange in ihrer Wohnung sicheres Obdach zu geben, bis die Mörder die Gegend verlassen hätten. Da sie mit allen ihren Versuchen, ihn zurückzuhalten, Nichts ausrichteten, so mußten sie ihn von sich ziehen lassen. Mit großer Betrübniß, mit schwerem Herzen nahmen sie von ihm Abschied. War Kajarnak stark genug, sich inmitten seiner heidnischen Landsleute, in Spott und Feindschaft, als Christ zu bewähren? Noch einmal vor seiner Abreise ermahnten sie ihn zur Treue, dann knieeten sie mit ihm nieder und empfahlen ihn in ihrem Gebete der Obhut des guten Hirten.

Also zog Samuel Kajarnak von dannen, ungewiß, ob ihm je wieder die Rückkehr zu den Brüdern möglich sein werde. Seinem Beispiele folgten die anderen Grönländer, in wenigen Wochen war fast kein Eingeborener in der Gegend von Neu-Herrnhut zu sehen. Alle Hoffnungen der Missionare waren dahin. Doch das, was ihnen Verlust zu sein schien, war der Ausbreitung des Reiches Gottes ein Gewinn. Die Geflüchteten brachten in ihre Heimath die Klänge des Evangeliums, das sie in Neu-Herrnhut kennen gelernt hatten. Zu ihrer großen Freude hörten die Missionare davon durch vorbeiziehende Südländer. Die kamen nach der Missionsstation und sagten, daß sie von ihren Landsleuten wunderbare Dinge von Gott gehört hätten und daß sie nun gern mehr davon hören möchten. Nach einiger Zeit fand sich der geflüchtete Simek mit den Seinen wieder ein, und beim Beginn des Winters kamen auch die während der letzten Hungersnoth unterhaltenen Heiden, ihrem Versprechen gemäß, wieder nach Neu-Herrnhut. Gegen das Ende des Jahres 1739 waren neun Familien bei den Brüdern. Ihre Missionsthätigkeit war nur kurze Zeit unterbrochen worden, sie setzten sie mit

den neuen Ankömmlingen in früherer Weise fort. Sichtbarer Erfolg ihrer Arbeit ist ihnen nicht geworden. Die meisten Grönländer zogen, nachdem die strengste Kälte überstanden war, wieder fort; im April 1740 folgten auch die wenigen Zurückgebliebenen. „Was nun von dem," sagen die Missionare, „so wir diesen Winter unter ihnen ausgestreut haben, wird beklieben sein, weiß der Herr. Wir haben zwar an diesem und jenem gesehen, daß sein Gewissen gerührt worden, aber die Macht der Finsterniß ist in ihnen noch zu stark. Wir ermahnten sie beim Abschied, daß sie das, was sie gehört, nicht vergessen, sondern demselben fleißig nachdenken, und die angebotene Gnade zur wahren Bekehrung ihrer Herzen ergreifen möchten. Sie schieden in Frieden, und wie Einige bezeugten, mit schweren Herzen von uns. Die armen Kinder, die diesen Winter so hübsch gelernt und eine besondere Liebe zu uns gefaßt hatten, dauerten uns am meisten, und wir hätten sie gern behalten, wenn sie die Eltern gelassen hätten. Wir gaben ihnen ihre Lesebüchlein mit, darin auch einige Gebete und allerlei Ermahnungen geschrieben sind, die Einige schon lesen können, mit der Erinnerung, daß sie aus denselben auch vor den Anderen lesen möchten. Die Heiden, die etliche Meilen weit um uns herwohnen, sind auch fleißig besucht worden, so oft es uns wegen Windes und Wetters möglich gewesen. Der Nutzen ist noch geringe; doch kommen dann und wann Einige und bitten, sie bald wieder zu besuchen. Ach, daß doch die Gnade ihre Herzen einmal recht ergreifen und erweichen könnte! Doch dem Herrn ist Nichts unmöglich. Er kann auch dem rufen, das noch nicht ist, daß es sei." —

Die Erfahrungen, welche die Brüder im Umgange mit den Heiden gemacht, wirkten wohlthätig auf die Weise ihrer ferneren Thätigkeit. Wie wir gesehen haben, so hatten sich M. Stach, Fr. Böhnisch und Joh. Beck im J. 1735

vereinigt, in ihrem Wirken sich die Predigt des Gekreuzigten zur Hauptaufgabe machen zu wollen. Allein der Beschluß wurde nicht immer befolgt; sie standen auch nicht in der rechten Einigkeit des Geistes, wie sie selbst bekennen, und daher blieb Manches, was sie mit einander berathen hatten, unausgeführt. Die Lehre von Gott und der Schöpfung, welche sie meist zuerst vortrugen, ließ die Herzen der Heiden kalt. Dagegen hatte die Geschichte des Leidens und Todes des Heilandes ein Fragen nach der Seelen Seligkeit unter ihnen erweckt. Damit war ihnen der Weg gewiesen, den sie bei ihrer Thätigkeit einzuschlagen hatten.

Bei der Visitation der grönländischen Mission, welche im Jahre 1740 der Bruder Andreas Grasmann hielt, wurde Mehreres über die Methode der Missionsarbeit verhandelt.*) Grasmann, beseelt von dem Geiste, welcher seit dem Jahre 1739 die Gemeinde in Herrnhut ergriffen und der besonders in dem Preise des gekreuzigten Gotteslammes seinen Ausdruck fand,**) wies die Brüder auf die

---

*) Vgl. Spangenberg, von der Methode der Brüder, das Evangelium unter den Heiden zu treiben, in dessen Schrift: Von der Arbeit der ev. Brüder unter den Heiden. S. 86 ff. — Spangenberg fürchtet, daß er die Brüder zu der früheren fruchtlosen Methode verleitet habe. Die ersten grönländischen Missionare besuchten ihn in Halle. „Da gab ich," sagt er, „ihnen ein Buch zu lesen, — ich verstand es eben auch nicht besser, — worin ein gewisser Theologus u. A. von der Methode redete, die Heiden zu überzeugen, und zu Christo zu bringen. Der liebe Mann hatte wohl in seinem Leben keinen Heiden gesehen, noch viel weniger bekehrt; er dachte aber doch, er könnte eine Anweisung dazu geben. Die Brüder befolgten dieselbe, es kam aber nichts heraus." —

**) S. Cranz, alte und neue Brüderhistorie, I. S. 230 f. und Cröger, Geschichte der ern. Brüderkirche, I. S. 256. — Vgl. auch Verbeek, Leben des Grafen Zinzendorf, S. 142 ff.

Predigt von Jesu Blut und Tod hin. Zehn Wochen hielt er sich in Grönland auf, sein Besuch ist von dauerndem Einflusse auf die Mission gewesen.*) Seine Ansprachen an die Heiden, deren Kern der Tod des Herrn war, ergriffen die Gemüther mit wunderbarer Gewalt; Schaaren von heilsbegierigen Hörern strömten herbei, das seligmachende Wort zu hören. In dankbarer Erinnerung an die Segnungen, welche der Mission von Grasmann's Besuche erwuchsen, schreibt Friedr. Böhnisch: „Seine mit Blut gesalbten Reden, sein ganzer Wandel gab uns einen tiefen Eindruck und lebendigen Abdruck von der Gemeine in unsere Herzen, daß wir auch von der Zeit an ein wahres Gefühl in's Herz bekamen von Jesu Blut und Tod und auch einen Blick in die arme Sünderschaft thaten. Von da an ging eine ganz neue Erweckung und Gnadenarbeit unter den Grönländern an, und man kann nicht genau sagen, wie viel Seelen durch das Zeugniß vom Lamm und Seinen Wunden sind angefaßt und überzeugt worden, indem wir nicht mehr nur vor Zelten und Häusern den gekreuzigten Gott, unser Lamm, Sein Blut und Seine Wunden verkündigten, sondern ganzen Schaaren von Hunderten und mehreren. Der Heiland schenkte uns auch einen solchen Zufluß in der Sprache, daß wir selbst darüber erstaunten, und wenn das Herz vom Blute und von den Wunden angefaßt und gerührt war, so quollen auch die

---

*) A. Grasmann berichtet in seiner eigenen Lebensbeschreibung (Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit, 1830. S. 219.) von seiner Visitationsreise sehr wenig. Er sagt nur: „Die europäischen Geschwister hatten große Freude über meine Ankunft; sie befanden sich eben in Hungersnoth, und ich brachte mit dem Schiff Proviant für sie mit. Ich fand mancherlei durchzureden, aufzuräumen und einzurichten, und der Heiland gab Gnade dazu, daß ich im folgenden Jahre mit einem ruhigen Herzen wieder nach Deutschland zurückreisen konnte."

nöthigen Ausdrücke heraus. Der Schall dieser neuen Lehre ist schon auf die 170 Meilen weit von uns erschollen, und hat sich durch die beständige Auf- und Niederfahrt der Grönländer allenthalben herum verbreitet. Wenn man jetzt mit einem Haufen Grönländer redet, und denkt, man hat lauter unbekannte und wilde Menschen vor sich, so kommt hier und da Ein's hervor und sagt: das hab' ich auch schon da und da gehört, und ist mir auch schon so in meinem Herzen gewesen, aber der Feind hat mich wieder davon abgebracht, ich will mich nun bekehren." Von der Zeit an ließen es sich die Brüder angelegen sein, Nichts Anderes zu wissen, als Christum, den Gekreuzigten. Sie erkannten, daß wenn einmal der Kern des Christenthums erfaßt war, auch die übrigen christlichen Lehren deutlicher wurden.*)

Grasmann kehrte im Juli 1740 von Grönland nach Europa zurück. Mit ihm reisete Matth. Stach zum Besuche der Gemeinde in Deutschland. Noch vor ihrer Abreise ward den Brüdern eine unerwartete große Freude zu Theil. Am 4. Juli feierte man in Neu-Herrnhut ein Hochzeitfest. Friedr. Böhnisch war an dem Tage mit der jüngeren Schwester des Matth. Stach, Anna, getraut worden.**) Während der Mahlzeit öffnet sich plötzlich die Thür, und wer tritt herein? — Samuel Kajarnak, ihr alter, treuer Freund und Bruder. Länger als ein Jahr war er abwesend gewesen, die Freude des Wiedersehens war groß. Mit ihm

---

*) Vgl. auch des Grafen Zinzendorf Ansichten in der „Instruction an alle Heidenboten," Büding. Samml. B. I. S. 669, und in „Methodus der Wildenbekehrung," ebendas. III. S. 90.

**) Die ältere Schwester Rosina Stach war seit dem 19. Aug. 1736 die Gattin Joh. Beck's.

kamen seine Frau und seine Tochter,*) sowie sein noch heidnischer Bruder Kujajak nebst dessen Sohne Kuanak. Größer noch als die Freude des Wiedersehens war die Freude der Missionare über die Treue gegen den Heiland, welche Kajarnak während seiner Abwesenheit bewahrt hatte. Er erzählte ihnen seinen Lebensgang durch das verflossene Jahr. In seiner südlichen Heimath war er der Missionar gewesen, denn er hatte es nicht lassen können, von seinem Herrn und Gotte zu zeugen, der sich so wunderbar an seiner Seele verherrlicht hatte. Anfangs war seine Botschaft von den Heiden mit Theilnahme und Verwunderung aufgenommen. Als sie ihnen aber etwas Altes geworden, wollten sie davon Nichts mehr hören. Sie hatten mit dem eifrigen Prediger ihren Spott und Muthwillen. Kajarnak trug alles Leid in Geduld, ohne sich dadurch in seinem Glauben wankend machen zu lassen. Da er aber sah, daß er mit seinem Zeugnisse Nichts ausrichte, so zog er sich in die Stille zurück. Täglich versammelte er seine Familie zum Gebet. Zuletzt aber, sagte er, habe er seiner Sehnsucht, die Brüder wiederzusehen, nicht widerstehen können; er werde nie wieder Neu-Herrnhut verlassen, denn er habe auch abwesend die Liebe der Missionare zu ihm erfahren. Nach seiner Rückkehr unterstützte Kajarnak treulichst die Arbeiten der Heidenboten.

Nach Grasmann's und Matth. Stach's Abreise wurde den zurückgebliebenen Brüdern manche ermunternde Frucht ihres Wirkens zu Theil. Wir haben darüber schon oben Friedr. Böhnisch berichten hören. — Ehe das Jahr

*) Seinen Sohn Matthäus hatte Kajarnak bei den Verwandten im Süden zurückgelassen, damit er, wie der Vater sagte, den Freunden Gelegenheit gebe, nach Neu-Herrnhut zu kommen und das Evangelium zu hören.

1740 zu Ende ging, konnte Johann Beck einer grönländischen Jungfrau die heilige Taufe ertheilen. Pussimek, — so heißt ihr heidnischer Name, — hatte durch eine Predigt ein lebendiges Gefühl von ihrem sündlichen Verderben bekommen. Man hörte sie einmal in der Versammlung unter einem Thränenstrom seufzen: „O Herr, laß dein Licht durch die sehr dicke Finsterniß durchbrechen.“ — Ein ander Mal wurde sie auf den Knieen betend hinter einer Klippe gefunden. Man hörte sie diese Worte sagen: „Ach Gott, du weißt, daß ich von unseren ersten Eltern her sehr verdorben bin; erbarme dich über mich!“ — Auf die Frage, was sie da mache, erwiderte sie: „Weil ich nun anfange, zu glauben, so bete ich alle Tage in der Stille zu Gott, daß Er mir wolle gnädig sein.“ — Die Brüder nahmen sie in ihren besonderen Unterricht. Als sie bei demselben zu fleißigem Gebet ermahnt wurde, betete sie unter Thränen: „Ach Jesu, mein Herz ist sehr verdorben; mache mich doch recht betrübt darüber; weil du es so haben willst, nimm die bösen Gedanken von mir weg, und richte mein Herz zu, daß es dir gefällig werde. Und weil ich dein Wort noch nicht weiß, so gieb mir deinen Geist, der mich unterrichte.“ — Die Heiden sahen auf Pussimek mit Spott und Verachtung. Ihre Hausleute zeigten sich gegen sie sehr hart. Sie wollten ihr sogar den Besuch der Versammlungen bei den Brüdern nicht mehr erlauben. Als sie die Station verließen, wurde die Jungfrau gezwungen mitzugehen.

Wenige Tage nachher fand sie sich jedoch wieder in Neu-Herrnhut ein. Sie bat die Missionare, sie als Magd aufzunehmen, damit sie in ihrem steten Umgange von dem Heilande hören könnte. „Bei dieser Person,“ schreiben die Brüder, „spürte man ein besonderes Verlangen, die Kraft des Blutes Jesu zu erfahren. Sie wurde nie müde, davon zu hören, und fing gar bald an, es vor Anderen zu bekennen.

Wenn Heiden zum Besuche kamen, so war sie gleich unter denselben, und bezeugte ihnen, gefragt und ungefragt, warum sie sich hier aufhalte, was sie schon bei dem Zeugnisse von Jesu Leiden erfahren, und wie sie dessen so gern ganz theilhaftig werden wolle, wodurch allezeit etliche, und manchmal noch ganz fremde, gerührt worden. Man nahm sie also in eine nähere Zubereitung zur Taufe und suchte ihr von der Einsetzung, Absicht und Wirkung dieses heiligen Sakramentes einen rechten Begriff zu machen. — Ihr Schluß ist nun fest, daß sie nicht mehr glaubt, weil wir es ihr gesagt haben, daß Jesus der Sünder Freund ist, sondern weil sie es selbst an sich erfahren hat." — Da die Brüder von der Aufrichtigkeit ihres Bekenntnisses überzeugt waren, so wurde Pussimek am 30. October 1740 von J. Beck getauft. Sie erhielt den Namen Sarah. Viele Grönländer wohnten der Tauffeier bei, Einige zeigten tiefe Rührungen. „Gelobet sei die Gnadenzeit!" rufen die Missionare aus.

Samuel Kajarnak und Sarah Pussimek haben das Licht, welches die Gnade in ihnen entzündet, nicht unter den Scheffel gestellt. Ihr Beispiel brachte die heidnischen Landsleute zum Nachdenken. Sie sahen die selige Freude der Christen und sehnten sich darnach, gleichen Glückes theilhaftig zu werden. In Wort und Wandel legten Samuel und Sarah ein gutes Bekenntniß ab, mit einem Eifer, einer Liebe, über welche die Grönländer erstaunten. Die Brüder nahmen die beiden Bekehrten häufig auf ihre Besuchsreisen mit. Ihre einfachen, innigen Zeugnisse wirkten mehr, als alle Auseinandersetzungen der christlichen Lehrer. So bezeugte einmal ein Heide den Brüdern, ihm sei der Name des Heilandes so tief in das Herz gedrückt, daß er, wo er gehe und stehe, Jesuna, d. h. Ach, Jesu, seufze. Er hatte das Wort mehrere Male in den Gebeten der Christen aussprechen gehört. Früher hatten die Heidenboten Nichts als Unempfäng-

lichkeit unter den Grönländern gefunden, jetzt konnten sie die willige Annahme ihrer Predigt rühmen. Von einer Reise nach dem Süden berichten sie also: „Der Heiland gab unserem Zeugnisse Eingang und wurde in den fünf Tagen fast keine Rede gehalten, daß nicht einige Herzen gerührt wurden. Wir sehen augenscheinlich, daß der Herr sich aufgemacht hat, auch in Grönland, das so lange wüste gelegen, Sein Zion zu bauen. Indessen hat Samuel zu Hause fleißig Betstunden mit den Grönländern gehalten, und die Sarah hat auch nicht still gesessen unter ihrem Geschlecht und bei den Kindern. Besonders hält sie mit denen, die von der Gnade ergriffen sind, fleißig Unterredungen von ihres Herzens Zustand, weiset sie nach ihrer eigenen Erfahrung mit allem Elend zu dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat, und sucht also bei allen Gelegenheiten mit dem ihr anvertrauten Pfunde zu wuchern." — Und gegen das Ende des Jahres 1740 heißt es im Tagebuch eines der Missionare: „Als ich in der Versammlung von Jesu Wunden und Nägelmalen redete, regte sich eine unsichtbare Kraft an meinem und Aller Herzen. Es ist eine Zeit her ein besonderer Lebensgeist unter uns, daß fast keine Seele ungerührt bleibt, und auch die kleinen Kinder, die noch saugen, anfangen, von dem Namen Jesu und Seinem Blut zu lallen.

Da ist die Hand, Herr, hilf's uns thun,
Wir wollen Dir Gehülfen werden
In Deinen seligen Beschwerden,
Bis wir an Deinen Wunden ruhn".

Sarah Pussimek wurde noch mehrere Jahre der Mission erhalten, aber mit Samuel Kajarnak eilte der Herr aus der Zeit. Er sollte, wie er der erste Getaufte war, auch der erste christliche Grönländer sein, der durch den Tod in die Gemeinde des Himmels abgerufen wurde. Der

Leser wird den Mann so lieb gewonnen haben, daß er gern von seiner letzten Lebenszeit hören wird.

Die Brüder fanden bei ihm bis an sein Ende manche Hülfe in ihrer Arbeit. Er besaß eine große Gewandtheit in seiner Muttersprache; selten ließ sie die Brüder, wenn sie um ein Wort oder einen Ausdruck verlegen waren, im Stich. Als gegen das Ende des Jahres 1740 die Zahl der heilsbegierigen Grönländer zu Neu-Herrnhut sich mehrte, hielten die Brüder es für wichtig, wenn den Heiden die Evangelien in die Hände gegeben werden könnten. Sie machten sich sofort an die Uebersetzungsarbeit; Samuel Kajarnak und Sarah Pussimek unterstützten sie dabei nach Kräften. Für ihr inneres Leben zogen die beiden jungen Christen aus der Beschäftigung mit der heiligen Schrift reichen Gewinn. Die Missionare sahen in ihnen dereinstige wackere Gehülfen der Mission, und ließen es sich angelegen sein, sie immer tiefer in die Erkenntniß der christlichen Wahrheiten einzuführen. Namentlich machte ihnen Samuel Kajarnak viele Freude. Er war ein Mann des Glaubens und des Gebetes. Wenn er Etwas auf dem Herzen hatte, so pflegte er sein Anliegen dem Herrn mit den Worten vorzutragen: „Mein Heiland, ich weiß, daß dir Alles möglich ist. Weil du uns nun befohlen hast zu beten, wenn uns was fehlt, so bitte ich dich, erhöre mich auch jetzt.“ Als seine Frau Anna auf das Krankenlager geworfen wurde, hörte er nicht eher mit seiner Fürbitte auf, als bis sie genesen war. Man könnte sagen, er habe sie gesund gebetet. Wie im Kreise der Brüder und seiner Familie, so zeigte er auch unter den Heiden ein rechtschaffenes Christenthum. Im Dezember 1740 besuchte er mit seinem Bruder Kujajak seine Landsleute. Sie rüsteten sich gerade auf das Sonnenfest, an welchem sie ihre Freude über die Rückkehr der Sonne auf die ausgelassenste Weise kund geben. Die Festfeier besteht in Tanz und

Schmaus. Kajarnak wurde von ihnen zur Theilnahme an ihren Lustbarkeiten eingeladen. Er aber wies sie ab. „Ich habe eine andere Freude," sagte er, „weil eine andere Sonne, nämlich Jesus, in meinem Herzen aufgegangen ist. Ich habe auch nicht Zeit dazu, weil ich zu meinen Lehrern eile, die nun bald ein großes Fest darüber haben, daß der Schöpfer aller Dinge als ein armes Menschenkind zur Welt geboren worden, um uns zu erlösen." Darauf redete er zu den Heiden über die Offenbarung Gottes im Fleische. Voll Staunens hörten sie seinen Worten zu. Als er von ihnen Abschied nahm, luden sie ihn für spätere Zeit zur Theilnahme am Tanze ein, da er ja jederzeit ein Meister in dieser Kunst gewesen. Samuel Kajarnak aber antwortete kurz: „Glaubt mir doch, daß das mein ganzer Ernst ist, was ich vorhin gesagt habe." —

Sein entschiedener Widerwille gegen das heidnische Treiben, seine innige und aufrichtige Anhänglichkeit an die Brüder, sein lebendiges und freudiges Bekenntniß des Herrn trug dem Christen gar manchen Spott der Welt ein. Er war seinen Feinden ein Dorn im Auge. Sie suchten ihm auf jede mögliche Weise ein Leid anzuthun. Einmal gingen sie darauf aus, sein eheliches Glück zu zerstören, seinen ehrlichen Namen zu schänden. Während seiner Abwesenheit erzählten sie seiner Frau, daß er ihr untreu geworden und eine seiner Mägde zum Nebenweibe genommen habe. Fanden diese Beschuldigungen auch bei der Anna keinen Glauben, so thaten sie doch dem Geschmäheten sehr weh. Er war tief gekränkt. „Wir sehen nun," schreiben die Heidenboten, „daß ihn der Heiland seiner schönen Schmach immer mehr theilhaftig macht. Er gibt ihm aber auch durch das Bundesblut immer mehr Kraft, Ihm dieselbe willig nachzutragen."

Durch alle Feindschaft ließ sich Samuel Kajarnak nicht irre machen. Er ging festen Schrittes nach wie vor

seinen Weg. Er wußte und erfuhr, welch' einen köstlichen Schatz der Mensch in der Nachfolge Jesu Christi findet. Darum wurde er auch, so lange es für ihn Tag war, nicht müde in seiner Arbeit. —

Im Januar 1741 finden wir ihn in Gemeinschaft mit einem Missionar längere Zeit auf Kangek thätig. Der Bericht über den Aufenthalt unter den Grönländern zeigt uns die einzelnen Erfahrungen des Missionslebens. Ich theile ihn hier mit.

„Den 10. Januar. Weil unsere Grönländer nach Kangek fahren wollten, ihre Freunde zu besuchen, so fanden wir für gut, daß Einer von uns mitführe, um sowohl sie, als die daselbst Wohnenden zu unterrichten. Wir kamen glücklich auf einen Platz, wo sechs Häuser stehen und viele Menschen sind. Des Abends redete ich und Samuel mit den Mannsleuten, und die Sarah machte sich aus freiem Trieb an die Weibsleute, Kuanak aber an die Knaben. Uebrigens führen sie einen stillen Wandel. Den 12. ging ich mit ihnen zu Lande auf einen anderen Platz, wo vier Häuser stehen. Wir sprachen mit den Leuten und merkten eine Bewegung. In einem Hause aber konnten wir Nichts reden, weil sie vor Weinen über einen Todten nicht hören wollten. Den 13. gab mir der Heiland Gnade, mit Eindruck von Seinem Leiden zu reden. Es wurde ein Gemurmel unter ihnen. Einige nahmen das Wort an und wurden begierig, noch mehr davon zu hören. Andere aber beklagten sich heimlich, daß wir sie damit in ihren Ergötzlichkeiten störten. Mein Herz freut sich, wenn ich unsere Getauften ansehe, wie sie das, was sie zu Hause gesammelt haben, auszustreuen suchen, und ich sehe, daß es der Heiland segnet. Die Uebrigen sind schlecht daran. Mit den Wilden können sie es nicht mehr halten, denn das Wort, das sie täglich hören, überzeugt sie; und sie haben doch keine Kraft zum Durchbrechen. Unter

den hiesigen Einwohnern sind Viele sehr gerührt. Wir hatten mit ihnen ein gesegnetes Gespräch bis in die späte Nacht. Den 14. gingen wir wieder nach Kangek. Der Heiland gab uns Gnade, die Heiden recht gründlich von ihres Herzens Beschaffenheit zu überzeugen. Einige bekannten die Betrügerei ihrer Zauberkunst, und Kaßiak, der große Hexenmeister, fängt an, sich zu schämen. Des Abends fing einer an zu singen und zu tanzen. Ich ging zu ihm und fragte ihn, ob er wohl wüßte, was der Heiland gethan, auf daß Er uns erlösete? Er sagte: Nein. Darauf bezeugte ich ihm, wie Er sich Seine Hände und Füße mit Nägeln durchgraben lassen, und wie Sein Mund mit Galle und Essig getränkt worden, um den sündlichen Mißbrauch unserer Glieder zu büßen und sie zu Seinem Dienste zu heiligen. Darüber wurde er geschlagen. Von dieser Materie redete ich mit den Leuten den ganzen Abend, und es war mir recht wohl unter ihnen. Den 15. war eine besondere Regung der Gnade unter den Mannsleuten, da ich mit ihnen von der Versöhnung im Blute Christi redete. Den 16. besuchten wir einen anderen Ort. Die Kangermer denken nur immer, es müsse Alles aus dem Buche hergelesen werden, und wenn man kommt, fragen sie gleich, ob wir die Bücher haben. Die Sarah bezeugte ihnen, der heilige Geist sei der beste Lehrmeister; wenn der im Herzen regiere und das Wort Gottes zur Wahrheit in der Seele mache, so könne man auch ohne Buch reden. In Tettamak's Hause bewies sich die Gnade sehr kräftig, und Einige bekannten, daß sie verdorben wären und einen Erlöser nöthig hätten. Den 18. war ein gewaltiger Sturm, der die Fenster einriß und viele Sachen von ihren Booten in die See führte. Ich stellte ihnen dabei die Allmacht des Heilandes vor, und wie Er es mit ihnen und allen Geschöpfen in einem Augenblick ein Ende machen könne: Er warte aber jetzt noch auf ihre Bekehrung, weil Er

ihre Seelen lieb habe und noch eine Menge zur Beute für Sein Leiden haben müsse. Einige begehrten, daß ich um Abwendung des Sturms beten sollte. Ich fragte: Wenn sie sich fürchteten, so sollten sie beten. Sie könnten nicht, antworteten sie; und ich wollte nicht, versetzte ich, weil ich dächte, der Heiland wolle es so haben, daß es auch einmal stürmen sollte. Den 19. besuchten mich Einige, denen stellte ich vor, wie sie schon so viele Jahre von Gott gehört, und wie sie sagten, auch an Ihn glaubten und Ihn in der Noth anriefen; von Jesu aber, warum Er in die Welt gekommen, und was er uns durch Sein Leiden und Blutvergießen erworben, hätten sie noch keinen rechten Begriff, noch weniger lebendige Erfahrung, möchten auch lieber von anderen Sachen, als just von dem Einigen Nothwendigen hören. Sie gestanden es, begehrten mehr Unterricht und baten, daß wir, wenn wir nicht selber kommen könnten, doch den Samuel fleißig schicken sollten, sie zu unterweisen. Den 20. redete ich von der Auferstehung des Heilands und ermahnte sie, vom Sündenschlafe aufzustehen. Es war ihnen eindrücklich und Viele resolvirten, mit uns zu fahren, um noch mehr Unterricht vom Heiland zu bekommen. Abends zeugte Samuel besonders lebhaft von dem blutigen Versöhner, daß Er seine Glieder in einen so schmerzlichen Tod gegeben, damit wir unsre Glieder nicht mehr zur Sünde anwenden sollten, sondern zu Waffen der Gerechtigkeit brauchen könnten, so lange wir lebten. Den 23. war stürmisch Wetter. Weil sie nun keine Speise hatten, so zeigte ich ihnen, daß Gott die Menschen nicht von Herzen plage und betrübe, sondern sie nur zum Nachdenken zu bringen suche, damit sie Ihn in Seinen Werken erkennen, Ihm für Seine Gaben danken und dieselben nicht zur Sünde und Ueberfluß mißbrauchen sollten. Den 24. erinnerte ich sie nochmals an Alles, was sie diese vierzehn Tage von der Liebe des Heilandes zu ihren Seelen

gehört hatten, empfahl sie Seiner Gnade und invitirte diejenigen, die Lust zu Gottes Wort hätten, zum Besuch. Es folgte uns auch eine Familie zu unserem Hause." —

Nach der Rückkehr von Kangek setzte Samuel Kajarnak seine Thätigkeit in Neu-Herrnhut fort. Er half den Brüdern bei der Uebersetzung der heiligen Schrift, besuchte auch die in der Nähe wohnenden Heiden auf's fleißigste. Das war ihm immer ein großer Schmerz, wenn er nach Hause zurückkehren mußte, ohne auch nur den geringsten Segen seines Zeugnisses gesehen zu haben. Unter Thränen flehete er den Heiland um Gnade für sein unglückliches und elendes Volk an. Wie freuete er sich dagegen, wenn seine Worte Eindrücke in den Herzen hinterließen! Eine solche Freude wurde ihm noch kurz vor seiner letzten Krankheit bei einem erneuerten Besuche auf Kangek zu Theil.

Am 21. Februar 1741 wurde Samuel Kajarnak von einem heftigen Husten und Seitenstechen befallen. Als ihn die Brüder besuchten, sprachen sie zu ihm von der Vergänglichkeit dieses Lebens und von der gläubigen Hingabe an den Heiland. Aber der Kranke wurde während des Gesprächs so erschöpft, daß er nicht sehen und hören konnte. Als er sich wieder etwas erholt hatte, hörte man ihn unter seinen heftigen Schmerzen so herzlich und zuversichtlich beten, daß die Umstehenden tief ergriffen wurden. Es war von Anfang der Krankheit an wenig Hoffnung für seine Genesung. Nach kurzer Zeit mehrten sich seine Schmerzen so, daß er kaum athmen konnte. Der Kranke trug seine Leiden getrost. Seine Seele ruhete in dem Schooße seines Herrn. Bei ihm suchte er seinen Trost; die irdischen Dinge waren ihm gleichgültig. Wenn seine Hausleute wohl davon mit ihm sprechen wollten, sagte er, man solle ihm sein Herz nicht schwer machen, er habe den Heiland in seinem Sinn und Herzen. Die Seinigen, die über seine Krankheit in Trauer waren, suchte

er zu beruhigen. Als sie weinend sein Lager umstanden, sagte er: „Betrübet euch doch nicht um mich, ihr habt es ja oft gehört, daß die Gläubigen, wenn sie sterben, zum Heilande in die ewige Freude kommen. Ihr wisset, daß ich von euch der erste gewesen bin, der sich zum Heilande bekehrt hat; und nun ist es sein Wille, daß ich der erste sein soll, zu Ihm zu kommen. Wenn ihr Ihm treu seid bis an's Ende, so werden wir einander wiedersehen vor des Lammes Thron und uns über die Gnade, die Er an uns gethan hat, ewiglich freuen. Indessen wird Er euch Alle und besonders meine Frau schon zu ernähren wissen."

Samuel Kajarnak fühlte, daß seine letzte Stunde nahe sei. Er bestellte sein Haus. Was er noch für diese Welt auf dem Herzen hatte, legte er offen den Missionaren vor. Seine Hauptsorge waren seine Kinder. Matthäus war noch nicht aus dem Süden zurückgekehrt, am 1. Januar 1741 war dem Vater ein zweites Söhnlein geboren worden. Der Sterbende bat die Brüder, sie möchten nach seinem Tode die Waisen als ihre Kinder ansehen und, falls Anna, seine Frau, Neu-Herrnhut verlassen sollte, bei sich behalten. Als die Brüder nach einem Gebete einige Liederverse sangen, stimmte er manchmal mit ein. Von Tage zu Tage wurde Kajarnak schwächer. Als die Missionare am 26. Februar bei ihm waren, sprachen sie mit ihm von dem Lamme Gottes, welches der Welt Sünde trägt, von der Angst und Pein, die der Heiland erduldet habe, um die Menschen von ewiger Angst und Pein zu erlösen. Freudig bekannte Kajarnak: „Ich weiß wohl, daß meine Schmerzen Nichts sind gegen das, was der Heiland für mich ausgestanden, ich glaube auch, daß ich mit meinem bösen Leben nicht nur viel größere Leibesschmerzen, sondern auch die ewige Verdammniß verdient habe, aber ich glaube auch gewiß, daß der Sohn Gottes darum auch ein Mensch geworden und Sein Blut vergossen hat,

damit Er mich von allen Sünden erlösen und mir das ewige Leben schenken möchte." — Der folgende Tag (27. Febr.) war sein Todestag. Früh Morgens hatten die Brüder mit ihm noch ein Gespräch über Matth. 10, 22: Wer beharret bis an's Ende, der wird selig werden. Das Wort gab ihm Stärkung in seiner letzten Stunde. — Am Nachmittage besuchte ihn mit den Brüdern ein dänischer Missionar von Godthaab, wo man mit vieler Theilnahme von dem nahen Ende des treuen Mannes gehört hatte. Sie redeten mit dem Kranken von der Freundlichkeit des Herrn. Während der Rede legte Kajarnak den Kopf in die Hände, wie wenn er schlafen wollte. Ja, ihm sollte der Tod ein Schlaf werden. Die Missionare knieeten an seinem Bette nieder und empfahlen seine Seele der Gnade Gottes. Als sie aufstanden, war Kajarnak entschlafen. —

Am 28. Februar sah man auf dem neuen Gottesacker zu Neu-Herrnhut ein offenes Grab. Es war das erste, das auf dem Begräbnißplatze gegraben worden. Dahin bewegte sich vom Missionshause aus ein großer Leichenzug. Man begrub den seligen Samuel Kajarnak. Vier grönländische Knaben trugen den Sarg. Ihm folgten die Missionare und Kaufleute, die Bootsleute und Eskimo, welche von Godthaab herübergekommen waren; an sie schlossen sich die Freunde von Neu-Herrnhut. In dem Trauerhause sprach, nachdem einige von des Seligen Lieblingsliedern gesungen waren, ein Brüdermissionar über die Worte Joh. 5, 24 bis 29; die Grabrede hielt der dänische Missionar über das Wort Joh. 11, 25. — Darauf knieete die Versammlung nieder in den Schnee und pries den Herrn für die Gnade, die er dem Todten wie den Lebenden erwiesen.

„Nun, herzensgeliebte Brüder," schreiben die Missionare von Neu-Herrnhut, „ihr könnt leicht erachten, wie uns auch bei diesem Vorfall zu Muthe gewesen sein mag. Wenn wir

unsere Vernunft zu Rathe ziehen wollten, so wüßten wir nicht, was wir dabei denken sollten. Denn wir wissen am besten, was wir an diesem unserem seligen Bruder gehabt haben, insonderheit beim Uebersetzen, da wir ihm einen Vers nur mit halben grönländischen Worten sagen durften, so wußte er ihn nach der gewöhnlichen grönländischen Mundart zusammenzusetzen. Wir haben diesen Winter augenscheinlich an ihm wahrgenonmen, daß der Heiland mit ihm zur Vollendung eilte. Er war ein munterer Zeuge unter seinen Landsleuten und sowohl in Worten als im Gebet gesalbt, ernstlich und ordentlich. Wir haben gesehen, daß sein Zeugniß an vielen Seelen Segen geschafft hat und erfahren es nun hintennach, daß auch durch seinen Heimgang mehr Bewegung und Leben unter seine Landsleute gekommen ist." —

Wir aber, lieber Leser, setzen dem seligen Samuel Kajarnak auf sein Grab das Wort der Schrift 1. Cor 15, 42. 43:

Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich.
Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit.
Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft.

Ich weiß, daß du barmherzig bist,
O Gotteslamm, Herr Jesu Christ,
Du blutiger Versöhner:
Du gabst mit süßem Friedenston
Mir volle Absolution;
Kein Zuspruch dünkt mich schöner;
Mein Herz
Voll Schmerz
Und voll Wehmuth,
Sank in Demuth
Dir zu Füßen,
Um mit Thränen sie zu küssen.

Nun bin ich innig wohlgemuth
In der Gemeine, durch dein Blut,
Das du für mich vergossen.
Ich habe meine Herzensfreud
An dir und ihr, zu aller Zeit,
Als ein's der Mitgenossen:
Und ich
Darf mich
Durch's Erwählen
Gottes, zählen
Zu den Leuten,
Welche deinen Ruhm ausbreiten.

(Joh. Beck.)

Viertes Kapitel.

Die Eskimo-Gemeinde zu Neu-Herrnhut.

Schlaget die Sichel an, denn die Ernte ist reif.
Joel 3, 18.

Man könnte sagen, das Ende des seligen Samuel Kajarnak habe den Heiden eindringlicher die Herrlichkeit des Evangeliums bezeugt, als sein Leben und Wandel. So ruhig, so freudig, so zuversichtlich war nie ein Grönländer in den Tod gegangen; das wurde den Lebendigen gewiß, daß eine Religion, die also sterben lehre, etwas Besonderes sein müsse.

Tiefe Eindrücke hatte das Scheiden des Erstlings auf seine Familie gemacht. Seine hinterlassene Wittwe, Anna, gedachte oft seiner letzten Worte. Sie bewies es in ihrer Trauer, daß sie nicht mehr zu den Heiden gehörte, die an den Gräbern der Ihrigen keine Hoffnung haben. Die Brüder ehrten den letzten Wunsch des Entschlafenen. Sie sorgten für seine Gattin und seine Kinder auf das Treulichste. Damit die Anna durch etwaigen Mangel nicht zur Rückkehr zu ihren heidnischen Verwandten gezwungen würde, so nah-

men die Missionare sie in ihr Haus auf, bis sich für sie ein Unterkommen in einer grönländischen Familie finden würde. — Samuel's Bruder, Kujajak, der bisher ein halbes, unentschiedenes Wesen gezeigt, erklärte nach des Bruders Tode den Heidenboten: „Ich bin zwar noch nie gewiß gewesen, ob ich bei euch bleiben will. Da ich aber gesehen, wie treulich mein Bruder beim Heiland ausgehalten, und wie freudig sein Ende gewesen, so reut es mich sehr, daß ich die Worte des Heilandes nicht besser wahrgenommen habe und bin nun entschlossen, dem Exempel meines Bruders zu folgen, damit ich auch mit Freudigkeit sterben möge, wenn es Gott gefällt." — Wie der Vater, so war auch sein Sohn Kuanak gesinnt. Er gab den Brüdern viele Hoffnungen. Oft fand man ihn im einsamen Gebet. Ungern machte er mit dem Vater die des Unterhaltes wegen nothwendigen Reisen, weil er auf ihnen mit den heidnischen Bewohnern in Berührung kam. „Bei den Wilden," sagte er einmal, „ist mir oft sehr bange; daher bitte ich den Heiland, daß er mir Gnade und Kraft gebe, damit ich mich nie von Ihm verirre; denn ich finde nirgends Ruhe, als wenn ich mich zu Jesu Füßen werfe, und Ihm mein Herz darlege, wie es beschaffen ist."*) —

Vor Kurzem war in Kangek ein heidnischer Jüngling, Arbalik, zum Besuche der Missionare angeregt worden. Er hatte früher ein Angekok werden wollen und war bereits

---

*) Kujajak erfüllte die Erwartungen der Brüder nicht. Er hielt sich zwar noch eine Zeitlang in Neu-Herrnhut auf, aber er blieb ein Heide. Im folgenden Winter zog er mit seinem Sohne nach dem Norden, kam aber unterwegs um's Leben. Kuanak, der nur gezwungen dem Vater gefolgt war, kehrte nach dessen Tode als ein armer Krüppel zu den Missionaren zurück.

in die Lehre bei den Zauberern gegangen. Jetzt kam er nach Neu-Herrnhut mit heilsbegierigem Herzen. Während eines zweimonatlichen Unterrichts ließ es sich gut mit ihm an. Die Brüder hofften, in ihm dereinst einen wackeren Gehülfen an des seligen Samuel's Stelle zu finden. Allein sie konnten seinen Unterricht nicht fortsetzen, da Arbalik von seinen Zeltgenossen gezwungen wurde, auf die Jagd und den Fischfang auszugehen. Alle angewendete Mühe schien verloren. Der Jüngling hatte jedoch seine Lehrer so lieb gewonnen, daß er sie von Zeit zu Zeit besuchte. Sobald es ihm möglich war, sagte er sich mit seiner Mutter von seinen bisherigen Freunden los und kam nach Neu-Herrnhut zurück. Die Ankömmlinge fanden in einem für sie eingerichteten Zelte Aufnahme. Zu ihnen zogen auf der Brüder Wunsch Anna mit ihren Kindern und Sarah Pussimek. Arbalik wurde der Ernährer der kleinen Familie. Sie war die einzige, welche während des folgenden Sommers bei den Missionaren blieb.

Beim Herannahen des Winters schlugen drei andere Familien ihre Winterhütten auf der Missionsstation auf. Die Heidenboten nahmen sie in ihren Unterricht, wobei ihnen die im Oktober 1741 fertig gewordene Uebersetzung der Harmonie der Evangelien treffliche Dienste leistete. Auch begannen sie mit acht Kindern die Schule. „Nun, lieben Brüder," so schließen sie ihr Tagebuch vom Jahre 1741, „ihr werdet aus diesen Nachrichten ziemlich ersehen, was der Heiland sowohl an uns, als an den Grönländern bisher gethan hat. Wir finden zwar Materien genug, Ihn für Seine Barmherzigkeit und den Beweis Seiner Gnade und Herrlichkeit anzubeten: wenn wir uns aber vor Seinem Angesichte prüfen, so müssen wir auch mit Wehmuth und Beugung bekennen, daß wir in Wahrheit elend sind. Unser Bitten und Flehen geht dahin, noch ärmer und elender in unseren Augen, aber

auch im Blute des Lammes immer kräftiger zu werden, damit wir unter den Heiden getrost und im Glauben fortarbeiten mögen, bis ein Haufen Grönländer mit uns zu den Füßen des Lammes, das Sich für uns zu Tode geblutet hat, niederfallen und anbeten. Er wird's thun, Er hat's gesagt, und wir glauben's." — Die Hoffnungen der Brüder blieben nicht unerfüllt. Sahen sie auch nicht solche Wirkungen des Wortes Gottes, wie an Samuel Kajarnak, so wurde doch hier und da unter den Heiden ein Fragen nach der Seligkeit laut, das auf eine baldige reiche Ernte hinwies. Jetzt kamen sie nicht mehr mit der alten Entschuldigung: „Ihr seid andere Menschen, als wir, das ist eure Profession, ihr habt genugsame Zeit und Fähigkeit, der Sache nachzudenken." An ihren christlichen Volksgenossen sahen sie, zu welchen seligen Leuten die Gnade Jesu Christi auch die Grönländer machen könne. Die Brüder fanden die Herzen oft durch die Gespräche und Zeugnisse der wenigen Erweckten, namentlich der Sarah Pussimek*) und des Arbalik,

---

*) Die Sarah Pussimek gab jedoch in dieser Zeit den Missionaren wegen ihres hoffärtigen Wesens Grund zur Klage. „Wir haben," schreiben sie, „eine Zeit her gemerkt, daß unsere Sarah leichtsinnig und widersetzlich ist. Wir hielten's ihr vor, erinnerten sie an die Gnade, die der Heiland an ihr schon gethan hat, und ermahnten sie, daß sie treu bleiben und das Blut Jesu nicht gering achten solle. Ihr Herz wurde weich, sie erkannte sich und bat den Heiland herzlich um Vergebung und um Gnade zur Besserung, die sich aber doch nicht so bald zeigte. Hintennach fand man die Ursache ihrer Vergehung, daß sie nämlich über ihren Fleiß und Segen an den Heiden auf hohe Gedanken von sich selbst gekommen ist. Wir wiesen sie also auf das Verderben ihres Herzens und erinnerten sie daran, wie es mit ihr ausgesehen, und was sie gefühlet, da sich der Heiland zu allererst über sie erbarmte. Sie fing an zu weinen und sagte: „Ach, ich fühle es nun

vorbereitet. Auf einem Ausfluge im Anfange des Jahres 1742 trafen sie einmal eine große Menge Heiden, die aber wenig Neigung zum Anhören des Wortes hatten. Nur eine Frau machte eine Ausnahme. Arbalik hatte ihr vor wenigen Wochen das Gespräch des Herrn mit der Samariterin erzählt. Dadurch war der Heidin der Wunsch nach fernerem Unterricht entstanden. Sie hörte nebst einigen anderen Eingeborenen mit Aufmerksamkeit der Predigt der Missionare zu, welche das Wort: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünden trägt, erklärten. „Weil unsere Herzen," berichten die Heidenboten, „besonders davon erwärmt waren, so flossen auch die Worte, daß sich hernach Einer über des Anderen Gabe, sich auszudrücken, wundern mußte. Dem Geiste Gottes gehört alle Ehre, der hat unser elendes Stammeln von Jesu in den Herzen der Heiden verklärt. Besonders war das Herz der erstgedachten Frau recht aufgethan, wie dort der Lydia. Denn ob sie gleich des Tages von uns und unserer Sarah Vieles gehört hatte, so ließ sie uns einmal noch des Nachts durch ihren Sohn in ihr Haus holen, um ihr noch mehr davon zu sagen. Da kriegten wir aber mit einem Hexenmeister Etwas zu thun. Er leugnete zwar nicht, daß ein Gott wäre, der alle Dinge gemacht und noch regiere, meinte aber, er habe auch eine göttliche Kraft von

---

wohl, daß ich nach und nach von der Seligkeit, die ich damals empfunden, abgekommen bin, und der Heiland mir fremde worden ist. Wenn ich nun gleich bete, empfinde ich doch keinen Trost in meinem Herzen, und es ist, als ob ich den Weg nicht wieder zu Ihm finden könnte." Wir fielen mit ihr auf die Kniee und baten den Heiland, sich an ihrem Herzen wieder zu beweisen. Sie sollte auch beten, konnte aber keine Worte hervorbringen vor Weinen, und seitdem haben wir gemerkt, daß sie sehr klein und gebeugt ist, und wieder einen Zutritt zu dem Freunde der Sünder und Elenden hat." —

dem Torngarsuk bekommen, oder wie er sich ausdrückte, er sei auch Gott, zwar nicht über die Gläubigen, denen könne er mit seiner Kraft Nichts anhaben, weil sie sich unter den Schutz eines anderen Gottes begeben, aber doch über Alle, die es mit dem Torngarsuk hielten; und diesen könnte seine Kunst zu Statten kommen. Der Heiland gab uns Gnade, daß wir ihn seines elenden und unglückseligen Zustandes vor allen Anderen überzeugen konnten." —

Das, was die Brüder bisher an Früchten ihrer Arbeit gesehen, war nur Vorbereitung einer großen Gnadenzeit, welche über das grönländische Volk anbrach. Am 17. Juli 1742 kehrte Matthäus Stach von seiner europäischen Reise zurück. Zwei Jahre war er abwesend gewesen, aber er hatte in der Heimath seines Grönlands nicht vergessen. Im December 1740 erreichte er mit Andreas Grasmann Europa, gerade noch zu rechter Zeit, um der Synode zu Marienborn mündlichen Bericht über den Stand der grönländischen Mission abstatten zu können. Nachdem Stach am 4. Februar 1741 mit Rosina, geb. Stach, in die Ehe getreten war, reisete er mit dem Grafen Zinzendorf nach Genf und besuchte auf der Rückreise nach Herrnhut die Freunde in der Schweiz, in Würtemberg und Franken. Von Herrnhut begab er sich nach der Wetterau, wo er den Sommer über blieb.

Da die Gültigkeit der von ihm vollzogenen kirchlichen Handlungen angegriffen worden, so wurde er von dem damaligen Bischofe der Brüderkirche, Polykarp Müller, am 12. December 1741 zum Presbyter geweiht. Am folgenden Tage trat er mit seiner Gattin die Rückreise nach Grönland an. In Kopenhagen verweilte er drei Monate, in denen es seine Sorge war, die Aufhebung einiger die Brüdermission hemmenden Beschränkungen zu bewirken. Am 24. Februar 1742 reichte er in Verbindung mit David Nitschmann

eine dahin zielende Bittschrift an den König Christian VI. ein. Die königliche Antwort, welche unter dem 16. März 1742 erfolgte, gewährte die Wünsche der Brüder. Christian verordnete u. A. darin, „daß wir allergnädigst wollen, daß dieser ordinirte Matthäus Stach hinfüro der Grönländischen Mährischen Brüder ordentlicher Lehrer sein und in dieser Eigenschaft die Taufe und alle bei ihnen vorfallenden Actus ministeriales verrichten möge." —

Am 23. April segelte M. Stach von Kopenhagen nach Neu-Herrnhut ab. Welchen Gewinn ihm selbst der Aufenthalt bei der Gemeinde in Europa eingetragen hat, das spricht er in einem Schreiben an sie vom 21. April 1742 aus. Es heißt darin: „Mein armes Herz wallet vor Liebe, Freude und Beugung, daß ich zu dir gehöre und Theil an deiner Gnade habe. Ich danke mit Herzensthränen für alle Mühe, Pflege und Ziehe, die du an mich gewendet hast, seit ich bei dir gewesen bin. Ich fühle dein Mutterherz, das mich armes Kind liebet, und gegen mich aufgethan ist. Ich gehe nun mit einem vergnügten Herzen auf meinen Plan, den ich von dir und unserem Lamm empfangen habe. Ich bin ein Stäublein vor meinem Lamme, das mich erkauft hat; Seine Wunden, Sein Spott und Dornenkrone sind meines Herzens Freude, meine Zuversicht und Festung, und ein Labsal für mein Herz, wenn es trocken ist. Das Lamm, das Gotteslamm wird mir Seine Wunden täglich wichtiger machen, und ein einfältiges und leichtes Herz geben, da hinein zu schauen, und den Text zu meiner Predigt selbst vorlesen und meine Zunge mit der Kohle vom Altar entsündigen. Ich bin Nichts und will Nichts werden, aber Lammesblut muß mein Herz haben, darinnen soll sich Geist und Seele laben. Es soll auch Felsen zerschmelzen und Todte erwecken und Leben in die Glieder bringen, daß man Seine Herrlichkeit sehen soll. Er wird das Land der Todten ansehen, daß es so

jämmerlich ist, und an Sein ihm geschenktes Erbe gedenken, daß Er's einnehme, und die wüsten Stätten, die für und für wüste gelegen haben, anfangen zu bauen und Seinen heiligen Namen daselbst hinstellen, daß die, welche kein Volk waren und den Thieren gleich gerechnet wurden, in Seinen Armen warm werden sollen. Ich will Seinen Namen nennen, und vom Blut und Lösegeld mit ihnen reden: Er mag's ihren Herzen erklären und zu fühlen geben." —

Durch M. Stach erhielt die Mission in Neu-Herrnhut frisches Leben. Zwar fanden sich, wie gewöhnlich, im Sommer nur wenige Grönländer bei den Brüdern ein. Aber im Oktober schlugen an dreißig grönländische Familien ihre Winterhütten zu Neu-Herrnhut auf. Mit ihnen begannen die Heidenboten ihre Arbeit. Den Erwachsenen wurden Abschnitte aus den Evangelien vorgelesen und erklärt. Auch lernten sie einige von den Brüdern übersetzte geistliche Lieder mit Freuden auswendig. Welche Wonne empfanden die Heidenboten, wenn sie jetzt aus den grönländischen Hütten den Gesang solcher Lieder wie: „Christi Blut und Gerechtigkeit 2c." u. A. vernahmen. In ähnlicher Weise, wie Friedrich Martin auf St. Thomas gethan hatte,*) theilten die Brüder ihre Zuhörer in kleine Gesellschaften von vier bis fünf Personen. Sie hatten den Zweck, daß sich die Einzelnen freier und offener über ihren Herzenszustand aussprechen, daß sie einander ermahnen und dienen lernen möchten. Die Versammlungen fanden Sonntags statt. Zwei dieser Gesellschaften bestanden aus Männern, vier aus Frauen.

Ueber der Sorge für die Erwachsenen vergaßen die Brüder die Pflege der Kinder nicht. In der Schule wurde

---

*) Vgl. Ev. Missionsgesch. B. III. 1. 2. S. 85.

fleißig unterrichtet, nach kurzer Zeit fingen sechs Schüler zu lesen an.

So waren die Brüder gegen Ende des Jahres 1742 in voller Arbeit. Ehe sie das Jahr beschlossen, konnten sie am zweiten Christtage ein herrliches Tauffest feiern. Fünf Heiden, an denen die Kennzeichen einer gründlichen Bekehrung zu Tage getreten, wurden von M. Stach in die Gemeinde aufgenommen. Unter ihnen war der uns bereits bekannte Arbalik, welcher den Namen Simon erhielt. Die übrigen wurden Noah, Rebecca, Catharina, Judith*) genannt. Von dem seligen Ende des Ersteren werden wir unten ausführlicher berichten. Stach redete zu der Versammlung über die Worte Matth. 11, 28: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Nach der Feier versammelten sich die Missionare mit den Getauften zum Liebesmahle, das mit dem Gesange des Liedes: Christi Blut und Gerechtigkeit, beschlossen wurde. Am Schlusse des Jahres 1742 bestand die grönländische Gemeinde zu Neu-Herrnhut aus neun Seelen. Die Brüder hielten täglich mit ihnen besondere Versammlungen. Wer dem Evangelio nicht würdiglich wandelte, wurde ausgeschlossen, bis er Besserung zeigte. Die jungen Christen fuhren auch nach der Taufe fort, den Namen Jesu Christi vor ihren Volksgenossen zu bekennen. Die kleine Gemeinde war eine wandernde Gemeinde. Um des täglichen Brodes willen mußte sie im Sommer oft weit ausziehen, da ihr die nächste Umgebung von Neu-Herrnhut nicht genug Nahrung bot. Eine Berührung mit den Heiden war unvermeidlich. So sehr die Missionare auch über die öftere Zer-

---

*) Ihr grönländischer Name war Issek; sie war die Schwester der Sarah Pussimek.

streuung ihrer Gemeindeglieder klagen mußten, so hatte sie doch das Gute, daß durch ihr Zeugniß mancher Grönländer aufmerksam gemacht wurde und ferneren Unterricht bei den Brüdern suchte. In einfacher Weise bekannten die Getauften ihren Herrn. Simon und Sarah*) zeichneten sich besonders aus. Als die Sarah einmal gefragt wurde, was sie mit den Grönländern rede, antwortete sie: „Ich rede zu ihnen von dem verdorbenen Herzen des Menschen, weise sie aber gleich zu den Wunden Jesu, der sie gut machen kann.“ — Man dürfte jedoch nicht erwarten, daß die Zeugnisse der christlichen Eingeborenen überall Eingang bei den Heiden gefunden hätten. Oft mußten sie Widerspruch hören, dem sie nach dem Maaße ihrer Gaben begegneten. So hatten einmal Simon und Noah, nachdem sie einem Heiden den Heiland angepriesen, die Antwort erhalten: „Ihr treibt die Sache zu hoch, daß ihr nur immer von Gott reden und singen und euch nicht mehr mit uns lustig machen wollt, wie Andere, die doch auch zu Gott kommen wollen, so gut als ihr.“ — Simon aber erwiderte ihm: „Die solches thun und doch Gläubige sein wollen, geben zu erkennen, daß sie Jesum, unseren Heiland, nicht kennen: denn wer von ganzem Herzen glaubt, daß Er um unserer Sünden willen am Kreuz gestorben ist, der muß nicht Gutes und Böses unter einander thun, sondern Jesus heiligt ihn, oder macht das Böse in ihm zu Ende.“ Durch diese Worte, die durch einige anwesende Getaufte bestätigt wurden, ward der Widersprecher tief beschämt.“ —

Aber trotz solcher Erfahrungen ließen die Missionare

---

*) Simon und Sarah traten im Anfange des Jahres 1742 in die Ehe. Sie waren das erste grönländische Ehepaar, welches nach christlicher Ordnung von den Missionaren getraut wurde.

ihre Lehrlinge ungern von sich ziehen. Sie fürchteten, daß der Umgang mit den Heiden für sie manche Versuchungen mit sich bringe. Wie leicht konnten die jungen Christen, die bei aller Freudigkeit des Glaubens doch immer noch zarte Pflanzen waren und beständiger Wartung bedurften, wieder in das heidnische Treiben, in grobe Sünden gezogen werden. Die Missionare ließen sich durch die innigen Bekenntnisse ihrer Getauften doch nicht zu allzuhohen Erwartungen verleiten. „Sie haben wohl," bezeugen sie einmal im J. 1744, „Alle ein Leben in ihren Herzen, aber daß sie Alle zu einer bleibenden Freudigkeit gekommen wären, das können wir noch nicht sagen. Doch wissen die Meisten, wo es ihnen mangelt, und sehnen sich nach Jesu Blut. Manche haben zwar gute Einsicht und Erkenntniß, und lassen nicht leicht eine Gelegenheit vorbei, den Heiden die Gnade anzupreisen, aber sie stehen nicht Alle in dem rechten Genusse derselben. Die Abwesenheit und Zerstreuung unter den Heiden thut ihnen noch vielen Schaden. Sie können aber ihrer Nahrung halber nicht immer bei uns sein; doch tragen wir es darauf an, daß sie nicht gar zu weit von uns fahren. Unter unseren Getauften und denen auf der Kolonie machen wir keinen Unterschied. Sie selbst machen auch keinen unter sich. Anfangs spürte man wohl einige Fremdigkeit, die vermuthlich von der Landsmannschaft herrührte, weil jene Eingeborene aus diesem Revier, die Unseren aber Süderländer sind und also als Fremdlinge angesehen werden. Dieses gab sich aber bald, und die es redlich meinen, lieben einander herzlich. Wir stehen auch mit dem Missionar in einem Sinn und haben uns vor dem Angesichte des Herrn verbunden, das Werk gemeinschaftlich für Einen Herrn zu treiben, und es nicht nur auf eine bloße Ausbreitung der christlichen Religion, sondern auf eine wahre Bekehrung des Herzens durch die Kraft des Evangelii von Jesu dem Gekreuzigten anzutragen." Vor

dem Auszuge der Getauften sprachen die Missionare mit jedem Einzelnen besonders. Sie meinen einmal in ihren Berichten, es gehe ihnen mit ihren grönländischen Brüdern, wie dem Jacob mit Benjamin. „Wir baten sie," heißt es in ihrem Tagebuche, „mit Thränen, Jesum den Gekreuzigten nicht aus den Augen zu lassen, und bei den vielen Versuchungen der Heiden über ihre Herzen zu wachen. Sie versprachen es mit nassen Augen und dankten dem Lamme für die Gnade, die sie diesen Winter genossen haben. Wir segneten und küßten sie, begleiteten sie bis an den Strand, und nachdem über den Spruch geredet worden: Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort Seiner Gnade, der da mächtig ist euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiligt werden. Ap. Gesch. 20, 32. fuhren sie ab, und wir sangen ihnen nach: „Herr Jesu Christ, dein Tod, die Nägelmaal so roth, die durchgrabne Seite, der Schweiß in deiner Noth, behalte deine Leute, bis du kommen wirst, blut'ger Kirchenfürst." — Einen anderen Abschied im Jahre 1745 beschreiben die Missionare also: „Es wurde beim Abfahren über die Worte geredet: Haltet Jesum Christum im Gedächtniß, der würde ihnen allein helfen können, wenn sie unter den Wilden zerstreut sein und allerlei Reizungen zum Bösen sehen würden. Die Dienstboten wurden zu treuen und fleißigen Diensten ermahnt. Die Kinder wurden katechisirt über das zuletzt gelernte Sprüchlein: Er ist aus der Angst und Gericht genommen, wer will Seines Lebens Länge ausreden? Sie wurden erinnert, daß sie unter den Wilden immer daran denken, den heidnischen Kindern ihre Sprüchlein und Verse fleißig vorbeten, und dabei beweisen sollten, weß Geistes Kinder sie sind. Es war beim Abschied eine durchgängige Bewegung. Große und Kleine, Getaufte und Ungetaufte weinten, und wir weinten mit über die Gnade, die der Herr den Winter durch an uns und unseren Grönländern

gethan hat. Einige beklagten sich, daß sie auch mit wegfahren müßten, und sagten, es sei ihnen jetzt ganz anders, als ehedem, da sie gern einmal wieder unter die Wilden gegangen wären; jetzt wäre ihnen sehr bange. Wir trösteten sie mit der Verheißung: Wo zwei oder drei beisammen sind in Jesu Namen, da sei Er mitten unter ihnen." — Die Missionare ließen es jedoch nicht bei diesen Abschiedsermahnungen bewenden. Ihre Verbindung mit den Ausgezogenen war nicht ganz unterbrochen. Von Zeit zu Zeit kamen Einige nach Neu-Herrnhut und brachten über die Abwesenden Nachricht mit. Dadurch war es den Brüdern möglich, ihre Gemeindeglieder, wenn es Noth that, aufzusuchen, zu warnen, zu strafen, zu stärken. — Wir finden später, daß die Christen in der Zerstreuung Sonntags von den verschiedenen Inseln zu gemeinsamer Andacht zusammenkamen, an der meistens auch einige Heiden Theil nahmen. Oft auch zogen die Brüder mit ihren Grönländern aus. Sie konnten bei der Predigt des Evangeliums die Heiden auf ihre Begleiter verweisen, welche in der Annahme des Wortes so große Seligkeit gefunden. Das Beispiel fordert zur Nacheiferung auf; und so wurden die Getauften oft für diesen und jenen die erste Veranlassung, daß er weiteren Unterricht begehrte. Wir finden im Jahre 1744 einen Missionar mit den christlichen Grönländerinnen, Rebecca und Esther, auf der Insel Kangek, die der vornehmste Predigtplatz der Brüder war. „Wir trafen," heißt es u. A. in den Berichten, „zuerst lauter Weibsleute an, denen die Esther mit recht beweglichen und gesalbten Worten bezeugte, welche Gnade der Sünderfreund an ihr bewiesen. Sie stellte ihnen das Exempel der großen Sünderin Maria Magdalena vor, und ermahnte sie, demselben nachzufolgen. Es war mir sehr wohl bei ihrem Zeugniß. Dann fuhren wir zu einem anderen Hause, da redete ich über den Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm,

und lud sie zu der bevorstehenden Taufe Einiger ihrer Verwandten ein. Des Abends kamen wir wieder zu unserer Herberge, da redete ich über den Spruch: Ich will Wasser in der Wüsten und Ströme in der Einöde geben, daß mein Volk zu trinken habe. Ich fühlte dabei eine besondere Kraft aus den Wunden Jesu, die Seelen wurden auch getroffen, daß fast Niemand unbewegt blieb. Nach der Rede setzten sich hie und da Etliche zusammen und besprachen sich über die Materie. Den 5. December, als sie aufgestanden, begehrten sie gleich wieder, daß ich reden sollte. Ich redete von der großen Seelenangst des Heilandes, da Er uns erkauft hat, und daß nur der Schweiß von Seinem Angesichte keine Seele in's Gericht kommen läßt, die sich im Glauben an Ihn hält. Nach der Rede hatten wir noch eine gesegnete Unterredung mit einigen Wilden. Der Anna Bruder rief mit Thränen aus: „Ach, nun versteh ich erst, warum ihr so viel vom Blute Jesu redet!“ Ich konnte den alten Mann nicht ohne Thränen ansehen. Dieser Mann hatte sonst immer zu seiner Schwester gesagt: Ich sollte mich wohl bekehren: ich will auch, aber ich kann nicht recht dazu kommen. Den 6. nach einer Rede von dem guten Hirten empfahlen wir sie Ihm Alle in einem Gebet. Die Anna gab uns ihre Tochter mit, daß sie eine Zeitlang zur Schule gehen möchte. Beim Abfahren sangen wir: „Auf, auf, ihr Erkauften des Lammes, seid munter ꝛc.“ Einige liefen am Strande neben uns her, um zu hören, was wir sangen, und weineten überlaut. Die Nacht blieben wir bei der Rosina, die nebst ihrer Elisabeth mit uns fahren wollte. Weil an diesem Orte einige fromme Grönländer wohnen, so redete ich über das Wort: Ohne mich könnt ihr Nichts thun, und zeigte den Unterschied zwischen der bloßen Naturfrömmigkeit und der wahren Herzensänderung, da man aus Liebe zum Heilande sich Alles dessen enthält, was Ihn Sein Leben gekostet hat und durch Sein

Blut die Kraft bekommt, so zu wandeln, wie Er gewandelt hat. Nach der Rede kam mir ein Mädchen nach, weinte und sagte: „Ach, ich bin gar zu verdorben und fühle noch Nichts von Jesu Blut; was soll ich machen?" Ich sagte ihr: „Da ist die Esther und Rebecca, die können dir sagen, wie sie es gemacht haben," welches sie auch mit Freuden thaten." — Die Missionare begleiteten ihre Gemeindeglieder auch wohl auf ihre Jagdzüge und auf den Fischfang. Sie unterzogen sich gern den großen Beschwerden solcher grönländischen Reisen, um ihren Getauften die nöthige geistliche Pflege geben zu können. Im Jahre 1746 fuhr einmal Fr. Böhnisch mit sämmtlichen Grönländern auf den Häringsfang. Ich theile aus seinem Berichte Einiges mit. „Den 13. Mai an einem besonders gesegneten Gemeintage, wurde nach Verlesung einiger Nachrichten und der Taufe dreier Grönländer, die wegen der Menge der Zuhörer unter freiem Himmel gehalten werden mußte, die Ordnung, die sie beim Häringsfang zu halten haben, abgeredet. Es war ihnen erfreulich, daß abermals einer von uns mitfahren wollte, und sie versprachen, ohne seinen Rath Nichts vorzunehmen.

Den 18. machten sie sich fertig zum Abfahren. Die Armen, die kein Boot haben, und die Wittwen, die keinen Erwerber haben, wurden mit ihren Kindern bei den Uebrigen untergebracht, damit sie sich auch was einschaffen und im Winter Niemanden beschwerlich sein möchten. Viele kamen noch apart mit einem und dem anderen von uns über ihr bisheriges Befinden zu besprechen. Einige wollten gern hören, wie sie es machen sollten, daß sie in der Abwesenheit vor dem Bösen bewahrt blieben. Wir wußten ihnen keinen besseren Rath zu geben, als: „Die heiligen fünf Wunden sein, laßt euch rechte Felslöcher sein, freuet euch in dem Herrn allewege, habt euch unter einander auf's Herzlichste lieb, und glaubt dem Feinde nicht, wenn er euch bereden will, daß ihr

nicht gut genug für den Heiland seid, weil er euch dadurch nur schüchtern gegen ihn zu machen und in eine Fremdigkeit und Entfernung von ihm zu bringen sucht, damit er euch hernach desto leichter überraschen und fällen möge." — Den 19., nachdem sie ihre Boote geladen hatten, traten wir mit ihnen am Strand zusammen, empfahlen sie dem mächtigen Schutz unseres lieben Vaters, der beständigen Nähe unseres Freundes und der sorgfältigen Pflege des heiligen Geistes und sangen zum Abschied: „Ich kann's unmöglich lassen, ich muß dich noch umfassen, ich küss' dir tausendmal die blutbeflossnen Wangen, und stille mein Verlangen an deinen Wunden ohne Zahl." Und also fuhren wir in vierzehn Booten und vielen Kajaken ab. Von der Kolonie stieß der Katechet Bertel Larsen mit fünf Booten zu uns. Wir kamen nur zwei Meilen weit. Abends hielt ich die Singstunde. Hernach besuchten mich noch einige Grönländer in meinem Zelt. Wir kamen nach und nach in eine gar selige Betrachtung hinein, wie es uns doch droben zu Muthe sein wird, wenn wir „Seine Augen, seinen Mund, den Leib für uns verwundt, darauf wir so feste trauen, mit Augen werden schauen, und in der Nähe grüßen die Maal an Händ' und Füßen; wird man auch wohl vor Freud bei solcher Gnadenzeit den Augen ihre Zähren und Thränen können wehren, daß sie uns nicht mit Haufen, von unsern Wangen laufen?" Ich kann die selige Unterredung und das himmlische Gefühl, das wir dabei hatten, nicht besser ausdrücken, als mit diesen mir so lieben alten Versen. — Den 20. hielt der Katechet die Frühstunde mit bewegtem Herzen. Dann setzten wir unsere Reise fort. Unter dem Fahren sangen die Grönländer so viel sie Verse konnten, und fingen immer wieder an. Abends kamen wir nach Pissiksarbik. Es standen sechs Zelte Wilde da. Wir nahmen einen anderen Platz ein. — Den 21. nach der Frühstunde schrieb ich Briefe. Unsere Sarah und Ketura

redeten mit einer Wildin, wie unglückselig die Leute sind, die den Heiland nicht kennen und lieben. Nachdem die Mannsleute vom Seehundfang zu Hause gekommen waren, brachten sie mir auch Seehundfleisch und freueten sich, daß es mir so gut schmeckte, und ich freuete mich, daß ich ihre herzliche Liebe dabei merken konnte. — Den 22. als am Sonntage hielt ich Vormittag die Chor-Versammlungen. Bei Einigen spürte ich besondere Gnade. Nachmittag besuchte ich die Wilden, die ich von vielen Jahren her kenne. Einige von unseren Getauften haben in diesen Zelten Vieles vom Heiland geredet und sich über dieser Leute todten und elenden Zustand gewundert. Ihre Errettung aus der Finsterniß wurde ihnen dabei auf's Neue groß. Abends hielt der Katechet die Singstunde und ich der Getauften Versammlung. — Den 29. hielt ich unter freiem Himmel die Pfingstpredigt, und las ihnen hernach Briefe aus Europa vor. — Den 3. Juni nach der Frühstunde redete ich mit zwei ledigen Frauenspersonen, die ohne mein Wissen mit Anderen, als ihren eigenen Hauswirthen, auf die Jagd gefahren. Sie gestanden gleich ihr Versehen und wollten künftig besser an ihr Versprechen denken. Nachmittag hielt ich mit zwei und zwanzig Kindern ein Liebesmahl und Katechisation. Hernach sprach ich mit einem ungetauften Wittwer, der unter die Katechumenen aufgenommen ist. Er hatte sich zu tief mit Heirathsgedanken eingelassen, und gedachte es auf heidnische Art auszuführen. Sein Herz wurde bald weich, und ich rieth ihm, der Versuchung aus dem Wege zu gehen und lieber nach Hause zu fahren, wozu er auch gleich willig war. — Den 4. hielt der Katechet die Frühstunde und ich den 5. die Sonntagspredigt vor vielem Volk. Hernach besuchte ich die Grönländer in ihren Zelten und fand sie vergnügt und herzlich. Ich konnte mich recht über sie freuen. — Den 6. war ich wieder auf der Jagd. Simon kriegte ein Rennthier, gab den Grön-

ländern eine Mahlzeit und that dabei einige Erinnerungen. Unter andrem sagte er: „Nun schäme ich mich nicht mehr zu sagen, daß ich mich von meinen Lehrern wie ein kleines Kind will leiten und führen lassen. Ich erfahre es, daß die Gemeinschaft der Gläubigen was sehr Gutes ist, und daß es unsere Lehrer redlich mit uns meinen, und nicht über uns zu herrschen suchen, wie Einige unter euch, die noch immer ein böses Herz haben, dafür halten und auch wohl unter sich davon reden." — Den 9. packten sich Alle auf, bis auf zwei Familien, die noch nicht fertig waren. Gegen Mittag fuhren wir unter Lobgesang ab und kamen den halben Tag und die Nacht durch bis auf eine halbe Meile von Hause. Da mußten sie wegen starken Windes liegen bleiben und Ladung und Boote an's Land schaffen. Ich aber ging über Land nach Hause und dankte dem Heiland mit vielen Thränen für alle Gnade und Barmherzigkeit, die er mir und den Grönländern erwiesen hat." —

In demselben Jahre begleitete Matthäus Stach einige Grönländer auf die Rennthierjagd. Er berichtet darüber so: „Den 3. September, weil einige Grönländer auf die Rennthierjagd fuhren, und wir sie nicht gern allein lassen wollten, so fuhr ich mit ihnen. Auf der Fiorde kriegten wir eine heftige Süd-Boye,*) die uns von einander trennte. Ich war genöthigt, weil das nächste Land voll steiler Klippen war, vor dem Winde gerade in die Fiorde zu halten. Wir wurden endlich doch ganz nahe an das hohe Ufer getrieben. Der Strom war stark, und die Wellen, die sehr hoch gingen, warfen sich so unter einander, daß man nicht anders dachte, als daß wir umkantern müßten. Das Weiberboot krümmte sich in den Wellen, wie ein Wurm. Ich betete

*) Ein plötzlicher heftiger Sturm.

bei mir den Vers: „Lamm, du hast die Welt gemacht, wir sind deine Creatürlein ꝛc.“ In einer Viertelstunde wurde es ganz stille, daß wir noch eine Meile fortrudern konnten. In Okeitsuk schlugen wir unser Zelt auf, um die anderen zwei Boote zu erwarten. Wir waren durch und durch naß vom Regen. — Den 4. konnten die zwei Boote vor starkem Winde noch nicht kommen. Nach der Singstunde fragte mich die Dorothea: „Was das für ein Weib gewesen, von dem ich neulich geredet, da der Heiland gesagt: O Weib, dein Glaube ist groß.“ Ich sagte: Es war ein heidnisches Weib, das eben auch wie ihr, keinen großen Verstand hatte, aber das, was sie durch Andere vom Heiland gehört, in's Herz gefaßt hatte. Das gab meinen Zeltleuten eine angenehme Materie des Gesprächs. — Den 5. kamen die zwei anderen Boote nach. Sie waren ebenfalls in großer Gefahr gewesen, besonders der kleine Matthäus, der mit seinem Kajak den Andern nicht nachkommen konnte. Die Wellen hatten ihm die Seehundsblase weggespült, und indem er diese wieder aufgehoben, ist ihm das Ruder entfahren, da er sich dann mit bloßen Händen zurückrudern müssen, bis er das Ruder wieder erwischt hat. — Den 6. konnten wir den ganzen Tag nicht aus dem Zelt kommen vor Regen und Sturm, und den 7. war's nicht viel besser. Abends las ich ein Kapitel aus dem Evangelisten Johannes vor. Beim Schlafengehen hatten wir noch ein recht gesegnetes Gespräch davon, was wir so gern unter den Grönländern sähen, nämlich den Heiland und sich unter einander recht lieb zu haben, daß ein Jedes auf die Frage: Hast du mich lieb? mit Wahrheit antworten könnte: Du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe. — Den 8., weil das Wetter Etwas besser wurde, so fuhren wir eine Meile weiter und trafen den norderländischen Angekok, Namens Tettamak, mit seinen Leuten an, die gern bei uns wohnen wollen. — Den 9. wurde der Wind wieder

sehr heftig. Ich hörte, daß unsere Anna mit ihrem Bruder nicht weit von hier stehe, und ging hin mit ihr zu sprechen. Sie war aber auf der Jagd. In der Singstunde gab mir der Vers: „Ach, wenn des Lammes Blut nicht wär', so würde mir zu leben schwer ꝛc." eine gesegnete Materie zur Rede. — Den 10. und 11. regnete es wieder so stark, daß Niemand ausgehen konnte. Die Nordländer kamen auch zur Frühstunde und waren sehr aufmerksam. Der Mann, der ein Angekok und Mörder ist, bat mich hernach in sein Zelt, daß ich ihm noch mehr Gutes sagen möchte, weil er Vieles schon wieder vergessen habe. Ich erzählte ihm also nochmals, wie der Schöpfer aller Creatur unsere menschliche Natur an sich genommen und die Menschen durch Leiden und Sterben erlöset habe. Und als ich mit den Worten beschloß: „Von diesem Jesu wäre noch gar viel zu sagen, wenn es jetzt die Zeit litte", sprach er: „Nun, so erlaubt mir, den Winter bei euch zu wohnen, damit ich und meine Kinder mehr davon hören." — Ich antwortete: „Das steht in deinem Belieben, wenn du den Anfang machen wolltest, den Heiland zu suchen, dazu du hohe Ursache hast, so würden dir deine Kinder wohl nachfolgen." — „Ja," sagte er, „ich will, und meine Kinder wollen noch mehr." — Den 12. gingen wir auf die Jagd. Ich kriegte zwei Rennthiere, die Grönländer aber Nichts. Ich gab ihnen eins ab. Und den 13. kriegte ich wieder eins. In der Frühstunde las ich aus dem Lucas und redete über die Worte: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch; und des Heilands Antwort: Ich will euch zu Menschenfischern machen. Einer von meinen Jagdgefährten klagte mir, daß ihm seine Frau manchmal nicht gehorsam sein wollte; es wäre ihm eingefallen, er sollte sich eine große Ruthe machen und sie einmal recht auspeitschen. Ich sagte: „Nein, das mußt du nicht thun. Bei Kindern geht das wohl an, aber bei alten Leuten richtet man

dadurch Nichts aus. Ich will mit ihr reden, sie wird sich wohl schämen und sich bessern. „Nun", sagte er, „so will ich's nicht thun, sondern es dir sagen, wenn sie es wieder schlecht macht". — Den 14. schickte ich einen Kajak mit Fleisch und Briefen nach Hause. Die Frühstunde hielt ich über die Worte: „Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen". Hernach übersetzte ich das Lied: „Wenn ich des Morgens früh aufsteh". — Den 15. fuhren wir nach Kanneisut. Kaum hatten wir unser Zelt gemacht, so kam so ein heftiger Südsturm, daß wir Boote und Zelte kaum erhalten konnten, daß nicht Alles in die Luft flog. Wir blieben da bis den 19., da wir vergnügt und wohl nach Hause kamen.

Der Wirkungskreis der Brüder gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. In Neu-Herrnhut war der Winter ihre Saatzeit. Da kamen die Grönländer von ihren Sommerzügen und schlugen ihre Winterhütten bei den Missionaren auf. Ihre Zahl mehrte sich mit jedem Jahre, Etliche von ihnen nahmen den Herrn Jesum an und wurden auf seinen Namen getauft. Die Brüder arbeiteten unter den Heiden in der früheren Weise. Regelmäßig wurden mit ihnen Morgen- und Abendstunden gehalten, mit den Kindern hielt man Lesestunden. Die Getauften und Heilsbegierigen wurden in kleinere Gesellschaften getheilt, die sich zu ihrer Erbauung versammelten. Die oberste Leitung übernahmen die Missionare, die es an den so nöthigen Zurechtweisungen der Getauften nicht fehlen ließen. Diese Gesellschaften brachten gar manche schöne Frucht. Das schon war ein reicher Segen, daß die Grönländer sich immer mehr als „arme Sünder" erkannten und bekannten, die überall und allezeit der Gnadengegenwart des Herrn bedurften. In einer Männergesellschaft wurde einmal darüber Klage geführt, daß sich so wenig Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit zeige. Da bekannte Einer: „Es ist wahr, und wenn ich daran denke, so muß ich

mich schämen. Ich bin getauft, aber nun ist's, als wenn ich nicht getauft wäre. Denn bald nach meiner Taufe kam ich unter die Wilden und wurde sehr zerstreut und leichtsinnig. Wenn mir einfiel, ich sollte zu meinen Lehrern fahren und ihnen mein Herz sagen, so überredete ich mich selbst, es wäre nicht nöthig, sie könnten mir doch nicht helfen, und ich könnte auch nicht halten, was sie mir sagten; es wäre also besser, sie wüßten es nicht, wie es bei mir aussieht. Dadurch ist mein Herz immer kälter und härter geworden. Dieses thut mir leid, und ich bitte den Heiland, daß er mein Herz mit Seinem Blut erweiche." — Oft kamen die Grönländer nach den Versammlungen einzeln zu den Brüdern, um ihnen ihr Herz auszuschütten, um Trost und Stärke zu suchen. So erzählt einmal einer der Heidenboten: „Nach der Versammlung kamen einige zu mir in die Stube. Ich fragte sie aus Gelegenheit der Rede: Was ihnen das Liebste und Wichtigste wäre? Eines antwortete: „Daß mich der Heiland aus der Welt erwählet hat, und mich so oft seine Liebe fühlen läßt." — Ein Anderes: „Weil ich noch so unverständig bin, so wollte ich gerne die Worte des Heils recht lernen und in meinem Herzen bewahren." — Ein drittes: „Ehemals war ich so begierig zu lernen, und dachte, wenn ich nur so viel wüßte, so hätte ich, was ich haben sollte. Da ich aber merkte, daß mir bei dem Allen die Wunden Jesu noch fremd, ja manchmal verächtlich und zuwider waren, erschrak ich über mich selbst, und mußte mich noch einmal bekehren. Und nun ist mir Nichts angenehmer, als Sein Blut." — Der letzte sagte: „An dieser Sache fehlt mir's noch. Ich bin noch in die Sorge der Nahrung verstrickt, und obgleich ich damit Nichts ausrichte, so kann ich mich doch nicht recht davon losmachen." — Eben dieser Mann sagte einmal zu seiner Gesellschaft: „Ihr Brüder, ich merke, daß wir nur gern Etwas Gutes von uns sagen wollen. Es ist

aber doch bekannt, daß wir viel Böses haben. Darum wäre es besser, man sagte nur Alles, wie es ist.“ Und er machte sogleich den Anfang damit.“ — Besonders lieb waren den Grönländerinnen die Singstunden, in welchen geistliche Lieder gelernt, erklärt und eingeübt wurden. Die Frauen wurden in den Häusern die Lehrerinnen der Männer; aus den Hütten, in denen ehemals der Tod zu herrschen schien, schallten jetzt die fröhlichen Lieder des christlichen Glaubens. Mit dem Liederschatze zogen die Eingeborenen auf ihre Sommerzüge aus und versüßten sich durch Gesang ihre Arbeit. Auch die Kinder sangen gern. Während die Eltern an der Arbeit waren, saßen sie wohl auf den Klippen und Felsen am Meeresstrande, und sangen in die Wogen hinein das Lob des großen Kinderfreundes, daß es eine Lust war, zu hören. „Es nahm uns oft das Herz,“ sagen die Missionare, „wenn wir die kleinen Kinder beisammen auf einer Klippe sitzen sahen und Verse singen, und darüber mit einander reden hörten.“

So mühsam alle diese Arbeiten den Heidenboten waren, so blieben sie doch getrost und unverzagt. Sie sahen vor Augen, daß sie nicht umsonst arbeiteten. Der Herr war mit ihnen, und voll Lobes und Dankes konnten sie seinem Gnadenwerke zusehen. Sie selbst waren sich ihrer eigenen Ohnmacht bewußt. Alle durchdrang das Gefühl, dem Einer von ihnen diesen Ausdruck gegeben hat: „Wenn ich manchmal so arm und elend bin, daß ich kaum ein Wort zu sagen weiß, so giebt mir das Lamm einen Blick in seine Wunden, da kommen die Worte wie ein Bach geflossen, daß ich und die Zuhörer etwas Unaussprechliches dabei empfinden. Wir wissen Alle, wer wir sind, und daß sich Niemand bei uns findt, der Etwas vorzubringen wüßt', warum ihn Jesus lieben müßt. — Ihr lieben Brüder habt freilich an uns noch wenig, darüber ihr euch freuen könntet: freuet euch aber darüber, daß wir immer mehr zu armen Sündern werden. —

Wir wollen bleiben im Lieben und im Glauben, und wollen uns lassen leiten durch alle Zeiten und wagen, was der Fürst erlaubt; aber nicht als Helden, denn das können wir nicht, sondern als Kinder, die gern des Vaters Willen thun wollen." — Und indem sie von sich auf den starken Herrn sehen, rufen sie aus: „Das Lamm sei herzlich gelobt, daß Er es um den Abend läßt Licht werden, und uns immer mehr Gelegenheit schafft, durch das Licht des Evangelii die Finsterniß zu vertreiben, die Kälte und Härtigkeit der Herzen zu erweichen, und sie durch die Kraft Seines Blutes und Todes hinzureißen. Er helfe uns von Tage zu Tage weiter und lasse unsere und alle übrigen Grönländer inne werden, was Sein Blut an den armen Sündern thut." — Neben den Arbeiten in Neu-Herrnhut unternahmen die Brüder oft besondere Missionsreisen zu den Heiden. Bisweilen verbanden sie sich mit dem Missionar auf der dänischen Kolonie, Drachart, der mit ihnen in den freundschaftlichsten Beziehungen stand.

Die Brüder haben von einem solchen gemeinschaftlichen Besuche auf Kangek im Februar 1743 ausführlichen Bericht erstattet, den ich hier einrücken will. „Drachart hatte Nachricht bekommen, daß ein Getaufter, Namens Martin, in Kangek ertrunken sei, und daß Jacob, den er erst neulich getauft, in seinem Liebesdienst, den todten Körper aufzusuchen und auf's Land zu bringen, sich sehr eifrig bewiesen. Weil er nun bei der Kolonie kein Boot haben konnte, so fuhren wir mit ihm dahin und nahmen einige unserer Getauften mit, um die Leiche zu begraben und bei der Gelegenheit den daselbst wohnenden Heiden etwas vom Tode des Lammes und dem Entschlafen der Gläubigen zu sagen. Des Abends, als die Mannsleute von der See kamen, gingen wir in die Häuser, um mit ihnen zu reden und fanden, daß unser Simon schon in voller Arbeit war. Er redete mit ihnen vom Glauben

an Jesum Christum, und wie alle Menschen von Natur todt im Herzen wären und sich nicht selber helfen könnten; wenn man aber an Jesum glaube und Sein Blut in's Herz bekomme, dann werde man lebendig, und bei allem Elendsgefühl sehr freudig und dürfte sich nicht kümmern, wie oder was man beten solle; das komme hernach von selbst aus dem Herzen. Ich Elender, sprach er zuletzt, habe davon noch gar wenig Erfahrung, aber da sind meine Lehrer, die können euch mehr sagen. Wir sangen also mit ihnen das Lied: „Lamm, Lamm, o Lamm, so wundersam &c." und redeten besonders über den Inhalt des achten Verses: „Hört's, alle Welt, der Gottesheld, der zu uns kam, und Alles auf sich nahm, und lebte dreißig Jahr fürwahr, arm und veracht't, und ward geschlacht't, ist's Lösegeld für uns und alle Welt." Das ganze Haus kam in Bewegung, und sie sagten: „Wie geht's doch nun zu? Es ist uns jetzt ganz anders bei euren Reden, als da ihr nur immer von Gott und den zwei ersten Menschen redetet. Wir sagten wohl immer, daß wir Alles glaubten, aber wir waren's überdrüssig, davon zu hören, und dachten, was ist uns doch daran gelegen? Aber nun hören wir, was an der Sache gelegen ist. Wir sehen's auch an unseren Landsleuten, daß sie was anders an ihren Herzen erfahren haben, weil sie davon reden und beten können, und wir nicht." — Wir sagten ihnen: „Der Gott, von dem ihr ehedem gehört habt, ist eben der Jesus, den wir euch anpreisen. Ihr habt es nur nicht verstanden. Er hat Alles, was ihr sehet, gemacht, und da die zwei ersten Menschen Sein Wort verlassen haben und dem bösen Geist geglaubt, und also durch die Sünde verdorben worden, gleich wie ihr jetzt seid, so hat Er sie in dem unseligen Zustande nicht lassen wollen, ist selber Mensch geworden, hat sich martern und Sein Blut vergießen lassen, und dasselbe Blut ist die Bezahlung für der ganzen Welt Sünde. Wer nun an diesen

Jesum glaubt, der läßt sich taufen, und da empfängt er ein lebendiges Gefühl von Seinem für uns vergossenen Blut in's Herz. Dasselbe macht dann, daß wir den Heiland über Alles lieben und das Böse hassen können." — Sie sagten darauf: „Ach, wir wollten uns wohl auch gern bekehren, aber es kommt uns gar zu schwer an, so beten zu lernen". — Wir antworteten: „Es ist nicht schwer, ihr dürft nur sagen: Jesu, du Lamm Gottes, erbarme dich mein! Wenn ihr das von ganzem Herzen wollt, so wird der Heiland schon Alles selber machen." Dann lasen wir ihnen das Lied vor: „Christi Blut und Gerechtigkeit ꝛc." und beschlossen mit einem Gebet.

Den 11., nachdem wir wieder in allen Häusern besucht und Etwas geredet hatten, machten wir Anstalt, zum Begräbniß. Wir sangen in dem Hause vor einer zahlreichen Versammlung ein Lied. Drachart hielt beim Grabe eine Rede über Joh. 11, 25. und zuletzt wurde im Hause mit einem Gebet beschlossen. An dem seligen Martin hatte man seit einem Jahre gemerkt, daß der Heiland mit Seiner Arbeit, ihn fertig zu machen, geeilet. Er war recht munter, hörte und redete auch gern zu Anderen von Jesu Blutvergießen. Nun erinnern sich die Hiesigen seiner merkwürdigen Reden, besonders hat er vor Kurzem, da sie einen Seehund gefangen, welches zu dieser Zeit was Seltenes ist, bei der Mahlzeit eine Rede von der Freude und Traurigkeit der Gläubigen und Ungläubigen gehalten, hat auch bezeugt, daß er diesen Winter wohl nicht überleben würde. Des Abends redeten wir in allen Häusern. Sie bekannten ihr Verderben und sagten, daß sie wohl wüßten, daß es anders mit ihnen werden müßte; aber sie widerstrebten noch zu sehr. Ein Angekok hat beschlossen, seine betrügliche Zauberkunst nicht mehr zu treiben. Ein bedenklicher Traum hat ihm Gelegenheit dazu gegeben, welchen er uns so erzählte: „Es sei ein kleines Kind vom Himmel gekommen, welches zu ihm gesagt, er solle

ihm folgen. Das Kind habe ihn an einen sehr angenehmen Ort geführt, wo er unvergleichlich singen gehört. Hierauf habe es ihn an einen sehr finsteren Ort gebracht, mit dem Bedeuten, daß er dahinein kommen sollte, wenn er sich nicht bekehrte. Darüber sei er sehr betrübt worden, sonderlich da er gesehen, daß viele Leute dahinein geworfen worden. Das Kind aber habe ihn wieder an den angenehmen Ort gebracht, und den daselbst versammelten Leuten etwas Weißes zu essen gegeben, das die Leute ajorung nertekullugit d. h. aufhören machen sollte, böse zu sein. Darauf habe die Versammlung angefangen zu singen, dazu er mit eingestimmt, welches auch seine Frau gehört, die ihn aus dem Traum aufgeweckt. — Wir haben auf dieser Reise die Gnade des Heilandes ganz besonders gespürt. Die uns vor diesem verachtet, verspottet und Uebles gethan haben, kommen nun und bitten um Vergebung, und die die allerrohesten waren, stehen nun am Ufer und rufen uns zu, daß wir bei ihnen anlanden und Gottes Wort reden sollen; und wenn wir reden, so wollen sie Alles lernen. In dem Hause, wo wir waren, saßen bald in dem, bald in jenem Winkel einige beisammen, um mit einander zu reden, zu singen und zu beten. Den 15. fuhren wir nach Hause. Es war eine solche Kälte, daß das Boot um und um so dick mit Eis besetzt war, daß wir, da wir doch sieben Personen waren, es kaum errudern konnten, und leicht hätten sinken können, weil wir das oben einschlagende Wasser, das gleich zu Eis wurde, nicht genugsam ausschöpfen konnten." —

An diesen Bericht schließe ich einen anderen über eine Reise, welche die Brüder im Jahre 1745 zu den Ihrigen und den Heiden machten. „An einem Orte erzählten uns einige Heiden, daß neulich ein Mann, der uns ehedem fleißig besucht hat, gestorben sei, und bezeugt habe, daß er sich nicht vor dem Tode fürchte. Wir sagten ihnen die Ursache, warum die Gläubigen sich nicht mehr vor dem Tode zu fürchten

hätten, sondern sich auf das Ablegen ihrer Hülle freuen könnten. Dann kamen wir zu einer Insel, wo viele unserer Getauften stehen. Sie waren sehr froh, uns wiederzusehen und hatten allerlei hübsche Materien zu fragen, worüber wir ihnen Unterricht gaben. Den 1. Mai nach der Frühstunde sprachen wir mit den Getauften und einigen Ungetauften einzeln und redeten Abends über die Worte: Gott ist die Liebe ꝛc. Den 2. in der Frühstunde zeigten wir ihnen, wie sie mit dem großen Lehrer, der immer bei ihnen bleibt, wenn sie ihn nicht muthwillig betrüben, bekannt werden könnten. Dann fuhren wir eine Meile weiter in die Kookörnen. Die ersten Zelte, deren wir ansichtig wurden, waren nicht unsere Leute. Wir stiegen doch an einigen Orten aus. Die Etwas hören wollten, kamen bald zu uns, und wir ermahnten sie, die angebotene Gnade an dem Tage des Heils nicht zu versäumen, sondern den Heiland mit Freuden aufzunehmen, damit sie Macht bekämen, Kinder Gottes zu werden. Eine Frau kam uns nach und sagte: „Ach, ich wollte so gern bei euch sein und Gottes Wort hören, ich weiß nur ein einiges Wort von ihm, nämlich: Wache auf, der du schläfest. Wir erklärten ihr dieses Sprüchlein und sagten: Der ihr das in's Herz gedrückt, der würde ihr mehr geben, wenn sie Ihn darum bäte. Sie sagte, sie wisse nicht, wie sie beten solle. Wir lehrten sie den Vers: „Ach, mein herzliebes Jesulein ꝛc." Von da fuhren wir zu Einigen der Unseren. Sie gestanden es bald, daß sie mit den Ungläubigen zum Ballspiel gegangen, und nun wären sie unruhig und könnten mit den anderen Getauften nicht recht vertraulich umgehen. Wir ermahnten sie, sich nicht mehr der Welt gleich zu stellen und aus Gefälligkeit Sachen zu thun, wodurch sie sich zu Knechten machten und die Heiden ärgerten, anstatt zu erbauen. Auf einer anderen Insel fanden wir's besser. Die Freude, die sie über uns und wir über sie hatten, ist nicht zu beschreiben.

Einige schütteten ihre Herzen aus und legten dar, was darinnen war, Böses und Gutes. Einige erzählten die ehrliche Schmach, die sie von den Ungläubigen erlitten. Wir hielten die Abendstunde über den Text: Lasset uns aufsehen auf Jesum rc. Den 3. vertheilten wir uns in etliche Zelte auf der Insel, damit Alle was hören möchten. Dann besuchten wir in einem jeden Zelt. In einem waren nur zwei heidnische Weiber zu Hause, die wurden über unseren Zuspruch sehr bewegt. Als wir ihnen sagten, daß sie allezeit ihr Herz vor dem Heilande ausschütten und sich einer gnädigen Erhörung getrösten könnten, sagten sie: „Ach, wir Elenden können das wohl nicht." Die jüngste sprach zu der ältesten: Bete du. Als diese aber nicht wollte, fing sie selbst an und betete so brünstig, daß wir ihr nur mit Freudenthränen zuhörten. Zur Abendstunde über die Worte: Jesu, du Sohn David's, erbarme dich mein! kamen sehr viele Getaufte und Ungetaufte. „Unser Gotteslämmlein war in unserer Mitte." Den 4. vor unserer Rückreise hielten wir noch eine Rede von dem offenen Born wider alle Sünde und Unreinigkeit. Mit den Unseren redeten wir besonders. Die es treu und redlich meinen, werden sehr geschmäht, aber sie sind dabei munter und fröhlich. Die sich aber noch in manchen Stücken der Welt gleich stellen, sind geplagt und schämen sich vor uns und ihren Brüdern. Wir befahlen sie Alle der Aufsicht und Leitung des Heilandes und kamen Abends glücklich zu Hause." —

Je mehr Eingeborene sich den Brüdern zuwandten, je herrlichere Siege das Evangelium in Grönland erfocht, desto größer wurde der Haß der feindseligen Heiden gegen die Missionare. Namentlich suchten sich die Angekoks, deren Zauberkünste allmählig in Mißcredit kamen, an den Heidenboten zu rächen. Ihre Drohungen suchten sie einmal zur Ausführung zu bringen. Das Leben der Brüder schwebte in Gefahr,

doch wunderbar wurde es erhalten. Die nächste Veranlassung zu einem Ueberfalle in Neu-Herrnhut war diese.

Im Monat März 1744 tauften die Missionare auf Kangek eine Grönländerin, die wegen des schlechten Wetters nicht nach Neu-Herrnhut hatte kommen können. Wir kennen die Frau schon. Es ist dieselbe, welche, zuerst durch Arbalik's Erzählung von der Samariterin am Jakobsbrunnen angeregt, schon früher bei den Brüdern Unterricht begehrt hatte. Am 7. März fand ihre Taufe statt. Eine ungewöhnliche Menge Volks hatte sich eingefunden. Das Haus konnte die Zuschauer nicht fassen. Nachdem eine Ansprache über die Worte: „Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc." gehalten war, wurde die Frau getauft und Sophia genannt. Schon vor ihrer Taufe hatte sie manche Verfolgung von einem angesehenen Angekok erdulden müssen, durch ihre Taufe steigerte sich dessen Wuth. Er sprach gegen die Brüder die Drohung aus, daß er sie mit einer Mörderbande überfallen und strafen werde für den Verlust seines Ansehens und seines Verdienstes. „Wir verlassen uns aber," schreiben die Brüder, „auf das Wort Jesu, daß uns und unseren Grönländern kein Haar vom Haupte fallen kann ohne unseres Vaters Willen." — Und ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden.

Der Angekok hielt sein Wort. Im Monat Mai kam er mit seiner Mörderbande*) nach Neu-Herrnhut. Alle Brüder waren bis auf Matthäus Stach auf Nahrung ausgegangen. — Stach ließ die wilden Heiden ruhig in sein Zimmer eintreten. Er kannte zwar ihre Drohung, aber er blieb getrost und fürchtete sie nicht. Durch den ungewöhnlichen Besuch ließ er sich in seiner Uebersetzungsarbeit, die er

*) Es war dieselbe, welche im Jahre 1739 Sam. Kajarnak's Schwager, Innungeitsok, ermordet hatte.

gerade vor hatte, nicht stören. Nach einiger Zeit sagte der Anführer der Bande: „Wir sind gekommen, Etwas Gutes zu hören.“ — Stach erwiderte: „Das ist mir eine Freude, laßt nur erst die übrigen Leute Alle hereinkommen.“ — Sofort wurden die Uebrigen gerufen. Als sie Alle versammelt waren, sang der Missionar die Lieder: „Hört's alle Welt ꝛc.; das ist der Mann, der mich gewann ꝛc.; Johannes wies auf's Lamm ꝛc.“ Dann betete er, daß der Herr die heidnischen Herzen aufthun wolle, damit sie sein Wort vernehmen möchten. Sodann nahm er seine Uebersetzung der h. Schrift und las daraus Ap. Gesch. 17.; nachdem er die Stelle erklärt, fuhr er fort: „Doch ich will euch nicht viel von dem Schöpfer aller Dinge sagen, denn daß Einer ist, das wißt ihr; (welches sie Alle bis auf Einen bejahten,) und daß ihr böse Leute seid, wißt ihr auch, (worauf sie auch Alle Ja sagten,) ich will euch also kurz das Nothwendigste sagen, nämlich daß ihr und wir einen Heiland haben, das ist eben derselbe, der im Anfange Alles gemacht hat. Der ist wie ein anderer Mensch in die Welt gekommen, hat etliche dreißig Jahr auf Erden gewandelt, den Willen Seines Vaters im Himmel gethan und die Menschen unterrichtet. Nachher ist Er von Seinen Landsleuten, die Seinem Wort nicht glauben wollten, an ein Kreuz geheftet und getödtet worden. Er ist aber am dritten Tage wieder aus dem Grabe auferstanden und hernach gen Himmel gefahren. Er wird einmal wiederkommen in den Wolken des Himmels, da werden alle Todten auferstehen und vor Ihm, als dem gerechten Richter, erscheinen, und Er wird einem Jeden nach seinen Werken vergelten.“ — Darauf wandte sich Stach zu dem Anführer und sprach: „Aber, du armer Mensch, wie willst du da bestehen, wenn alle die Seelen, die du um's Leben gebracht hast, hervortreten und zu dem, der auf dem Richterstuhle sitzt, sagen werden: Dieser Böswicht hat uns umgebracht,

just da du deine Boten zu uns sandtest, und hat uns verhindert, den Rath von unserer Seligkeit zu hören. Was wirst du da antworten?" — Den Heiden gingen die Worte durch's Herz. Er schwieg stille und schlug die Augen nieder. Stach aber fuhr fort: „Höre mich an, ich will dir einen Rath geben, wie du dem erschrecklichen Gerichte entgehen kannst, aber du mußt es bald thun, denn du bist alt und wirst bald sterben müssen. Falle du dem Jesu zu Füßen. Ob du ihn gleich nicht siehest, so ist er doch überall. Sage zu ihm, du habest gehöret, daß Er die Menschen so lieb habe, und Niemand, auch nicht den größten Sünder, der um Gnade schreit, hinausstoße. Er solle sich auch über dich Elenden erbarmen und deine Sünden mit Seinem Blute auswischen." Der Heide versprach, dem Worte folgen zu wollen. Als Stach seine Rede geendet, sprachen Anna und Sarah noch zu den Heiden und ermahnten sie, der Wahrheit des Evangeliums nicht länger zu widerstehen.

Ohne Jemanden ein Leid angethan zu haben, fuhren die Wilden vor Anbruch des Abends wieder weg. Der Herr hatte große Gefahren von der Station abgewendet.*)

Trotz aller Feindschaft mehrte sich das Häuflein der Gläubigen von Jahr zu Jahr. Am Schlusse des Jahres 1746 bestand die grönländische Gemeinde in Neu-Herrnhut aus etwa achtzig Seelen. Die Meisten von ihnen ließen es sich angelegen sein, in einem christlichen Lebenswandel den Herrn zu preisen. Die Mittheilung von Nachrichten und Briefen, welche von den Brüdern in Europa geschrieben waren, gab den Getauften Veranlassung, mit den europäischen Freunden in Correspondenz zu treten. Es liegen aus dem

---

*) Der Anführer der Bande hat später die Brüder oft besucht; ein Christ aber ist er nicht geworden.

Jahre 1744 einige solcher Schreiben vor, von denen ich zwei mittheilen will. Sarah schrieb an den Grafen Zinzendorf: „Ich will dir von meinem Herzen schreiben. Ich fühle mein Elend und bitte den Heiland, daß Er mir Sein Blut zu fühlen gebe. Denn ich habe sonst keinen Heiland, als allein das Lamm Gottes, das kann mir helfen. Wenn ich zuweilen allein bin, so fühle ich, daß mir Gott im Geist zugegen ist, und da danke ich Ihm. Aber manchmal fühle ich nichts Gutes in mir, sondern lauter Verderben, und wiewohl ich mich fleißig nach Ihm umsehe, so hänge ich doch dem Verderben nach und vergesse Ihn. Anfangs, da ich getauft war, dachte ich, daß nun alles Verderben weit von mir weg wäre, aber in diesem Winter hat mich der Heiland sehr über mein Elend gebeugt gemacht. Da in diesem Winter so Viele getauft worden, habe ich mich sehr gefreut. Ich erfahre nun, daß bei Gott alle Dinge möglich sind, daß auch wir Grönländer in einer recht herzlichen Liebe beisammen sein können. Ob ich gleich sehr elend bin, so haben mich meine Lehrer doch lieb und verachten mich meines Elends halber nicht. Weil sie den Geist Gottes kennen und Seinen Sinn wissen, so wenden sie Fleiß an, mich zu dem Lamme Gottes hinzuweisen. Ach, wenn dir der Geist Gottes in's Herz gibt, daß du uns noch mehr Lehrer senden sollst, so schicke uns doch dieselben. Denn Gott hat uns geliebt und ist für uns gestorben, da wir und du hätten sollen verloren gehen. Er hat uns aber erlöset. Dieses erkennen wir, wenn wir im Herzen ein Gefühl von Jesu Blut bekommen. Jesus segne dich, und das sage du allen deinen Brüdern, daß ich sie sehr lieb habe." — Jonas schreibt an die Gemeinde: „Lieben Brüder! Ich habe euch zwar nicht gesehen, aber ich habe euch doch lieb, weil mich Jesus als einen verlorenen gesucht und endlich gefunden hat. Als ich getauft wurde, versprach ich, Jesu nachzufolgen: aber nun werde ich gewahr,

daß ich es nicht kann. Weil ich nun von mir selbst nichts Gutes denken kann, so bedarf ich das Blut Jesu zu meiner Reinigung, damit es mein Herz mache, daß es aufhöre, böse zu sein, denn es ist sehr verdorben. Wenn meine Lehrer Jesu Blut nennen, so freue ich mich darüber, daß mich das Lamm mit Seinem Blut erkauft hat, aber wenn ich lange unter den Heiden bin, so vergesse ich es wieder. Darum, meine Lieben, betet mit Fleiß zu dem Lamme für mich, daß es mir ein gutes Herz gebe. Jesus sei mir gnädig". —

Das selige Ende einiger Gemeindeglieder war ein lieblicher Beweis von ihrer innigen Liebe zum Heilande. Am 2. Mai 1743 starb Noah, von dessen Taufe am zweiten Christtage 1742 berichtet ist. Während der Krankheit, die seinem Tode vorherging, blieb er ohne Furcht. Er lehnte sich im Glauben auf den, der dem Tode den Stachel genommen hat. Als man an seinem Sterbelager eine Versammlung gehalten, sagte er: „Ach, wie große Freude habe ich diesen Winter gehabt, wenn wir so mit einander geredet, gebetet und gesungen haben! Aber nun werde ich nicht mehr bei euch sein können!" — Man sprach dem Kranken Trost zu und wies ihn auf die Herrlichkeit des ewigen Lebens, wo er vor dem Throne des Lammes in einer weit größeren Versammlung singen könne: „Das Lamm, das geschlachtet ist ꝛc." Auf die Frage, ob er den Heiland recht lieb habe, antwortete er: „Ja, ich habe Ihn lieb." — Noch kurz vor seinem Ende legte der Sterbende den Brüdern seinen noch heidnischen Bruder an's Herz. „Ich habe," sagte er, „noch einen jüngeren Bruder, dem ich gern den Heiland angepriesen hätte. Ich befehle ihn euch an, daß ihr ihn hier behaltet, wenn er kommt, und ihm sagt, daß ich solches auf meinem Todtbette begehrt habe." — Der Kranke stimmte manchmal in den Gesang des Liedes: Christi Blut und Gerechtigkeit ꝛc. mit ein

und bezeugte sein inniges Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Unter Auflegung der Hände und unter dem Gebete der Anwesenden ist Noah ruhig und getrost entschlafen. „Wir dankten dem Heilande für die Gnade," schreiben die Missionare, „die Er an ihm und seiner Familie gethan hat. Es ist noch nicht ein ganzes Jahr, daß er hergekommen ist, und vom ersten Anfange an, daß die Gnade an ihm begann zu arbeiten, hat man einen geraden Gang und tägliches Wachsthum bei ihm verspürt. Man hat auch nicht eine unvergnügte Miene an ihm gesehen, ob er sich gleich im Aeußeren sehr schlecht behelfen mußte; und wenn die Anderen wegfuhren, um sich im Aeußeren zu verbessern, sagte er: „Ich will nur bei euch bleiben, es fehlt mir hier ja Nichts." — Er hatte nicht solche Gaben, wie die Anderen, den Heiden zuzusprechen, aber er war ein Jünger an der Brust Jesu. „O wie hat der Herr die Menschen so lieb."

Mit einem bußfertigen, aber getrösteten Herzen verschied im Monat Mai 1744 Salomo. Seit seiner Taufe war er die Freude der Brüder. Aber im letzten Frühjahre hatte er sich eines Vergehens schuldig gemacht, welches ihn von der Gemeinschaft der Gläubigen ausschloß. Der Gestrafte verließ Neu-Herrnhut. Wenige Wochen nachher traf ihn ein Missionar bei einem Besuche der Heiden. Salomo nahm die Ermahnungen des Lehrers willig an; er vergoß viele Thränen. Nicht lange nachher fand er sich wieder bei den Brüdern ein; aber gleich nach seiner Ankunft wurde er bedenklich krank. Die Missionare sahen sein nahes Ende. Da er über seinen Fehltritt aufrichtig betrübt war, so wollten sie ihn nicht sterben lassen, ohne ihn wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu haben. Nachdem das geschehen, bezeugte der Kranke, er sei jetzt bereit, in die Ewigkeit zu gehen. Einige ihn besuchende Freunde hörten ihn einmal unter großen Schmerzen den Seufzer ausstoßen: „Ach,

Jesu, du weißt, daß ich mein Vertrauen allein auf dich und dein Blut stelle, du weißt auch, daß ich keinen anderen Heiland habe als dich, darum stehe mir Armen bei." Kurz vor seinem Ende wurde er gefragt, ob er mit Freudigkeit zum Heilande gehen könne. „Ja!" antwortete er mit der Gewißheit des Glaubens und fügte die Worte hinzu: „Da kommt ein armer Sünder her, der gern für's Lösegeld bei Ihm wär!"

Im Anblick all' des Segens, welchen die Missionare von ihrer Arbeit sehen durften, sang Matthäus Stach am 20. Mai 1746, dem 14. Gedenktage seiner Ankunft in Grönland, dieses Lied:

Wir seh'n nun auf den Steinen,
Wo wir sonst gingen weinen,
Schon manches Haus und Zelt.
Da wohnen sie im Lichte
Von Jesu Angesichte:
Ist wohl was Schön'res auf der Welt!

Was unter uns beklieben,
Hat er in's Buch geschrieben;
Zwar ist die Zahl nicht groß.
Wir dachten nie auf Viele;
Doch eil'n sie nach dem Ziele,
Und danken für ihr Gnadenloos.

Herr Jesu, solche Sachen
Hast du hier wollen machen,
Du hast noch mehr bereit!
Durch's Blut der Wundenhöhlen
Erlabe nun die Seelen
Nach aller Deiner Herrlichkeit.

Fünftes Kapitel.

Kirchenbau in Neu-Herrnhut. — Joh. von Watteville's Visitationsreise. — Bekehrte Grönländer.

> Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten; und ich will euch erhören.
>
> Jerem. 29, 11. 12.

Je mehr Einfluß die Brüdermissionare in Grönland gewannen, je begieriger die Eingeborenen nach dem Unterrichte im Worte Gottes waren, desto nothwendiger war eine Verstärkung der Arbeiterkräfte in Neu-Herrnhut.

Im Jahre 1746 hielt sich Joh. Beck in Marienborn auf, um den Druck einiger grönländischen Uebersetzungen zu besorgen. Auf seine Vorstellungen rüstete die Gemeinde zwei neue Sendboten aus, Johann Sörensen und Christian Börnike. Sie kamen am 18. April 1746 in Neu-Herrnhut an. Im folgenden Jahre trat Michael Ballenhorst in die Reihe der Missionsarbeiter. Er fand später seinen

Wirkungskreis als Katechet an der grönländischen Knabenschule und unter den ledigen Mannspersonen.

Das Jahr 1747 ist eines der wichtigsten in der Geschichte der grönländischen Brüdermission. Es ist wohl das Geburtsjahr der Gemeinde in Neu-Herrnhut genannt worden, weil im Laufe desselben der eigentliche „Gemeingeist" entstanden sei.*) Wir haben indessen gesehen, wie schon früher die Gemeinde sich sammelte. Es liegt in der Natur ihres Anfangs, daß sie sich erst allmählig entwickeln mußte, ehe alle Gemeindeeinrichtungen in ihr ihre Stelle fanden.

Als sich mit jedem Winter die Zahl der Grönländer in Neu-Herrnhut mehrte, waren die Brüder wegen eines geräumigen Versammlungslokals in großer Verlegenheit. Sie erweiterten zwar zu dem Zwecke ihr Wohnhaus, allein der dadurch gewonnene Raum half dem Nothstande nicht ab. Sie waren genöthigt, die Versammlungen und Tauffeste unter freiem Himmel zu halten. Trat ungünstiges Wetter ein, so mußte der Gottesdienst entweder ganz ausgesetzt oder in kleineren Gesellschaften in den Häusern gehalten werden. Die Liebe der Brüder in Europa schaffte Hülfe. Auf der im Jahre 1746 abgehaltenen Synode zu Zeyst vereinigte sich eine Anzahl Freunde, in Holland ein großes Haus zu bauen und nach Grönland zu senden. Johann Beck machte den Plan dazu. Einige Brüder fanden sich bereit, die Materialien nach Neu-Herrnhut zu bringen und bei dem Aufbau behülflich zu sein. Unter ihnen erwähne ich den alten Christian David, dem es eine große Freude war, das Land so vieler Thränen noch einmal betreten zu können. Am 12. Juni 1747 erreichte das Schiff Grönland. Gleich nach der

---

*) Cranz, Historie von Grönland, S. 638; und darnach Kölbing, Die Missionen der ev. Brüder in Grönland, 1831. S. 100.

Ankunft wurde der Kirchenbau begonnen. Am 5. Juli wurde der Grundstein gelegt. Matthäus Stach, welcher mit dem Schiffe nach Europa ging, wohnte noch kurz vor seiner Abreise der Feier bei. Er segnete den Bau mit den Worten: „Hebe auf die durchgrabenen Hände über diese Stätte und vollende alle die Segen, die sich schon in deinem Herzen regen." Ungünstiges Wetter verzögerte die Vollendung des Gotteshauses, am 16. September stand es unter Dach.

Nachdem die Grönländer sich von ihren Jagdzügen wieder in Neu-Herrnhut eingefunden hatten, fand am 16. Oct. die Einweihungsfeier der neuen Kirche statt. Joh. Beck predigte in dem Vormittagsgottesdienste über die Loosung des Tages: „Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun". Joh. 14, 3; und über das Wort 1. Kön. 2, 4: „Auf daß der Herr sein Wort erwecke, das er über mich geredet hat." — „Nun will ich mit Freuden sehen, was du thust, bis du uns kannst halten deinen theuren Eid, daß wir sollen werden deine ganze Freud'." — Er wies darauf hin, wie auf die Thränensaat der Brüder eine so reiche Freudenernte gefolgt sei. Anfangs habe man nichts Anderes thun können, als hinter einer Klippe mit Thränen zu dem Herrn um das Heil der Grönländer beten. Das Gebet sei erhört, davon zeuge die gegenwärtige grönländische Gemeinde. Ja, der Herr habe über Bitten und Hoffen gethan. Er habe dieses Haus und diese Kirche geschenkt, wo von jetzt an seine Ehre wohnen möge. — In der Nachmittagsversammlung sprach Friedr. Böhnisch über die Liebe Gottes gegen die Menschen in der Sendung und Opferung seines Sohnes. Nach der Predigt wurden drei Taufcandidaten getauft. — Auf die gottesdienstliche Feier folgten noch zwei Versammlungen; zuerst die Feier des Liebesmahles mit den Gemeindegliedern, sodann eine Singstunde, in welcher auch deutsche und dänische Lieder gesungen

wurden. Zuletzt versammelten sich die Getauften zur Betstunde. Man sang die Verse: „Herr Zebaoth, du wahrer Gott der Creatur, du Schöpfer der Natur! Gott, der die ganze Welt erhält, und was verdarb mit Blut erwarb und heil'gen muß, wir fallen dir zu Fuß. So wahr du lebst und dich erhebst auf Cherubim und blendst die Seraphim, und der Jehovah bist und Christ; so wahr bleibt's Blut das höchste Gut der Sünderschaft, bis daß kein Tod mehr haft!" — Dann fiel die Versammlung auf die Kniee und brachte dem Herrn ihren Dank dar. „Wir dankten Ihm unter einem lauten grönländischen Gebet mit vielen Thränen für alle bisher an uns bewiesene Gnade, besonders für diesen Tempel und für den heutigen Segenstag, an welchem er uns Seine gnädige Gegenwart so ausnehmend hat fühlen lassen, daß wir beim Aufstehen bekennen mußten: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort." — Noch ehe der Monat Oct. zu Ende ging, feierten die Brüder zum ersten Male mit den Gehülfen Jonathan und Jonas nebst dessen Frau Salome das heilige Abendmahl.

Nach dem Feste setzten die Missionare ihre Thätigkeit in früherer Weise fort. Aus den sechs Gesellschaften, in welche vor wenigen Jahren die Heilsbegierigen getheilt waren, waren in diesem Winter dreißig geworden. - Mehr als 180 Eingeborene hatten in Neu-Herrnhut ihre Winterhäuser aufgeschlagen. Daß die Predigt des Wortes nicht leer zurückkam, mag man aus der großen Zahl der in diesem Jahre Getauften, die sich auf 52 belief, ersehen. — Am Schluß dieses Erntejahres schreiben die Missionare: „Am 24. Dec. Abends nach einer Rede von der Geburt Christi besangen wir diese Materie mit alten und neuen, deutschen und grönländischen Weihnachtsversen, und mit den Getauften beteten wir unter einem lieblichen Wehen des Geistes das Jesuskindlein an. Sie waren so voller Freude, daß Viele die

ganze Nacht aufblieben und in ihren Häusern Weihnachtslieder sangen. Wir riefen sie also den 25. früh um halb vier Uhr mit den Trompeten wieder zusammen auf den Saal. Da wurden ihnen, nach einer Rede von der Erniedrigung unseres Schöpfers, einige von den Kindern aus Deutschland übersandte Geschenke, als Messer, Nadeln ꝛc. ausgetheilt, die sie mit Danksagung und Freuden über das Andenken der Gläubigen in Europa empfingen. Dann gingen wir mit den meisten Erwachsenen auf die Kolonie, weckten die dasigen Einwohner mit Musik und Gesang und hielten zusammen in ihrer Kirchstube eine Weihnachtssingstunde. Als wir wieder nach Hause gingen, folgten sie Alle mit. Unterdessen hatten die zu Hause Gebliebenen den Saal und alle Fenster einfältig, aber gar schön mit brennenden Muschelschaalen, statt der Kerzen, illuminirt. Da wurde dann die Weihnachtspredigt gehalten über die Worte: Siehe, ich verkündige euch große Freude ꝛc. Am zweiten Feiertage wohnten wir nebst so vielen Grönländern, als Platz haben konnten, dem Gottesdienste und einer Taufe auf der Kolonie bei. Den dritten Feiertag machten wir Europäer uns besonders zu Nutze. Den 28., als am unschuldigen Kindertage, hielten wir mit den Kindern ein Liebesmahl, sprachen sie hernach einzeln und fanden sie Alle in einer hoffnungsvollen Herzensstellung.

Am 31. Dec., nachdem wir das Diarium dieses Jahres mit inniger Dankbarkeit für Alle uns und unserm Häuflein erzeigten Wohlthaten durchgelesen hatten, fingen wir die grönländische Nachtwache an mit einer Rede über den letzten Text dieses Jahres: Ich wußte euch Nichts zu predigen als Jesum Christum, und zwar als gekreuzigt.

Hierauf wurde ihnen Alles, was der Heiland bisher und besonders in diesem Jahre an ihnen gethan, erinnerlich gemacht. Zur Dankbarkeit brauchten wir sie nicht zu ermahnen, davon zeugten ihr gebeugter Blick und Thränen.

Dann hatten wir ein Liebesmahl, mit gedorrtem Angmarset. Wir lasen die Namen der Getauften ab, wie sie rückwärts von 1747 bis 1739 von Jahr zu Jahr getauft worden und sangen jeder Klasse einige Segensverse. Als wir aber die allerersten Getauften nannten, und uns an die Gnade, die bei der Erweckung des Erstlings Samuel gewaltet, erinnerten, so kam über die ganze Versammlung eine heilige Bewegung, daß wir Alle niederfielen und dem Lamme mit tausend Thränen dankten für Alles, was Er an uns und unseren Grönländern gethan hat. Um zwei Uhr gingen wir aus einander. Wir müssen bezeugen, daß wir schon viele Segenstage gehabt, aber noch nie eine solche Bewegung unter so häufigen Thränen erlebt haben, als wir diesmal in diesem Gemeinlein, das Er sich aus den dummen und unempfindlichen Wilden am Nordpol gesammelt und mit Seinem Schweiß und Blut bethauet hat, wahrnahmen.

Dem Lamm, das geschlachtet ist, und das uns Gott erkauft hat mit Seinem Blut, aus allerlei Geschlecht und Zungen und Volk und Heiden, sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Das begonnene Gnadenwerk in der Gemeinde ging während der nächsten Jahre seinen stillen Gang. Die Erweckten zeigten in ihrem Leben und Wandel, daß das Wort Gottes ihre Herzen ergriffen. So schreiben die Heidenboten im Jahre 1748: „Wir haben jetzt eine gar selige Zeit in Grönland. So hätten wir's uns vor etlichen Jahren nicht vorgestellt. Der Herr hat mehr an uns gethan, als wir zu bitten verstanden haben. Unser Herz zerfließt oft über den Strom des Lebens, der sich über dieses Volk ergießt, und was ihn verhindern will, durchbricht. Wir stehen oft voller Beschämung da und wundern uns, wenn ein sonst so wildes, dummes und unempfindliches Volk beim Reden und Singen

von Jesu Leiden so empfindlich gerührt wird, daß ihm die Liebes- und Freudenthränen häufig von den Wangen rollen; und daß ein Volk, welches sonst nicht lange an einem Ort bleiben kann, sich nun zu einer Gemeinde sammeln läßt, beim Ausfahren immer in der Nähe bleibt, und wenn sie schon zwei bis drei Meilen weg sind, doch am Sonntage fast Alle zu der Versammlung kommen und wie die Kinder nach der seligen Weide der Lehre von Jesu Wunden verlangen. Wird einem die fröhliche Botschaft gebracht, daß es aufgenommen und getauft werden soll, so kann es die selige Stunde kaum erwarten, und aus dem Blick seiner Augen, der vorher wild, finster und fürchterlich war, nun aber licht, angenehm und lammhaft ist, kann man abnehmen, daß innerlich eine größere Verwandelung vorgegangen sein müsse, als wir uns vorstellen können." —

Die Brüder warfen zwar auch nach denen, welche bisher dem Evangelio widerstanden hatten, das Netz aus; im Allgemeinen sahen sie aber von ihrer Arbeit außerhalb der Gemeinde wenig Frucht. Sie machten hier wieder dieselben Erfahrungen, welche sie im Anfange ihrer Wirksamkeit so tief niedergebeugt hatten. „Mein Herz", schreibt einer von ihnen, „war wie verschlossen, und ich hätte weinen mögen über die erschreckliche Macht der Finsterniß, die diesen Winter über die Wilden herrscht, dabei manche Seele, die schon angefaßt gewesen, mit hingerissen wird; wie denn ein Paar Kinder, die eine Zeitlang bei uns gewohnt und von ihrem Vater wieder weggeholt worden, sehr schüchtern waren, und auf Befragen der Ursache mit Weinen antworteten, daß sie sich wieder zu den heidnischen Eitelkeiten bereden lassen. Ein Mann bezeugte, er habe sich auch oft bekehren und an Jesum gläubig werden wollen, aber die Liebe zu den sündlichen Gewohnheiten der Heiden kriege immer wieder die Oberhand. So lange wir bei ihnen wären, unterließen sie dieselben, um

uns nicht zu betrüben: desto ärger machten sie es, wenn wir wegwären. Eine andere Person sagte, was sie vom Heiland höre, thue ihr wohl, aber es sei so schlimm, daß sie Nichts behalten könne, ihr Herz sei wie ein löcherichter Sack, da Alles durchfällt. Wir hielten in dem Hause, wo wir herbergten, alle Morgen und Abend eine Versammlung, dazu kommen konnte, wer da wollte. Es kamen aber nur wenige. Ach, wie beugt uns die Gnade, die der Heiland an unseren Grönländern gethan hat! So schlecht auch Einige noch sind, so ist doch der Unterschied unter ihnen und den Heiden unbeschreiblich groß."

Während der letzten Siege des Evangeliums in Grönland war Matthäus Stach in Europa. Er hatte mit dem Schiffe, welches die Materialien zu der neuen Kirche gebracht, die Seereise gemacht. Fünf Grönländer begleiteten ihn: die Eheleute Simon Arbalik und Sarah Pussimek, die Jungfrau Judith Issek und die Knaben Matthäus Kajarnak und Angusinak. Fast zwei Jahre war Stach bei den europäischen Brüdern; am 19. Juli 1749 kehrte er über New-York nach Neu-Herrnhut zurück. Unter den Eingeborenen war große Freude über die Zurückkunft ihrer Landsleute, die von ihrem Besuche einen reichen Segen nach ihrer Heimath zurückbrachten. Judith, die schon vor ihrer Reise unter dem weiblichen Geschlechte gewirkt, hatte in dem Chorhause der ledigen Schwestern in Herrnhut glückselige Tage verlebt. Sie brachte von da den Wunsch in ihr Vaterland mit, ein ähnliches Haus in Neu-Herrnhut zu errichten. Auf ihre Vorschläge gingen die grönländischen Hausväter ein, und im Herbst 1749 wurde das erste Schwesternhaus erbaut. —

Im Jahre 1750 beschloß die Synode zu Barby eine Visitation der grönländischen Mission und übertrug dieselbe dem Bischof Johannes von Watteville, dessen Besuch

den Missionsgemeinden in Nordamerika und Westindien so reiche Früchte gebracht hatte. Watteville erkor sich zu seinem Begleiter den damals in London weilenden Matth. Stach.*) Am 28. April 1752 verließen die Brüder Kopenhagen, am 13. Juni erreichten sie Grönland. Ihre Ankunft rief große Freude in Neu-Herrnhut hervor. Als Johann Beck ihnen auf dem Schiffe wider Erwarten begegnete, war er, wie v. Watteville berichtet, „ganz außer sich, fing wie ein Kind an zu weinen: und diese Alteration vor Freuden hatte die Wirkung, daß er das Fieber, von dem er so eben aufgestanden, verlor".

Von Watteville und Stach trafen die Missionare in Grönland in einer Lage, in welcher die Letzteren einer kräftigen Hülfe bedurften. Die Gemeinde in Neu-Herrnhut war in den letztverflossenen Monaten von mancherlei Trübsal heimgesucht worden. Eine ungewöhnliche Kälte, Sturm, Schnee und Regen hatte die Eingeborenen an ihren gewöhnlichen Jagdauszügen gehindert, und die Folge davon war großer Mangel an Nahrungsmitteln. Da während der Kälte sich Niemand aus dem Hause wagte, bei günstigem Wetter aber Alles auf die See ausfuhr, so konnten die gottesdienstlichen Versammlungen nicht in der früheren Ordnung gehalten werden. Eben neigte sich diese Drangsalszeit ihrem Ende zu, als von Watteville mit M. Stach in Neu-Herrnhut eintraf.

Die Visitation wurde in ähnlicher Weise abgehalten, welche wir in der Geschichte der Brüdermission auf der In-

---

*) Stach hielt sich damals in London auf, um bei der Hudsons-Bai-Compagnie die Erlaubniß zu einer beabsichtigten Mission unter den Eskimo in Labrador zu erwirken. Aber seine Bemühungen waren ohne Erfolg.

sel St. Thomas haben kennen lernen.*) Von Watteville sprach mit jedem einzelnen Gemeindegliede in den Häusern, leitete die gottesdienstlichen Versammlungen, ging die Kirchenbücher und Diarien der Brüder durch, und hielt mit den Arbeitern Conferenzen, in denen die Angelegenheiten der grönländischen Gemeinde näher berathen wurden. Je und dann machte er auch Ausflüge zu den Eingeborenen in der Umgegend der Missionsstation; wir finden ihn mehrere Male auf der Insel Kangek. Um den Lesern näher in seine Thätigkeit einzuführen, theile ich aus dem sehr umfassenden Visitationsberichte einige Auszüge mit.**)

„Nachdem ich mir von unseren Brüdern erzählen lassen, wie es seit dem letzten Schiff unter den Grönländern ausgesehen, so besuchte ich mit Matthäus Stach alle unsere Grönländer in ihren Zelten, und sie besuchten mich auch heute und die folgenden Tage in meiner Stube gar fleißig und wußten die Freude über unsere Ankunft nicht genug auszudrücken.

Abends hielt ich die gewöhnliche Versammlung. Ich redete deutsch und ließ einen Satz nach dem andern durch einen von den Brüdern in's Grönländische übersetzen, und so habe ich die ganze Zeit meines Aufenthaltes continuirt. Die Zahl der anwesenden Grönländer war etwa hundert und fünfzig, die Anderen waren theils noch nicht vom Häringsfang zurück, theils sind sie im Sund oder in den Inseln auf ihren gewöhnlichen Sommerplätzen. Wie mir's bei dem Anblick einer Gemeine Jesu aus dieser Nation um's Herz gewesen,

---

*) Vgl. Ev. Missionsgeschichte B. III. H. 1. 2. S. 151 ff.

**) Der vollständige Bericht v. Watteville's an seinen Schwiegervater, den Grafen v. Zinzendorf, findet sich bei Cranz, a. a. O. S. 714—751.

kann ich nicht ausdrücken, und es floß vor Zärtlichkeit zu ihnen manches Zährlein. — Den 14. Juni hielt ich die Frühstunde über die Worte: Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden rc. Nachher besah ich mir die Gegend um Neu-Herrnhut. Man sollte sich wohl kaum in einem so rauhen Lande ein so angenehmes Plätzchen vermuthen. Das Land besteht aus lauter kahlen Felsen, zwischen welchen nur sehr wenig Erde oder vielmehr Sand anzutreffen ist. Und dennoch sieht es um's Haus, im Hofe, Garten rc. recht ordentlich aus und auf dem ganzen Platz rings herum, da ehedem kein Gräschen gewachsen, steht nun das schönste Gras im Sande und zwischen den Steinen, so daß man Neu-Herrnhut einen Garten des Herrn in der fürchterlichsten Wildniß nennen kann.

Indem wir uns die Gegend besahen, kamen unsere Brüder Böhnisch, Sörensen und Ballenhorst von den Kookörnen gesegelt. Nun was da für eine Freude war, uns zu sehen, und wie die Thränen flossen, können Sie sich kaum vorstellen. Es kamen auch viele Grönländer zu Hause, und ich hielt ihnen nochmals eine Rede über die gestrige Loosung. Nach Allem hatten wir eine ernsthafte Unterredung über den hiesigen Gemein-Gang, die die Grundlage zu allen nachherigen Conferenzen gewesen und eine bleibende gesegnete Wirkung gehabt hat. —

Den 18. Juni waren die Sonntags-Versammlungen in der bisher gewöhnlichen Ordnung. Vormittags hielt ich die Chor-Versammlungen und konnte einem jeden Chor mein Herz und Sinn deutlich und ganz ausdrücken. Nachmittag war die gewöhnliche Predigt über Jes. 53. Es fanden sich auch Einige vom Schiffs-Volk dabei ein. Abends war die Liturgie der sämmtlichen getauften Grönländer, in welcher die Litaney gebetet wird. Auf dieser Versammlung ruhete eine eigene Gnade, und sie hat ein θεῖον, das sich ganz

besonders distinguirt. Es ist ein respectabler Blick, die grönländische Gemeinde in ihrer Andacht und Flehen zu sehen, und diese Versammlung ist ihnen so wichtig, daß sie hauptsächlich um derselben willen Sonntags von drei, vier bis fünf Meilen weit nach Hause kommen, und hernach oft wieder in der Nacht abreisen. Zum Schluß betete ich mit ihnen auf den Knieen, unter vielen Thränen. Wenn die Schlußworte der Litaney: „Herr Zebaoth, du wahrer Gott ꝛc." chorweise angestimmt werden, so klingt es doch gar schön und prächtig im Grönländischen, und gewiß, die Grönländer, sonderlich die Schwestern, singen besser, als man's vermuthen sollte. Nach der Liturgie wurde gemeldet, daß die Communicanten in dieser Woche bei Zeiten nach Hause kommen möchten, weil man sie zur instehenden Communion sprechen wollte. Ei, wie freundlich sahen sie zu dieser Nachricht aus!

Den 20. fuhren drei Brüder nach Kangek, Holz zu holen, das sie daselbst gekauft hatten. Wir übrigen besuchten etliche fremde Grönländer und redeten mit ihnen ausführlich vom Heilande. Sie hatten ihre Zelte etwa tausend Schritt von unserm Hause aufgeschlagen, welches mir gefallen hat, weil sie uns dadurch weniger Störung machen, als man von so wilden Leuten vermuthen sollte. Es war mir bei ihnen just so um's Herz, wie bei dem Besuch der Indianer in Neskomeko an der Susquehannah. —

Den 23. wurden zwanzig Brüder und Schwestern, die von Neuem zu Candidaten zum Abendmahl in Vorschlag gekommen sind, jedes apart gesprochen, und dann hielt ich ihnen zusammen eine Rede von der unaussprechlichen Gnade, die ihnen der Heiland in dem Sacrament Seines Leibes und Blutes zugedacht hat. Ihre Augen konnten nicht lange trocken sein. Auch sahen und sprachen wir diejenigen, die zu Tauf-Candidaten und zur Aufnahme in Vorschlag gekommen.

Den 24. als das Fest Johannis des Täufers war ein seliger Tag für Neu=Herrnhut, an welchem unser Gotteslämmlein sehr gnädig und kräftig in Seiner Gemeine wandelte. Nach dem gewöhnlichen Morgensegen war um halb zehn Uhr die erste Versammlung der Grönländer, der über dreihundert waren. Nach einer ausführlichen Taufrede beantworteten die Täuflinge die an sie gethanen Fragen mit einem weichen und gläubigen Herzen. Dann legten ich und Matth. Stach den drei Mannspersonen die Hände auf, und vindicirten ihre Seelen von allen Mächten des Satans und der Finsterniß dem Heilande zu Seinem ewigen Schmerzenslohn. Hierauf verrichteten wir die Taufe im Namen der heiligen Dreieinigkeit, und sie und Alle, die zugegen waren, fühlten, wie kräftig die Drei, die da zeugen auf Erden, der Geist und das Wasser und das Blut sich in diesem Moment bewiesen. Die übrigen Arbeiter ertheilten ihnen ihren Segen mit Handauflegen und dem Friedenskuß. Gleich darauf wurde auch eine Grönländerin nach eben dieser Ordnung getauft. Ihre Namen sind: Ignatius, Johannes, Salomo und Elisabeth.

Vor und nach Tisch besuchte ich in allen Zelten, deren diesmal bei vierzig waren, dann wurde noch mit Einigen gesprochen, die erst seit gestern Abend angekommen sind. Nachmittag hielt ich zuerst die Predigt, welche Bruder Johann Beck satzweise, wie gewöhnlich, übersetzte. Ich erzählte die Historie von Johannes dem Täufer, sonderlich wie er auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, gewiesen. Zum Schluß wurden drei Catechumenen mit dem Friedenskuß unter die Taufkandidaten aufgenommen, und in einem Gebete der kräftigen Vorbereitung des Geistes Gottes zur heiligen Taufe empfohlen.

Bald darauf kam die ganze Gemeinde zu den Agapen zusammen, wozu wir das Brod von Kopenhagen mitgebracht

hatten. Es wurde Vieles von unserer Reise, von den Gemeinen in Europa und unter den Heiden, in Süd- und Nord-America &c. gesprochen.

Nachher hielt ich den Communicanten eine ausführliche Lehrrede über die Materie vom heiligen Abendmahl.

Etwa um 7 Uhr war die gewöhnliche Abendstunde von der Freude Johannis im Mutterleibe über das Jesulein. Die Application machte ich auf die Kinder und auf unsere Herzen überhaupt.

Nachher hielten wir das Mahl des Herrn, und zum Schluß wurden acht Brüder und zwölf Schwestern zu dem nächsten Genuß confirmirt. —

Den 25. waren die Versammlungen wie Sonntags gewöhnlich. Nur statt der Kinder-Versammlung hielten wir mit allen unseren getauften Kindern, deren 44 Knaben und 34 Mädchen waren, ein gesegnetes Liebesmahl. Wir catechisirten und sie antworteten gut genug. Ich erzählte ihnen auch Etwas von den Kindern jenseits des großen Wassers und ließ mir ein Jedes seinen Namen nennen. Gleich darauf brachten die Mütter die Säuglinge auf den Armen getragen, und sie bekamen auch ihren Antheil von dem gestrigen Liebesmahl. Es waren ihrer 26. Ich fing mit ihnen eine aparte Versammlung an, die von nun an fortgesetzt werden wird, darin den Kindern einige Verse gesungen, und den Müttern ein Wort der Ermahnung gesagt werden soll. Ich küßte und segnete diese kleinen Kinderchen. Sie waren dabei so still und artig, wie die Engelchen. Die Predigt hielt ich über die Worte: Ein Kriegsknecht öffnete seine Seite, alsbald floß Blut und Wasser heraus. Der ganze Saal war so voll Grönländer, daß kein Plätzchen mehr übrig war. — In der Liturgie der Getauften wurde aus der Litanei des Lebens, Leidens und Todes Jesu gesungen, und zuletzt betete die Gemeinde auf den Knieen. Dann machten wir auf etliche

Tage mit den Mehrsten, die nun wieder ihrer Nahrung halber wegfahren müssen, einen zärtlichen Abschied. Unsere Brüder halten es für was Ungewöhnliches, daß sich unser ganzes Volk in diesen Tagen zusammen gefunden hat, und von den Communicanten auch kein einziges weggeblieben ist, da es sonst im Sommer schwer hält: denn das ist die Zeit, da sie sich auf's ganze Jahr versorgen müssen, und der Sommer ist hier gar sehr kurz. Im Winter hingegen sind sie mehr und die Schwestern allezeit zu Hause.

Den 29. nach der Frühstunde redeten wir mit einigen fremden Grönländern, deren die Tage über sehr Viele hierher gekommen sind. Wir unterhielten uns erst über eine Stunde lang mit ihnen, dann fing unser Grönländer Andreas an, ihnen eine solche solide evangelische Predigt zu halten, die ich mir von Wort zu Wort in der Stille von unseren Brüdern übersetzen ließ, daß mir Herz und Augen übergingen. Er redete von unseres Schöpfers Menschwerdung, Leiden, Sterben und Liebe zu ihnen, so gefühlig, zusammenhängend und dem Begriff der Grönländer accommodirt, als ich es gewiß nicht erwartet hätte, ja ich wünschte Manchem, der in Europa mit Unwissenden zu reden hat, gleiche Gaben.

Den 9. Juli Sonntags früh kamen etliche Boote voll nach Hause. Um 9 Uhr hielt ich eine Rede von der Gemeinschaft des Volks Jesu in aller Welt und von dem Zweck der Gemeintage. Dann wurden übersetzte Briefe der Indianer in Nord-Amerika verlesen. Im zweiten und dritten Theil des Gemeintages wurde ein Diarium der Indianer zu Gnadenhütten in Pennsylvanien gelesen und sogleich übersetzt, und von mir mit manchen Erzählungen erläutert, die den Grönländern angenehm waren. Zwischen dem zweiten und dritten Theil wurden die ledigen Brüder und Knaben nach einer kurzen Anrede in ihre Classen eingetheilt, und dann über den heutigen Text: Weil du über dem Wort von mei-

nem Leiden gehalten hast ꝛc. unter einem besonderen Beweis des Geistes und der Kraft gepredigt, und darauf den ledigen Schwestern und Mädchen ebenfalls ihre Classen bekannt gemacht. Nach dem dritten Theil wurden zwei Knaben getauft. Dann kam die Gemeinde zu ihrer Sonntagsliturgie zusammen, in welcher heut als am Gemeintage folgendes vorkam. 1) Hielt ich eine Rede über die Worte: Seid begierig nach der lauteren Milch ꝛc., da ich besonders die Getauften, die noch nicht Communicanten sind, herzlich bat, sich der Nahrung ihres Herzens, die ihnen der heilige Geist unter der Predigt des Evangelii, als eine gesunde Milch darreicht, mit begierigen Herzen zu bedienen, und ihren inwendigen Menschen dadurch zu nähren, bis sie der heilige Geist zubereitet habe, des Leichnams und Blutes Jesu im heiligen Sacrament theilhaftig zu werden. Es war eine nöthige Erinnerung, weil Viele, die noch nicht dazu tüchtig sind, unzeitig auf's Abendmahl gedacht hatten. 2) Wurde bekannt gemacht, daß täglich ein Morgensegen für alle Getaufte, die Abend-Liturgie aber nur für die Communicanten gehalten werden sollte. 3) Wurde unser lieber Bruder Johann Sörensen nach einer kurzen Rede, darin ich den Grönländern die Kirchenämter nach ihrer Fähigkeit deutlich machte, zum Diacono der Brüderkirche ordinirt und zugleich zu seinem Haushaltungsgeschäfte gesegnet. 4) Meldeten wir, daß wir künftig mehr als bisher, unsere grönländischen Brüder, die der Heiland dazu tüchtig gemacht, als Gehülfen im Versammlunghalten brauchen wollten. Zuletzt wurde noch ein Stück aus der Litanei gebetet, und hiermit dieser Tag des Herrn, ein besonderer Segenstag für die Grönländer, beschlossen. Den 15. hielten wir Conferenz wegen der grönländischen Helfer. Ich halte es für einen Schaden, daß so wenig grönländische Gehülfen zugezogen und auch dieselben noch zu wenig gebraucht worden.

Den 16. hielten wir außer den gewöhnlichen Sonntags-versammlungen, dazu sich die Grönländer häufig eingefunden, zum ersten Mal eine Unterredung mit den grönländischen Helfern. Es waren eilf Brüder und zwölf Schwestern. Wir machten ihnen den Zweck derselben und ihre Obliegenheit bekannt. Sie kamen auch bald in einen hübschen Gang hinein, und machten allerlei nützliche Anmerkungen und Erinnerungen, daraus wir sehen, daß sie Geschick zu ihrer Sache haben. Die Predigt war über den Text: Sein Blut redet besser, denn Abels. Nachher wurden drei Paare zur Ehe versprochen und in der Litanei der Gemeine gemeldet und ins Andenken empfohlen. Darauf wurde den Communicanten das instehende Abendmahl angezeigt.

Den 18. machte ich wieder eine kleine Fahrt, die hiesigen Gegenden zu besuchen. Wir segelten zuerst zwei Meilen bis Kangek. Es ist das äußerste Land an der See, wo manchen Winter einige hundert Grönländer wohnen, meistens Südländer, welche von den Brüdern fleißig besucht werden, und bei der Gelegenheit hat der Heiland gar Manche aus ihnen zu Seinem Schmerzenslohn bekommen, wie denn meist alle jetzt in Neu-Herrnhut wohnenden grönländischen Familien wenigstens einen Winter daselbst gewohnt haben, und durch die Predigt des Evangeliums erweckt worden sind. Ich zählte 14 große grönländische Winterhäuser. Wir luden etwas Holz, das die Brüder von den weggezogenen Grönländern gekauft haben, ruderten dann am Lande hin bis an die Hoffnungsinsel, wo die Kolonie Godthaab von 1721 bis 1729 gestanden, und kamen endlich durch den Nepiset-Sund zurück. Dies ist eine enge Durchfahrt zwischen dem festen Lande und den Inseln, wo die Fluth auf beiden Seiten hineingeht und mit dem starken Strom viele Seehunde hineinkommen. Zugleich ist das Wasser so seicht, daß man fast überall Grund sieht, und daher zum Fischen sehr bequem.

Aus der Ursache halten sich im Sommer und Herbst eine Menge Grönländer da auf, und man hat angemerkt, daß, seitdem sich so viele Grönländer in diesem Revier niedergelassen haben, der Seehundsfang im Sunde viel gesegneter und bequemer als vorher geworden ist. Wir besuchten zwei kranke Grönländer und kamen Abends in der elften Stunde nach Hause, nachdem wir wenigstens sechs Meilen gefahren waren.

Den 22. sprachen wir mit den Candidaten zum Abendmahl noch einmal und meldeten ihnen, was für eine Gnade ihnen der Heiland heute zugedacht habe. Sie ließen Liebesthränen fließen. Bei den Agapen sah ich mir alle Communicanten Person vor Person an, und redete mit ein und andren ein paar Worte. Nachher wurde die Leiche der seligen Schwester Regina, Nathans Frau, welche erst am vorigen 28. November getauft worden und seitdem in einem unverrückten Gnadengang fortgegangen, beerdigt. Darauf war die Absolution und dann die heilige Communion. Zwanzig Geschwister, die beim vorigen Abendmahl confirmirt worden, wurden desselben zum ersten Male theilhaftig und dazu mit Handauflegung eingesegnet; und zehn neue Candidaten empfingen den Friedenskuß, zur Versicherung, daß sie das nächste Mal mit uns zum heiligen Sacrament nahen sollten. Zwei Kranken wurde ihr Antheil in's Zelt gebracht. Herz und Augen gingen uns über; und weil sich's nun zur baldigen Abreise anschickte, so fühlte ich dabei ein solches Attachement an das grönländische Gemeinlein, mit dem ich nun zweimal communicirt habe, daß ich mich darüber nicht ausdrücken kann. Den 23. Juli, Sonntags, wurde im grönländischen Morgensegen aus der Litanei des Lebens und Leidens Jesu gesungen. Sodann hatten wir eine gesegnete Unterredung mit unseren grönländischen Helfern und trugen ihnen auf, über unser Volk, wenn sie auswärts sind, Aufsicht zu haben. Den

Brüdern wurde insbesondere aufgetragen, alle Abend in ihren Zelten eine Versammlung zu halten, und nicht nur unsere Grönländer, sondern auch die Heiden, wenn sie wollten, mit dazu kommen zu lassen. Sie nahmen es mit Willigkeit und Beugung an. Dann hielten wir die Chor-Versammlungen in der gewöhnlichen Ordnung. An das Ehechor hielt ich eine Traurede, und nach einem Gebet wurden durch Stach, Beck und Böhnisch drei Paare zur Ehe verbunden, von denen wir die gegründete Hoffnung haben, daß sie dem Heiland und uns zur wahren Freude sein werden. Das Ehechor ist hier das importanteste und hat die zuverlässigsten Leute. Es sind ihrer dermalen 48 Paar. Der Wittwer sind nur 2, der Wittwen hingegen über 40. Unter denselben sind viele liebe Leute, aber auch Einige, mit denen es nicht weit geht, und die noch allerlei wildische Unarten an sich haben; doch kann man hoffen, daß sie am Ende auf Jesu Verdienst, welches doch ihr Herz einmal eingenommen hat, selig aus der Zeit scheiden werden. Das ledige Schwesternchor ist auch über 40 stark. Sie haben eine solche active, muntere, resolute Art, daß man beim ersten Anblick denken sollte, es schicke sich solches besser für Mannsleute. Das kommt aber von ihrer Lebensart her, weil sie viele Arbeit verrichten müssen, die in anderen Ländern nur den Mannsleuten zukommt, als Rudern, Lasten tragen, Häuser bauen 2c. Sie sind auch sehr aufgelegt, bei den wilden Weibsleuten ein Zeugniß abzulegen, dadurch ist schon manche Wildin, und durch diese wieder ihr Mann gewonnen worden. Der ledigen Brüder sind nur etwa 30, und die ganz erwachsen sind, kaum 12. Es sind solide Leute darunter. Nach der Predigt über die Worte: Ihr werdet meine Zeugen sein, wurde eine Frau und ein Knabe getauft und dann eine Wittwe unter die Tauf-Candidaten aufgenommen. In der Versammlung der Eheleute empfingen fünf grönländische Ehepaare nach der schon

ehedem von den Brüdern angefangenen löblichen Gewohnheit zu ihrer schon vor ihrer Taufe angetretenen Ehe den Kirchensegen.“ —

Joh. v. Watteville hielt sich acht Wochen in Grönland auf. Am 12. Aug. 1752 trat er, nachdem er in der Morgenstunde von der Gemeinde Abschied genommen, mit Matth. Stach seine Rückreise nach Kopenhagen an. Ihm folgte die Liebe der Grönländer.*) Die Männer begleiteten ihn mit ihren Kajaken an's Schiff; die Frauen riefen ihm von den Klippen das letzte Lebewohl zu. —

Sein Besuch trug der Mission reiche Frucht ein. „Es werden sich Spuren seines Hierseins zeigen, so lange man von einer Gemeinde in Grönland unter deutschen und grönländischen Geschwistern wird sagen können.“**)

Kaum hatte v. Watteville Neu-Herrnhut verlassen, als die Station von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde. Dreißig Gemeindeglieder wurden eine Beute des Todes. — Im Mai 1754 brach eine ähnliche Krankheit aus, welche an sechszig Eingeborene, darunter mehrere Helfer, hinraffte. Den Brüdern war es in ihrem Schmerz ein Trost, daß die meisten Entschlafenen in gewisser Hoffnung des ewigen Lebens diese Welt verlassen konnten.***)

---

*) Die Eingeborenen nannten von Watteville Johannes Assersok d. h. der Liebhaber; lange nach seiner Abreise standen Einige von ihnen mit ihm im Briefwechsel. Vgl. Cranz, a. a. O. S. 1097.

**) Friedrich Böhnisch in einem Briefe an den Grafen von Zinzendorf bei Kölbing, a. a. O. S. 130.

***) Die hinterbliebenen Wittwen und Waisen, deren Ernährung den Brüdern allein unmöglich war, wurden verschiedenen grönländischen Familien, deren Erwerber am Leben geblieben waren, zugetheilt. Auf

Während der nächsten Jahre ging die grönländische Mission ihren stillen, gesegneten Gang fort. Die Grönländer kamen beim Beginn des Winters in immer größerer Anzahl in den Unterricht der Brüder und ließen sich auf den Namen des Herrn Jesu taufen. Im Jahre 1752 wurden 52; im Jahre 1753, 32; im Jahre 1754, 48; im Jahre 1755, 39; im Jahre 1756, 36 Eingeborene getauft. Am 1. Januar 1758 zählte die grönländische Gemeinde an 400 Seelen; fast 200 Christen waren bis dahin entschlafen.

Von dem Leben und Sterben der Heimgegangenen ließe sich gar Vieles berichten. Ich muß mich darauf beschränken, dir von Einigen derselben zu erzählen.

1. Im Jahre 1752 entschlief der Helfer Nathanael. Er war einer der ersten Getauften und hatte durch sein Zeugniß manchen Heiden für das Evangelium gewonnen. Sein liebevolles, heiteres Wesen machte ihn zum Liebling der Christen wie der Heiden. Dabei blieb er von Herzen demüthig; ihm war daran gelegen, in allen Dingen ein rechter Jünger des Herrn zu werden. Ineinem seiner letzten Briefe spricht er sich so aus: „Ich küsse euch von Herzen mit Liebe, weil mich der Heiland selig gemacht hat. Von mir selber habe ich keine Seligkeit. Mein Herz hätte keine Freude und könnte auch nichts Gutes denken, wenn Er mich nicht Sein Blut fühlen ließe. Er hat mich aus Gnaden in die Gemeinschaft derer, die Sein Fleisch essen und Sein Blut trinken, gebracht, darüber freue ich mich mit vielen Thränen. Ich habe Ihm mein ganzes Herz hingegeben und will meine Augen nun nicht mehr von Ihm

---

diese Weise war auch dafür gesorgt, daß die heranwachsenden Kinder zu der grönländischen Handthierung angeleitet wurden. Den Brüdern erwuchs durch die Fürsorge für die Waisen eine große Ausgabe, wodurch ihnen ihre oft kümmerliche Lage ohnehin sehr drückend wurde.

wenden. Ich habe den Heiland und Seine Wunden sehr lieb. Ich weiß auch, daß ich ein Sünder bin, und wünsche, daß mein Herz dieses beständig so fühlen möge: denn ich will sehr gern, daß es immer recht weich sei. Ich bitte Ihn, ich armes Kind, daß Er es allezeit mit Seinem Blut befeuchte." —

2. In demselben Jahre starb Matthäus Kajarnak. Wir kennen ihn aus der Geschichte seines Vaters Samuel. Als dieser im Jahre 1740 aus dem heimathlichen Süden zu den Missionaren zurückkehrte, ließ er den Sohn bei seinen Verwandten zurück. Erst nach des Vaters Tode fand sich Matthäus wieder in Neu-Herrnhut ein. Nachdem er im Jahre 1749 von der Reise nach Europa, welche er mit M. Stach gemacht, nach Grönland zurückgekehrt war, wurde er zu dem Amte eines Gemeindieners und Helfers berufen. Im Frühjahr 1752 überfiel ihn eine schwere Krankheit. Die Brüder gaben die Hoffnung seiner Genesung auf. Allein der Kranke erholte sich wieder. Die Tage der Visitation waren für sein inneres Leben von reichem Segen. Damals schrieb er nach Europa: „Wir haben uns sehr über Johannes Assersok gefreut. Als er das erstemal auf unserem Saale redete, wurden meine Augen nicht trocken, so nahe fühlte ich den Heiland. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich sehr vergnügt bin, und viel mehr, als da ich bei euch war. Der Heiland hat seitdem viel an meinem Herzen gethan. Ich kann mich über Ihn freuen, wenn ich mir ihn vorstelle, mit Seinen Wunden. So elend ich auch bin, so weiß ich doch nichts anders zu thun, als Ihm dankbar zu sein. Der Heiland ist doch gar zu vergnüglich, und also wird auch mein Vergnügen nicht aufhören. Ich denke auch oft daran, daß ich euch gesehen habe; aber nun werde ich euch wohl nicht mehr sehen, bis wir zum Heiland kommen. Seine geöffnete Seite ist das Haus, wo wir zusammenkommen werden." —

Nach J. von Watteville's Abreise lebte Matthäus Kajarnak nur noch kurze Zeit. Er getröstete sich in seiner letzten Krankheit des Verdienstes seines Herrn und im Glauben an ihn war seine Seele voller Freude. Als er einmal gefragt wurde, was er mache, zeigte er mit dem Finger in die Hand, um anzudeuten, daß er über die Wunden Jesu nachsinne. Nicht lange nachher sagte er: „Ach, ich habe den Heiland sehr lieb, ich freue mich gar sehr, daß ich bald zu Ihm kommen werde; willst du nicht bald nachkommen." Als man ihm auf seinen Wunsch einige deutsche und grönländische Verse gesungen hatte, küßte er dem Missionar dankend die Hand und sagte: „Ich habe dich sehr lieb." — Seine letzten Worte waren: „Schlaf in's Lämmlein's Schutze". Da versagte ihm die Sprache ihren Dienst. Still und ruhig lag er da, während die Anwesenden das Lied vollends aussangen. Und unter dem Verse: Die Seele Christi heil'ge mich, ist er sanft entschlafen, daß man's kaum merken konnte. „Sein Name wird unter uns nie ohne die zärtlichste Empfindung genannt werden, ob er gleich allemal den Schmerz über seinen Verlust erneuern wird. Wir gönnen ihm aber seine Ruhe von Herzen: „Stört nicht die edle Seel', sie lächelt über dem Gesicht von Christi Seitenhöhl'." —

3. Im Jahre 1753 entschlief der Grönländer Boas, der uns unter seinem heidnischen Namen Okkomiak als Schwager des Samuel Kajarnak bekannt ist. Er war der Ersten einer, die sich bei den Brüdern niederließen. Nachdem er im Jahre 1739 vor den Mördern seines Bruders nach dem Süden geflohen war, verging eine geraume Zeit, ehe er sich dauernd in Neu-Herrnhut niederließ. Zwar kam er im Jahre 1740 wieder dahin, aber bald zog er weiter nach dem Norden. Die Arbeit der Brüder an ihm war jedoch nicht ganz vergebens. Sein Herz hatte Eindrücke empfangen, die sich so leicht nicht verwischen ließen. Er fühlte

eine Unruhe, einen Unfrieden in seinem Inneren; im Umgang mit seinen heidnischen Landsleuten fand er nicht, was seine Seele bedurfte. Okkomiak aber konnte sich nicht von ihrer Gemeinschaft lossagen; nach vielem Schwanken und Berechnen that er erst im Jahre 1749 den entscheidenden Schritt. Er fand sich wieder in Neu=Herrnhut ein, wo er im folgenden Jahre getauft und zwei Jahre später unter die Abendmahlsgenossen aufgenommen wurde. Für den Schmerz, mit welchem die Brüder seinem heidnischen Treiben gefolgt waren, wurde ihnen von der Zeit seiner Rückkehr reiche Freude zu Theil. Der junge Christ war ein entschiedener Jünger des Herrn; so sehr er ehedem den heidnischen Wandel geliebt, so sehr haßte er ihn jetzt. Während der Krankheit, welche seinem Ende vorherging, konnte man ihn nicht ohne Freudenthränen ansehen. Man fühlte es seinen Bekenntnissen an, daß sie aus einem gläubigen Herzen kamen. Als sein noch heidnischer Bruder ihn einmal mit einigen Bekannten besuchte, bezeugte ihnen der kranke Boas die Seligkeit in Christo so nachdrücklich, daß sie unter Thränen gelobten, nach ihr zu trachten. Oft hörte man ihn ausrufen: „Ei, wie schön! Wie angenehm!" Als man ihn nach dem Grunde seiner Worte fragte, antwortete er: „Mein Heiland! Seine Wunden!" — Mit lächelndem Blicke ging er in die ewige Heimath.

4. Am 4. Februar 1754 starb an einer langwierigen Auszehrung der grönländische Jüngling, Christian. Er war aus dem Norden gebürtig und im Jahre 1746 nach Neu=Herrnhut gekommen. Im folgenden Jahre wurde er durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen. „Er hatte," schreiben die Brüder von ihm, „ein aufgeräumtes und geschicktes Genie, lernte in der Schule gar bald Grönländisch und Deutsch lesen und schreiben und hat uns mit Aufschreiben, wie auch bei der Uebersetzung große Dienste gethan.

Er lernte auch etwas Musik und half dadurch das Singen in eine bessere Ordnung bringen. Dabei versäumte er keineswegs, sich in der grönländischen Handthierung geschickt zu machen. Jedermann, der ihn sahe, mußte sich über ihn verwundern, und wir hofften einmal einen brauchbaren Gehülfen, sonderlich bei der Jugend, an ihm zu haben. Das Erfreulichste war seine zärtliche Herzensstellung. Wenn er von einem Fehl übereilt wurde, so kam er gleich, sich selbst anzuklagen, weinte und bat um Vergebung. Er hatte auch einen richtigen Begriff von dem Zweck des Beisammenwohnens der ledigen Brüder, und sobald er hörte, daß sie ein Haus für sich bauen sollten, freuete er sich wie ein Kind und that dabei, was er konnte. In diesem erfreulichen Gange war er besonders seit der gesegneten Visitation vor zwei Jahren, nachdem er aus einer betrübten Erfahrung auf's Gute weiser geworden war. Davon schrieb er damals u. A. folgendes: „Ich war in einem schlechten Zustand nach Leib und Seele. Denn ich hatte es gemacht, wie die, die keinen Heiland haben. Wahrlich, der Heiland verachtet keinen Menschen, wenn sie gleich nur zum Wegwerfen sind. Ich war ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Communicanten. Da habe ich den Heiland gebeten, daß Er sich meiner erbarmen möchte. Endlich ist er mir gnädig worden, und hat mich wieder zum Genuß Seines Fleisches und Blutes genommen. Da ist mein Herz wieder warm und vergnügt worden. Ich habe Ihm nun mein Herz ganz hingegeben und will meine Augen nicht mehr von Ihm wenden. Mein Herz ist des Heilands, und es ist eins mit den Gläubigen, und der Heiland ist in unsrer Mitte."

In seiner Krankheit sang er oft seine Leibverse: „O Haupt voll Blut und Wunden rc. Ich will hier bei dir stehen, verachte mich nur nicht, von dir will ich nicht gehen, bis mir mein Herze bricht rc." Man konnte ihn nie ohne

Freudenthränen besuchen. Da er merkte, daß seine Auflösung nahe war, fragte er vielmal, ob nicht bald wieder das Abendmahl sein werde, und nachdem sein Verlangen am 2. dieses gestillt worden, so ging er heute unter einer herzlichen Danksagung, daß der Heiland ihn uns geschenkt und so lange zur Freude und zum Gebrauch gelassen, aus diesem Jammerthal in die obere Gemeinde im 17. Jahre seines Alters."

5. Einer der wackersten Nationalgehülfen, des Namens Petrus, erlag im Mai 1754 der Krankheit, welche so manche hoffnungsvolle Blüthe zerstörte. Er stammte aus einer angesehenen Familie. Mit den Vorzügen der Geburt vereinigte er noch als Heide ein ernsthaftes, verständiges Wesen, die Grönländer ehrten ihn als ihren Anführer. Nach seiner Taufe 1746 hatte er großen Einfluß auf die christlichen Eingeborenen. Alles richtete sich nach ihm; die Verirrten nahmen seine zurechtweisenden Ermahnungen gern an. So strenge er gegen Andere war, so strenge war er gegen sich selbst. Hatte er einen Fehltritt begangen, so hatte er nicht eher Ruhe, als bis er um Vergebung gebeten hatte. Der Fortgang des Evangeliums lag ihm sehr am Herzen. Er pflegte wohl, wenn seiner Meinung nach das Werk Gottes zu langsam fortschritt, zu den Missionaren zu sagen: „Ach, lieben Brüder, wie muß euch und dem Heilande erst dabei zu Muthe sein, da es mir so nahe geht." — Da sein Herz von der Liebe zum Herrn erfüllt war, so waren auch seine Zeugnisse eindringend, gewinnend. Er trug schon lange den Gedanken an seinen Heimgang mit sich herum. In Pissiksarbik, dem gewöhnlichen Fischplatze der Gemeinde, erkrankte er. Er fühlte die Nähe des Todes. Nachdem er von seiner Frau und seinen drei Kindern Abschied genommen, ging er am 25. Mai in die Ruhe des Volkes Gottes ein. — Von seiner Frau liegt ein Brief vor, der über die letzten Augenblicke des Gatten Einiges mittheilt.

„Als mein Mann Petrus heimgehen wollte," schreibt sie, „sagte er zu mir: Ich werde Johannes Assersok nicht wiedersehen, aber ich werde mich beim Heilande mit ihm freuen, das sollst du ihm schreiben. Er hat mir auch anbefohlen, daß ich mich von ganzem Herzen zum Heiland halten soll. Und nun habe ich auch wahrgenommen, daß der Heiland mein Mann ist, und es kann mich so nach Ihm verlangen, als wie es mich oft nach meinem Petrus verlangt hat, wenn er zu lange auf der See geblieben ist. Ich habe meinen Heiland lieb, weil Er mich zuerst geliebt hat. Ich will Ihn mir allezeit vor Augen stellen, und so sollen auch mein Wille und meine Gedanken unverrückt auf Ihn gerichtet sein, damit ich Ihn nicht mehr vergesse. Meine Fehler sind unzählig, aber ich verkrieche mich täglich in Seine Wunden. Mein Herz ist dem Lamme hingegeben, es mit Blut zu füllen, und gleichwie die Kinder wachsen, also will ich auch in Seinem Blute wachsen. Diese meine Worte sind für alle Brüder und Schwestern in der Gemeine zu hören geschrieben. So sagt Elisabeth." —

6. Jehu, ein uns unter dem heidnischen Namen Kuanak bekannter Grönländer, ging im Jahre 1755 aus der Zeit. Er war der Sohn Kujajak's, welcher durch seinen Bruder Samuel Kajarnak zum Besuche in Neu-Herrnhut veranlaßt worden. An dem jungen Kuanak sahen die Missionare manche Regungen des Geistes; ein Bekenntniß von ihm ist bereits früher mitgetheilt worden.*) Auch wird von ihm gerühmt, daß er unter den Kindern nicht ohne Segen gewesen sei. Nur ungern folgte im Jahre 1742 der Knabe seinem Vater nach dem Norden; die Brüder nahmen von ihm mit Wehmuth Abschied. Sie fielen mit ihm auf

---

*) Vgl. S. 94.

die Kniee, und er betete so beweglich, daß „wir zusammen unzählige Thränen vergossen.“ Nach dem unglücklichen Ausgange seines Vaters kehrte Kuanak als ein armer Krüppel zu den Brüdern zurück. Er wurde ein liebes Gemeindeglied. In kindlicher Einfalt hing er sich an den Heiland. „Ich elender Krüppel,“ schreibt er einmal, „bin von Herzen arm, aber der blutige Heiland mit seinen Wunden ist mein Trost geworden, sonst habe ich keinen. Sobald ich daran denke, so freut sich mein Herz. Von mir selbst wäre ich nicht vergnügt worden, so aber hat Er meine Sinnen und Gedanken selbst auf Seine Wunden gerichtet. Darum halte ich mich immer zu Ihm, und weil ich so arm und elend bin, so will ich mich immer in Seine Wunden verstecken.“

7. Zachäus, ein grönländischer Jüngling, war seit dem Jahre 1742 ein fleißiger Besucher der Missionare. Aber sein heidnischer Vater mochte des Sohnes Freundschaft mit ihnen nicht leiden und holte ihn mehrere Male zu sich zurück. Seit dem Jahre 1748 blieb Zachäus in Neu-Herrnhut, nachdem er sich ganz von seiner heidnischen Familie losgesagt hatte. Er wurde bald nachher getauft, nach wenigen Jahren auch unter die Abendmahlsgenossen aufgenommen. Er war ein treuer Mensch. Mit seinen Gaben diente er gern und freudig den Brüdern. Seines Amtes als Chordiener wartete er mit großer Gewissenhaftigkeit. Aus einem Briefe erkennen wir sein inneres Leben. „Ich fühle meine Dürftigkeit, und wenn der Heiland nicht in meinem Herzen wohnte, so wäre es schlecht mit mir. Nun aber danke ich Ihm, daß Er zu mir eingeht und mich mit Seinem Fleisch speiset und mit Seinem Blut tränket. Ich könnte nicht vergnügt sein, wenn ich den Heiland nicht hätte, und wenn Er nicht gestorben wäre, so wäre ich auch nicht errettet worden. Ich kann nicht viele Worte machen, aber ich bin dankbar für unsere Lehrer, die zu uns gesandt sind. Nun wissen wir,

daß der Heiland uns lieb hat, und Er läßt uns täglich Sein Wort hören. Wenn ich an den Heiland denke, so fließen meine Augen mit Thränen. Ach, lieber Heiland, habe Dank, daß du mich nicht verachtet hast, da ich noch ein Heide war. Meine eigenen Freunde verachten mich, aber Gott sei Dank, daß ich den Heiland habe. Er verachtet mich nicht, ob ich gleich sehr elend und untüchtig bin. Ich werde auch nicht vergessen, so lange ich in der Welt bin, daß Er mich durch Sein theures Blut erworben hat."

8. Im Jahre 1756 verschied Ignatius, ein junger Ehemann. Er war aus dem Süden gebürtig. Anfangs gleichgültig und kalt, zeigte er nach seiner Taufe vielen Eifer, lebendiges Christenthum. Kurz vor seinem Ende sagte er bei einem Besuche des Missionars: „Es wird immer besser und besser." — Gegen Ende des Jahres 1755 schrieb er folgendes Bekenntniß nieder. „Ich habe nichts Größeres, mich daran zu erinnern, als den Heiland, daß Er für mich gestorben ist. Und weil das meinem Herzen das Allererfreulichste ist, so denke ich viel daran. Wenn ich fühle, wie sehr ich verdorben bin, so bitte ich Ihn mit Thränen, daß Er noch mehr Gnade an mir thun möge. Die Communicanten haben wohl viel vor mir voraus, daher achte ich sie sehr hoch. Doch denke ich immer daran, daß der Heiland auch für mich aus Liebe gestorben ist. Gelobet sei der Heiland, daß Er mich zu den Gläubigen gebracht hat; denn da ich noch unter den Unwissenden war, da war ich ein elender Mensch."

9. Die Ehefrau Antonette hörte zuerst die Predigt des Evangeliums in Kangek. Ihr Herz war davon so ergriffen, daß sie sich nach einer näheren Verbindung mit der christlichen Gemeinde sehnte. Als sie im Jahre 1748 nach Neu-Herrnhut gekommen war, wurde sie getauft. Seitdem lebte sie mit ihrem Manne in stillem Frieden bis an ihren

Tod, welcher im Jahre 1757 erfolgte. Sie hatte mehrere Jahre vorher an der Auszehrung zu leiden, aber gerade die Krankentage waren die seligsten ihres Lebens. Sie freuete sich auf den Tag ihres Abscheidens, wie auf den Hochzeittag. „Nun", sagte sie einmal, „wird der Heiland bald kommen und meine Seele mit sich nehmen, ich habe Ihn schon oft darum gebeten, und Er ist mir allezeit gnädig, wenn ich mit Ihm rede. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Ihr sollt aber auch meinen Leib zierlich ankleiden, denn meine leiblichen Glieder sind auch alle Sein Geschenk." Vor ihrem Scheiden sang man ihr den Vers: „Bleib, o Lamm, bleib immer, daß ihr nicht nur ein Schimmer von Deiner Gnade bleib, nein, daß sie alle Stunden recht fühlbar hab' die Wunden, ja, deinen ganzen Marterleib." Die Sterbende wies mit freundlichem Gesicht auf ihr Herz und begann mit gebrochener Stimme den Gesang des Verses: „Das Lämmlein und Sein Schmerze bleibt's schon, so lang das Herze, und wenn's auch nicht mehr schlägt, und, wie man sagt, erkaltet, wo Ihn der Speer gespaltet, da hab' ich mich hineingelegt."

10. Wir gedenken noch schließlich einer gottinnigen Christin, die uns schon einige Male in der Geschichte der grönländischen Mission begegnet ist. Der Sarah Pussimek Schwester, Issek, kam aus ihrer südlichen Heimath im Jahre 1741 zu den Missionaren. Es hatte ihrer gläubigen Schwester viele Mühe gemacht, die Heidin zur bleibenden Niederlassung in Neu-Herrnhut zu bewegen. Aber in welch' traurigem Zustande kam Issek! Die Brüder hatten mit ihr viele Noth. Sie war ein Muster heidnischer Dummheit und Blindheit. Als sie einmal gefragt wurde, ob sie nicht in ihrer Seele eine Sehnsucht nach dem Schöpfer und dem Heilande fühlte, gab sie zur Antwort, daß sie das nicht verstehe, und ihre Seele habe sie im Süden zurückgelassen.

Mit der Arbeit der Brüder vereinigte Sarah ihre Bemühungen und Gebete um die Bekehrung der Schwester. Sie ließ es an Ermahnung und Belehrung nicht fehlen, und wurde in ihrem Zeugniß nicht müde, bis das harte Herz empfänglich geworden für die Gnade in Christo Jesu. Seit der Zeit ging mit der Issek eine große Veränderung vor. Sie hatte in der That ein zerschlagenes Gemüth. Oft ging sie in die Einsamkeit und weinte um den Trost der Vergebung ihrer Sünden. Am Weihnachtstage 1742 wurde ihr Wunsch, die heilige Taufe zu empfangen, erfüllt. Sie legte den heidnischen Namen ab und wurde Judith genannt. Die Brüder erlebten an der jungen Christin viele Freude: ihr ganzes Streben ging dahin, die gelobte Treue im Leben und Wandel zu bewähren. Sie schämte sich nicht, noch das Lesen zu lernen, und als ihr das große Schwierigkeiten machte, vergoß sie oft Thränen über ihre Ungeschicklichkeit.

Im Jahre 1747 reiste Judith mit M. Stach zu der Gemeinde in Deutschland, in deren Mitte sie zum ersten Male das Abendmahl empfing. Als sie im J. 1749 nach Grönland zurückkehrte, betrieb sie die Erbauung eines Hauses für die ledigen Schwestern mit großem Eifer. Wir haben gesehen, wie die grönländischen Hausväter ihren Wunsch unterstützten und zu baldiger Ausführung brachten. Judith übernahm die Aufsicht im Schwesternhause und versah ihr Amt mit Geschick. Sie wußte gute Ordnung zu halten; in den letzten Jahren aber konnte sie sich wegen ihres schwachen Gehörs nicht über alle Vorfälle gehörig unterrichten. — Ihrem Tode ging eine langwierige Krankheit vorher. Sie gedachte oft ihres baldigen Endes, war aber dabei selig und vergnügt in ihrem Herrn. Ich will einige Auszüge aus ihren Briefen hierhersetzen. „Ich fühle meine Untüchtigkeit, aber ich sehe auch, daß mich der Heiland lieb hat, und mein Herz zu Seinem Willen zubereitet. Und also will ich bei meiner

Dürftigkeit beständig an Ihm hangen. Wenn Er mich nicht gesucht und auserwählt hätte, so wäre ich noch in der Finsterniß. Wenn ich das bedenke, so fließen meine Augen mit Thränen. Mein lieber Heiland, ich habe keine andere Freude, als allein an Dir und an Deinem Blut. Dieses macht mein Herz warm. — Wenn ich daran denke, daß uns der Heiland durch Sein Blut erlöset hat, so danke ich Ihm sehr herzlich. Und wiewohl ich ein armes elendes Kind bin, so stärket Er doch mein schwaches Herz mit Seinem Leib und Blut. — — Ich bin diesen Winter dem Leibe nach sehr schwach gewesen und habe oft Blutspeien gehabt. Da habe ich gedacht: Nun werde ich zum Heilande gehen; und habe mich sehr darauf gefreut. Da es aber der Heiland wieder ein wenig zur leiblichen Gesundheit wendet, so danke ich Ihm dafür auch, und will mich eben Ihm ganz zu Seinem Gebrauch überlassen. — Ich bin diesen Winter mit meinen Schwestern sehr vergnügt, und sie haben, wenn sie versammelt gewesen, dem Heiland für seine Gnade gedankt und fleißig von Seinem Leiden geredet. Ich erzähle ihnen manchmal, wie die Schwestern in der Gemeine drüben über dem Wasser nichts Anderes suchen, als dem Heiland zu gefallen und ihm zu leben. Da wünschen wir: Ach, wenn wir Ihn auch so lieb hätten! Es sind auch Verschiedene von den neuen getauft worden, und zehn haben wir in unser Haus aufgenommen, über die ich mich sehr freue."

Die letzten Monate ihres Lebens war Judith fast beständig an das Krankenbett gefesselt. Sie zeigte sich in ihren Leiden als eine gläubige Christin. An ihr nahes Abscheiden gedachte sie mit freudiger Hoffnung des ewigen Lebens. Noch zwei Tage vor ihrem Ende dictirte sie einen Brief an eine ihr theure Schwester in Europa. Er ist das letzte Vermächtniß an die, welche sie auf Erden zurückließ. „Nun schicke ich," heißt es, „dir den letzten Kuß aus meinem

Herzen zu. Meine Hütte wird schon von der Krankheit sehr geschwächt und abgemattet: aber ich denke dabei immer an meines Heilandes Leiden und freue mich gar sehr auf das selige Stündlein, wenn Er mich rufen wird, und daß ich nun mit meinen Augen werde Seine Wunden sehen, weil ich auch eine mit Seinem theuren Blute Erlösete bin. Ob ich gleich schon ein wenig hätte bei meinen Schwestern verbleiben wollen, so überlasse ich es doch dem Heiland; und mein größter Hang und Verlangen ist, bei Ihm zu sein. Wenn ich an die besondere Gnade des Heilandes denke, die ich hier auf Erden in Seiner Gemeine genossen habe, so fließen meine Augen mit Thränen. Ich habe Ihn lieb und werde Ihn unaufhörlich lieb behalten. Ich grüße noch alle Schwestern, die bei dir sind. Nun bin ich schon zu matt und kann nicht mehr weiter. Deine liebe Judith." — Am 13. October 1758 ist Judith unter dem Gesange der umstehenden Schwestern selig entschlafen. —

Herr, unser Meister, lehr' uns gläuben,
Daß wir auf Dich gegründet bleiben;
Und pflanz' in Dich, als Weinstock, ein,
Was jetzt noch wilde Zweige sein.

Kein Volk, noch Sprach' ist zu geringe
Dir, Gott und Schöpfer aller Dinge,
Und Deine treue Gnadenhand
Ist über Alles ausgespannt.

Drum hoffen wir von Grund der Seelen,
Noch Deine Treue zu erzählen
In manchem fernen Erdentheil:
Denn Du bist auch der Heiden Heil.

Wer weiß, in welcher wüst- und rauhen
Weltgegend, die man sonst mit Grauen
Für Fleisch und Blut pflegt anzusehen,
In Kurzem Deine Hütten stehn!

Sechstes Kapitel.

Gründung der Missionsstation Lichtenfels. — Die grönländische Mission bis zum Tode Joh. Beck's. — Matth. Stach's letzte Lebensjahre.

Selig sind, die seine Gebote halten, auf daß ihre Macht sey an dem Holz des Lebens, und zu den Thoren eingehen in die Stadt.
Offenb. Joh. 22, 14.

Seit mehreren Jahren waren die Missionare von Neu-Herrnhut mit dem Plane umgegangen, in den südlichen Gegenden Grönlands eine dauernde Mission zu gründen. Die Südländer, die auf ihren Wanderzügen nach dem Norden häufig bei den Brüdern einsprachen, zeigten eine große Empfänglichkeit für das Evangelium; eine in ihrer Heimath begonnene Missionsthätigkeit schien gesegneten Erfolg zu versprechen. Schon während der Anwesenheit Joh. von Watteville's hatte man über die Ausdehnung des Arbeitsfeldes nach dem Süden ernstliche Berathungen gepflogen. Allein erst im J. 1758 legten die Brüder Hand an's Werk. Eine Vermehrung der Gemeinde in Neu-Herrnhut konnte man damals weder erwarten noch wünschen. Die Brüder sahen sich daher gezwungen, in solchen Gegenden, wohin bisher nie der Fuß eines Boten gekommen war, die Predigt des Herrn erschallen zu lassen.

Die im J. 1754 in der sogenannten Fischer-Fiorde, achtzehn Meilen südlich von Neu-Herrnhut, angelegte dänische Handelskolonie lenkte die Aufmerksamkeit der Brüder auf diese Gegend. Die dänischen Handlungsbeamten, so wie die getauften Südländer, welche in Neu-Herrnhut ihr Brod nicht finden konnten, richteten wiederholt an die Missionare die Bitte, sich in der Fischer-Fiorde niederzulassen. Eine Untersuchung der Gegend, welche M. Stach und M. Ballenhorst unternahmen, hatte ein günstiges Resultat. Während ihrer Anwesenheit in Europa brachten sie bei der Gemeinde in Herrnhut die Gründung einer zweiten Missionsstation in Vorschlag. Die Gemeinde widerstrebte dem nicht. Sie forderte auf J. Beck's Veranlassung, welcher damals ebenfalls die Heimath besuchte, den M. Stach mit zwei Gehülfen, Jens und Peter Haven, auf, die Anlegung einer Missionsstation in der Fischer-Fiorde zu versuchen. Begleitet von den Segenswünschen der Gemeinde verließen die drei Brüder am 15. März Herrnhut; am 27. Juni kamen sie nach einer zwar langsamen, aber glücklichen Seereise in Grönland an. Mit vier grönländischen Familien, welche den Stamm der neuen Gemeinde bilden sollten, zogen sie von Neu-Herrnhut dem Süden zu. Am 23. Juli erreichten sie das Ziel der Reise. Die Loosung des Tages hieß: „Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns. Ps. 90, 17. Gebeut uns, daß wir glücklich sein."

Die Insel Akonomiak, nicht weit von der offenen See gelegen, schien den Missionaren die beste Stelle für ihre Mission zu sein. Sie begannen sofort ihre Einrichtungen zu treffen. Neben dem Missionshause, welches die Brüder nach langer und mühsamer Arbeit am 16. September vollendeten, schlugen die christlichen Grönländer aus Neu-Herrnhut ihre Hütte auf. Das war der Anfang der jungen Station,

welche von den sie umgebenden kahlen Felsen, mit Bezug auf die Verheißung Jes. 60, 1. Lichtenfels genannt wurde. — Die kleine christliche Gemeinde richtete sich in der Weise ein, wie sie es von Neu-Herrnhut her gewohnt war. In dem grönländischen Hause wurden die Sonntagspredigt und die anderen allgemeinen Versammlungen gehalten, die Feier des Abendmahles dagegen, die Versammlungen der Getauften und die Schule waren im Hause der Missionare. Es fanden sich bald bei den christlichen Eingeborenen Heiden ein; manche kamen aus bloßer Neugierde, andere hatten bereits früher auf ihren Wanderzügen das Evangelium gehört und lieb gewonnen. Sie suchten fernere christliche Unterweisung. Wie früher, so machte auch jetzt M. Stach mit seinen Mitarbeitern häufige Besuchsreisen zu den Heiden. Meist wurden die Lehrer freundlich willkommen geheißen. Die Grönländer waren auch willig, sich unterrichten zu lassen, aber an eine Lossagung vom Heidenthume schienen sie nicht zu denken. Zwei grönländische Familien, die sich nach kurzer Zeit in Lichtenfels niederließen, gaben den Brüdern die Hoffnung einer baldigen Erstlingsernte in dieser Gegend. Allein sie blieb unerfüllt. Die Männer waren durch einen in Neu-Herrnhut entschlafenen leiblichen Bruder mit dem Worte Gottes bekannt gemacht. Sie kamen regelmäßig zur Betstunde, Stach trug kein Bedenken, sie unter die Katechumenen aufzunehmen. Allein die Frauen waren mit den Absichten der Männer durchaus nicht einverstanden. Das eingezogene Leben in Lichtenfels behagte ihnen nicht; ihre Gatten ließen sich von ihnen bereden, auf immer die Station zu verlassen. Eine ähnliche Erfahrung machten die Missionare mit einem in der Nähe wohnenden Angekok und dessen Gattin. Sie kamen nach Lichtenfels mit dem Versprechen, dem Evangelio gehorsam zu werden. Allein es stellte sich gar bald heraus, daß es dem heidnischen Zauberer nur deshalb um christlichen

Unterricht zu thun war, damit er seine Weisheit vor seinen Leuten zur Schau tragen und beweisen könne, daß er ebenso klug sei, als der Missionar.

Mehr Heilsbegierde fand Stach unter den Heiden, welche den östlichen Theil der Insel Akonomiak bewohnten. Er berichtet von einem dortigen Besuche im J. 1759: „Wir fanden diesmal nur einen kranken Mann mit seiner Frau und seinen Kindern zu Hause. Der Mann zeigte uns seinen wunden Rücken. Ich nahm daher Gelegenheit, mit ihnen von des Heilands Wunden und Schmerzen, die Er für unsere Sünde ausgestanden, zu reden; welches sie Beide mit herzlicher Begierde auffaßten. Die Frau sagte: Mein Mann hat sonst auch ein Vertrauen zu den Hexenmeistern gehabt, aber nun achtet er sie nicht mehr. Wenn er große Schmerzen hat, so sagt er zu mir: Ach, bitte doch den Heiland für mich. Aber ich Elende bin selbst so unwissend. Ich habe wohl etwas von dem kleinen Priester (Drachart) bei Godthaab gehört; aber wo ist es geblieben! Und als sie das sagte, liefen ihr die Thränen von den Wangen herunter. Es war uns bei diesen Leuten ungemein wohl, und wir priesen ihnen das mitleidige Herz unseres Heilandes von Neuem an."

Die Missionare hatten freilich mehr niederschlagende, als ermunternde Erfahrungen zu machen. Wir kennen aber den M. Stach bereits als einen Mann, der sich durch alle Schwierigkeiten, welche sich der Sache des Herrn entgegenstellten, die Freudigkeit in seiner Arbeit nicht verkümmern ließ. Er war guten Muthes und harrte im Glauben des Tages, an welchem der Herr die Seelen der Heiden aufwecken werde. Selbst der große Mangel an Nahrung, von welchem in den ersten Jahren die kleine Gemeinde schwer heimgesucht wurde, beugte ihn nicht nieder. Er war gewiß, daß der Herr seine Schritte nach diesem Orte geleitet habe.

Die Zuversicht des Glaubens ist nie zu Schanden

geworden. Sie wurde auch in Lichtenfels nicht zu Schanden. Die in der Nähe der Station theils auf der Handelsloge, theils in deren Umgegend zerstreut umher wohnenden Heiden ließen sich zwar die Predigt des Evangeliums gefallen, aber seine Kraft erfuhren sie an ihrem Herzen nicht. „Ich weiß nicht, wie es ist," sagte einmal eine Grönländerin, „wir wollen uns immer bekehren, und es wird doch Nichts daraus; denn wir wollen und wollen doch nicht recht und haben andere Sachen lieber, als den Heiland."

Gegen Ende des J. 1759 zog eine kleine Familie, aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter bestehend, aus dem Süden nach Lichtenfels. Sie nahm das Wort mit großer Freude an. Es war ihr mit dem christlichen Glauben ernst. Stach hatte die Freude, sie am 6. Januar 1760 taufen zu können. Wir lassen uns diese erste Tauffeier in Lichtenfels von dem Heidenboten beschreiben: „Es kam früh viel Volks aus der Nachbarschaft. Die erste Versammlung war über das Festevangelium, wie die Erstlinge aus den Heiden den neugeborenen König gesucht und gefunden, Ihn angebetet und Ihm von ihrem Vermögen mitgetheilt haben. Wir könnten Ihn mit solchen Gaben nicht beschenken, Er brauche und verlange es auch nicht; wir bringen Ihm nur auf Sein Wort und Begehren unsere armen verdorbenen Herzen, die Er sich selbst durch Sein Blut zur Wohnung zurecht machen muß. Wir wollen Ihm aber auch heute die Erstlinge, die Sein Geist hieher geleitet hat, darstellen, daß Er sie wasche und reinige und zum Lobe setze auf dieser Erde. Nach dieser Versammlung sprach ich nochmals die Candidaten, die vor Scham und Freude nicht viel Anderes zu sagen wußten, als daß sie herzlich nach Jesu Blut verlangten. Indessen versammelten sich Alle, groß und klein, im grönländischen Hause zur Taufe. Die Versammlung wurde nochmals angeredet, und nachdem diese vier Erstlinge die vorgelegten Fragen

gläubig beantwortet, taufte ich sie unter innigem Gefühl der Gegenwart der heiligen Dreieinigkeit und nannte den Mann Kauvigak Johannes, die Frau Puktak Elisabeth, den Sohn Annertuna Heinrich, und die Tochter Teßiok Anna Johanna." Am folgenden Pfingstfeste wurde eine von der Ostseite der Insel gebürtige Grönländerin getauft.

Unter den Heiden zeigte sich nach dieser Zeit eine immer größere Begierde nach dem Worte Gottes. Im Juli ließen sich zwei dem Johannes verwandte Familien bleibend in Lichtenfels nieder. Ihnen folgten im August fünf leibliche Brüder mit ihren Angehörigen. Als der Winter herankam, schlugen neun Familien ihre Hütten auf der Missionsstation auf. Man dürfte indessen nicht meinen, daß die fünf und fünfzig Personen, welche jetzt in Lichtenfels wohnten, alle von gleichem Verlangen nach ihrer Seelen Seligkeit erfüllt gewesen seien. Stach wählte aus ihnen die Heilsbegierigen aus und nahm sie in seinen besondern Vorbereitungsunterricht Er sah an ihnen manche schöne Frucht seiner Arbeit. „Die Versammlung der Taufcandidaten," heißt es einmal, „war über den 2. Artikel des christlichen Glaubens. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Begierde diese Schäflein das Zeugniß von Jesu essen. — Ein ander Mal wurde geredet vom Ausziehen des alten Menschen und vom Anziehen Christi mit Seiner blutigen Gerechtigkeit. Ein grönländischer Helfer von Neu-Herrnhut, der zum Besuch gekommen, war mit dabei und erzählte ihnen, wie ihm gewesen, da er zur Taufe vorbereitet worden. Sie waren sehr aufmerksam und voll Verlangen. Die Frage: „Weißt du, daß du durch die Sünde ganz verdorben bist? Wer kann dich davon losmachen?" beantworteten sie mehr mit Thränen als mit Worten." — Am 23. November fand das dritte Tauffest dieses Jahres statt. Acht Täuflinge wurden, nachdem sie ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, in die Gemeinde aufgenommen. „Unser lieber Herr

war fühlbar unter uns, und die häufigen Thränen dieser acht Täuflinge zeugten von der Empfindung ihrer Herzen Dann wurden noch fünf unter die Taufcandidaten aufgenommen. Es ist bei dieser Taufe in vielen Seelen ein großes Verlangen nach eben dieser Gnade rege geworden."

Mit den Missionaren waren die christlichen Grönländer nach dem Maaße ihrer Gaben und ihrer Erkenntniß für die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig. Sie schämten sich des Evangeliums von Jesu Christo nicht. Auf ihren Jagdzügen zeugten sie vor den Heiden unverholen von seiner Kraft, welche sie an ihren Herzen erfahren hatten. Mit großer Freude pflegten sie bei ihrer Rückkehr nach Lichtenfels zu berichten, wenn ihr Wort empfängliche Hörer gefunden hatte. So hatte einmal ein Heide einigen Gemeindegliedern den Wunsch geäußert, daß er und die Seinigen das Evangelium kennen lernen möchte. „Es versammelten sich gleich alle Leute, auch aus den anderen Häusern, und unser Helfer A. hielt ihnen eine Rede von der Liebe unseres Schöpfers zu Seinen gefallenen Menschen, die Ihn getrieben, selbst ein Mensch zu werden; von Seinem Wandel auf Erden und von den Wundern, die Er gethan; besonders aber von Seinem Leiden und Sterben für alle Menschen. Sie hörten Alle sehr begierig zu. Mit Vielen wurde noch besonders gesprochen und gefunden, daß Manche ein wahres Verlangen haben, den Heiland kennen zu lernen; gemeiniglich aber trifft's, daß Mann und Frau nicht eines Sinnes sind, und also eines durch's andere noch aufgehalten wird, näher zu kommen." — Die christlichen Grönländerinnen blieben hinter den Männern nicht zurück. Sie priesen unter ihrem Geschlechte den Namen ihres Heilandes. Mehrere von ihnen besuchten einmal eine alte kranke Frau auf der Handelsloge. Die Heidin zeigte große Furcht vor dem Tode. „Du magst dich wohl fürchten," sagten die Christinnen, „weil du nicht weißt

wo du nach dem Tode hinkommen wirst. Wir haben uns auch gefürchtet, ehe wir den Heiland gekannt haben. Seitdem wir aber an Ihn glauben und wissen, daß Er uns auch von der Furcht des Todes erlöset hat, und daß wir nach dem Tode ewiglich bei Ihm sein werden, so graut uns nicht mehr davor." — „Ach, ihr seid glückliche Leute!" rief die Kranke aus und bat, ihr mehr von solchen guten Dingen zu sagen. —

Ein großer Segen der Missionsarbeit zeigte sich im J. 1761. Vier und dreißig Eingeborene wurden durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Mehr als dreißig Heiden ließen sich in Lichtenfels nieder, um dem christlichen Unterrichte beiwohnen zu können. Die Brüder hatten einen so schnellen Anwachs der Grönländer nicht erwartet. Ihr Versammlungslokal konnte die Menge nicht fassen; sie empfanden den Mangel eines geräumigen Hauses schmerzlich. Die Gottesdienste mußten unter freiem Himmel gehalten werden. Bei schlechtem Wetter aber mußte man sich mit den grönländischen Zelten behelfen, die kaum den sechsten Theil der Zuhörer aufnehmen konnten. — Erst im Juli ward dem Mangel abgeholfen. Von Kopenhagen wurden der Gemeinde die Materialien zu einem großen Hause zugesendet, welches den Missionaren Wohnung, der Gemeinde ein Versammlungslokal gab. Im Oktober war es so weit fertig, daß die Brüder einziehen konnten. Am 1. November wurde der Kirchensaal feierlich eingeweiht. M. Stach hielt die Vormittagspredigt über die Loosung des Tages: Henoch wandelte mit Gott. 1. Mose 5, 22. Am Nachmittage sprach Joh. Beck, der von Neu-Herrnhut herübergekommen, über Offenb. 2, 9. Nach der gottesdienstlichen Feier wurde mit allen Einwohnern, 137 an der Zahl, ein Liebesmahl gehalten, wobei Jes. 60. gelesen und erklärt wurde.

Man könnte von jetzt an die Mission in Lichtenfels als

fest begründet ansehen. Abwechselnd übernahmen M. Stach und Joh. Beck die Leitung derselben. Die Gemeindeordnungen, welche bisher des mangelnden Raumes wegen nicht immer beobachtet waren, wurden strenge befolgt. Es waren dieselben, welche in Neu-Herrnhut eingeführt waren. *)

Der Herr bekannte sich mit seinem Segen zu der jungen Mission. Die Gemeindeglieder erfuhren je länger je mehr die seligmachende Kraft des Evangeliums an ihren Herzen. Ich will dich, lieber Leser, durch einen Bericht der Heidenboten in das frisch aufblühende Leben in Lichtenfels einführen.

Von der Feier des Osterfestes 1761 berichten die Missionare: „Die einfache Geschichte von dem Leiden, Sterben und der Auferstehung des Heilandes hat sich in diesen Tagen gar kräftig an den Herzen bewiesen, und viele selige Gespräche in den Häusern veranlaßt. Es kamen Einige und fragten, was doch der Heiland mit dem Kelch gemeint, welchen von Ihm zu nehmen Er Seinen Vater gebeten? Und als man es ihnen deutlich gemacht, sagte Einer: Das ist eben die Materie, die mir oft Thränen auspreßt. — Am 2. Ostertage hielten wir mit unserem ganzen Volke ein Liebesmahl von Angmarset. Es traf sich just, daß wir in der Lesung der Ostergeschichte bei der Offenbarung des Heilands am See Tiberias, da Er mit Seinen Jüngern das Mahl auch von Fischen hielt und den Petrus wegen seiner Liebe prüfte, fortfuhren; welches den Grönländern sehr eindrücklich war. — Ein ander Mal begehrten die Wittwen mehr Unterricht über Ap. Gesch. 1.; und da ich es ihnen erklärt und dann sagte, daß sie heute von der Ausgießung des heiligen Geistes hören würden, so freueten sie sich sehr darauf und konnten die

*) Eine ausführliche Darstellung der grönländischen Gemeindeverfassung gibt Cranz, Historie von Grönl. S. 1032 ff. Vgl. auch Spangenberg, a. a. O. S. 115. ff.

bestimmte Zeit kaum erwarten. Es wurde dann auch mit großer Begierde angehört; und die Anmerkung von der Einigkeit und Gemeinschaftlichkeit der Gläubigen fand besonders guten Eingang." — Ein anderes Mal sagen die Heidenboten: „Unsere Leute sind sehr lehrbegierig und wollen gern recht viel behalten. Ich beantworte ihnen ihre Fragen mit Vergnügen, weil ich sehe, daß die Arbeit des heiligen Geistes an ihren Herzen dadurch befördert wird, führe sie aber bei Allem auf das eine Nothwendige und stelle ihnen mannichmal das Exempel der Erstlinge aus dieser Nation vor, sonderlich des seligen Samuel, Sarah, Judith, die bei ihnen noch im gesegneten Andenken sind, wie sie bei ihrem geringen Maaß der Erkenntniß, darin sie jetzt von Manchen, die noch nicht unter die Taufkandidaten aufgenommen sind, übertroffen werden, eine solche zärtliche Liebe zum Heilande blicken lassen, und durch Wort und Wandel den Heiden so erbaulich gewesen, daß sie dadurch zu der großen Erweckung unter den Heiden gar viel beigetragen haben."

Der erste Gemeintag wurde mit der jungen Gemeinde erst nach Vollendung des Kirchensaales gehalten. Er war den Grönländern von besonderem Segen. „Unsere Geschwister waren überaus erfreut über die Nachrichten von ihren schwarzen und braunen Geschwistern, nämlich den Negern in den westindischen Inseln und den Indianern in Nord- und Süd-Amerika. Sie waren auch Alle zu Hause geblieben, um Nichts zu versäumen, und den folgenden Tag kamen Verschiedene und sagten, wie wohl ihnen gestern bei allen Versammlungen gewesen wäre; welches sich Abends bei den Gesellschaften noch mehr äußerte. Wir vernahmen auch, daß ihnen die täglichen Texte aus der heiligen Schrift zum wahren Segen sind, und daß, wer nicht in den Morgensegen kommen kann, die Anderen gleich fragt, wie die Erinnerung aus Gottes Wort, (so nennen sie die Loosung,) heißt, und

wer sie nicht recht verstanden, der kommt und fragt auf's Neue darum. Einer sagte in seiner Gesellschafft, er habe heute in seinem Kajak viel über den Text gedacht: Er macht es, wie Er will, beide mit den Kräften im Himmel und mit denen, die auf Erden wohnen. Dan. 4. Von den Gesellschaften wird am Thomastage, 21. Dezember, so berichtet: „Einer gab auf Befragen, wie er den Heiland kennen lernen? eine so gründliche Nachricht von der Veränderung seines Herzens und der Freude, die er empfunden, da ihm Jesus in Seinem Marterbilde zum ersten Mal vor's Herz getreten, daß man ihm mit Vergnügen zuhören und fühlen konnte, daß es nicht gelernt und aus dem Kopf hergesagt, sondern wahrhaftig erfahren war. Und da die anderen Alle gesagt hatten, was sie davon erfahren, that der Erste ein herzliches Gebet." —

Den Neugetauften geben die Missionare dieses Zeugniß: „Sie werden von Tage zu Tage in ihrem Gemüth aufgeklärter und im Herzen gefühliger. Was sie von dem Umgang mit dem ungesehenen Freund ihrer Seele hören, wird ihnen nach und nach immer deutlicher, und sie fangen an, selbst mit Ihm von ihren Herzen zu reden. — Einer derselben kam einmal etwas betrübt zu einem europäischen Bruder, und weil dieser merkte, daß er was sagen wollte, kam er ihm zuvor und sagte: Du willst wohl ein Pflaster haben? (denn er hatte ein großes Geschwür.) „O nein," sagte er, „darum komme ich jetzt nicht," und fing an zu weinen, daß er lange kein Wort sagen konnte. Endlich brach er aus: „O ich Elender! Ich habe noch so gar wenig Gefühl vom Heiland und Seinem Blut, und ich merke doch, daß Er mich so lieb hat. Darüber habe ich diese Nacht meist in Thränen zugebracht." —

Auch im Tode zeigten die christlichen Eingeborenen, wie fest und innig sie im Glauben an den Fürsten des Lebens

gegründet waren. Von den in Lichtenfels Getauften entschlief zuerst die grönländische Jungfrau Susanna. Sie war nicht weit von Lichtenfels geboren. Nach dem frühen Tode der heidnischen Eltern nahm sich eine Verwandte des Waisenkindes an. Im J. 1760 zogen die Beiden zu den Brüdern. Susanna empfing während des Unterrichtes tiefe Eindrücke von der Liebe des Heilandes. Am 19. Januar 1761 wurde sie getauft. „Ihr Character war gerade und offenherzig. Sie behielt nichts Drückendes auf ihrem Herzen. Was ihr bedenklich war, darüber fragte sie ihre Arbeiterin; und was die ihr sagte, das that sie. Im Leiblichen war sie so geduldig, daß sie, wenn sie auch einen ganzen Tag Nichts zu essen hatte, sich doch nicht beklagte, bis man ihr was gab. Ihre leibliche Hülle hatte sie, noch ehe sie zu uns gekommen, durch allzugroße Willigkeit und übermäßiges Tragen auf der Rennthier-Jagd so geschwächt, daß sie das Blutspeien mitbrachte, welches hier, da sie sich gar nicht zu schonen wußte, immer mehr zunahm. Vor einem Monat merkte sie bei einem abermaligen Anfall, daß ihre Auflösung herannahe. Sie sagte öfter zu ihren Schwestern: „Ach, wie froh bin ich, daß ich einen Heiland habe! Wenn ich mich an den nicht halten könnte, wie würde ich mich vor dem Tode fürchten.“ Als neulich ein Kind begraben wurde, sah sie dem Leichenbegängniß durch's Fenster zu und sagte hernach zu ihren Schwestern: „Ei, das war schön! wie habt ihr doch gesungen! Ihr werdet mir bei meinem Begräbniß doch auch so singen;“ und gab den Vers an: „Wenn mein Mund wird erbleichen, in Jesu Arm und Schooß rc.“ Einer ihrer liebsten Verse während ihrer Krankheit war aus der Litanei: „Gedenk an Dein's Sohns bittren Tod, sieh an Sein heil'ge fünf Wunden roth, die sind ja für die ganze Welt die Zahlung und das Lösegeld: deß trösten wir uns allezeit und hoffen auf Barmherzigkeit.“ Diesen betete sie bei Tag und Nacht, da sie nicht

mehr singen konnte. Als sie vor etlichen Tagen von ihrer Hauswirthin gefragt wurde, ob sie dann nicht länger hier bleiben wolle, antwortete sie: „Davon mag ich gar nicht mehr hören, laßt mich doch nur gern zum Heiland gehen.“ Und als eine Schwester darauf versetzte: so gehe hin in Frieden, fügte sie hinzu: „Ach, wie verlangt mich nach Jesu! Möchte er doch nur bald kommen und mich zu sich nehmen!“ Vorgestern wiederholte sie vielmal ihr Lob und Dank, daß der Heiland sie gesucht und gefunden, und daß sie sich an Ihn festhalten könne. Da gestern, als am Fest Mariä Verkündigung, ihre Schwestern ausnehmend vergnügt waren, und den ganzen Tag zwischen den Versammlungen mit Singen zubrachten, stimmte sie mit ihrer schwachen Stimme auch noch mit ein, und als sie nicht mehr konnte, seufzte sie und sagte: Eine kranke Leibeshöhle, aber frische Seele. In der Nacht sagte sie etliche Male: Ach, mein Heiland, komm doch bald, komm doch, ja komm, Herr Jesu! Ihre Schwestern mußten ihr noch verschiedene Verse singen, die sie in der Krankheit immer gesungen haben wollte, darunter Einer ihrer liebsten war: „Ich danke Dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund ꝛc.“ Zuletzt sagte sie: Singt mir noch: **Pibiksara nelliupet** ꝛc. Nun kommt mein Stündlein, nun ist's aus ꝛc. Hierauf lag sie eine Weile still, bei Tagesanbruch aber richtete sie sich eilends auf und sah steif in die Höhe. Und als die Schwestern, die bei ihr saßen und sie hielten, fragten, nach was sie dann sehe, antwortete sie: Das große Licht! Seht doch das große Licht! und wollte auf und demselben entgegengehen, sank aber zurück in ihrer Schwestern Arme und verschied am 26. März Morgens um sechs Uhr, ungefähr im 24. Jahre ihres Alters.

Das ist nun das erste von den Blümlein, die in diesem Gärtlein gepflanzt und aufgeblüht sind. Es hat nicht lange zu wachsen gehabt und es ist bald zur Reife gediehen. Nun

hat es sich der Herr abgepflückt, um sich daran für Seine Mühe und Arbeit zu erquicken. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen."

Neben solchen erquickenden Erfahrungen fehlte es den Brüdern in Lichtenfels auch nicht an Schmerz. Im Anfange des Jahres 1762 ließen sich mehrere grönländische Familien auf der Station nieder. Die Heiden besuchten fleißig die Versammlungen und sprachen gern mit den Heidenboten und Nationalgehülfen über die Angelegenheiten ihrer Seele. Die Missionare hegten von ihnen die besten Hoffnungen. Allein sie wurden nicht erfüllt. Einem Haufen wilder Südländer, welche während des Winters in der Nähe von Lichtenfels ihr Wesen trieben, gelang es, Viele ihrer heidnischen Volksgenossen den Brüdern abwendig zu machen und auf die Bahn der Sünde zu führen. „Es ist, sagen die Heidenboten, als wenn der Satan den Abschaum von seinen Knechten in diese Gegend geschickt hätte. Sie sind auch so unermüdet in seinem Dienste, daß sie es etliche Nächte nach einander aushalten können mit Fressen, Tanzen, Hexen und anderen Leichfertigkeiten. Die Heiden, die sonst noch ehrbar gewesen, werden mit hingerissen. Unseren Getauften dient es aber zu desto innigerem Danke, daß sie errettet sind von der Obrigkeit der Finsterniß und der Herrschaft der Sünde, und wir haben noch keine Spur, daß einer von ihnen Schade genommen hätte: ja, die Kinder, die sonst gleich zappeln, wenn eine jauchzende Tanzgesellschaft vorbeifährt, fürchten sich nun so vor dem Geschrei, als ob Feinde vorbeiführen."

Während der folgenden Jahre nahmen die grönländischen Gemeinden in Neu-Herrnhut und Lichtenfels zwar an Zahl nicht so sehr zu; aber desto mehr baueten sie sich nach innen. Die Gnade trieb in ihnen ihr Werk; die meisten Gläubigen trachteten darnach, treue Jünger des Herrn erfunden zu werden. — Wir müssen hier zwei großer Verluste gedenken,

von welchen in dieser Zeit die Mission betroffen wurde. Im Jahre 1762 entschlief der eifrige Nationalhelfer Daniel; im folgenden Jahre wurde der wackere Fr. Böhnisch, nachdem er 30 Jahre lang in treuer Arbeit gestanden, den Brüdern durch den Tod entrissen. Die beiden Entschlafenen sind's werth, ihrem Gedächtnisse einige Worte zu widmen.

Der Helfer Daniel, dessen heidnischer Name Angusina ist, war etwa um die Zeit der Ankunft H. Egede's im Süden des Landes von wohlhabenden Eltern geboren. Sein Vater führte, wie die meisten Südländer, ein unstätes Leben. Von Ort zu Ort zog er mit seiner Familie im Lande umher. Bald wohnte er im Süden, bald in Kangek, bald im Norden. Im J. 1745 kehrte der dänische Missionar Drachart in der Wohnung des Heiden auf Kangek ein und predigte daselbst das Evangelium. Ich weiß nicht, welchen Eindruck das Wort auf den Vater gemacht, aber sein Sohn Angusina war davon ergriffen. Es fand in das Herz des Jünglings seinen Weg als eine gewaltige Mahnung, seiner Seelen Seligkeit zu suchen. Angusina war entschlossen, sich ganz dem Dienste des Herrn hinzugeben und bei den Gläubigen seine Hütte aufzuschlagen. Allein sein Vater widerstand seinen Wünschen. Er wollte ihn nicht von sich lassen. Der Sohn mußte ihm folgen, als er im folgenden Sommer eine Reise nach der Südbai antrat. Nach seiner Rückkehr brachte Angusina seinen früheren Entschluß zur Ausführung. Im Herbst 1746 trennte er sich von seiner heidnischen Familie und zog nach Godthaab. Nachdem er hier im Christenthum unterrichtet worden war, wurde er am 25. Januar 1747 zu Neu-Herrnhut von Drachart getauft.

Daniel's Leben und Wandel zeugte von seiner Treue gegen den Herrn. Er wuchs in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. Drachart ließ ihn im September 1748 auf seine Bitte zu einem in Neu-Herrnhut wohnenden Oheim

ziehen. Die Brüdermissionare schätzten und liebten den jungen Christen. Nachdem er mit seiner Frau zur Theilnahme am heiligen Abendmahle zugelassen war, wurde das Ehepaar nach christlicher Ordnung eingesegnet.

Mehrere Jahre ging Daniel den Weg des Heils unverrückt. Eine im J. 1751 wider ihn entstandene Versuchung demüthigte ihn tief; er lernte, daß ein Christ des steten Wachens und Betens bedürfe.

Die Visitation der grönländischen Mission durch J. von Watteville (1752) gab seinem schon früher gehegten Wunsche, für das Reich seines Heilandes thätig zu sein, neue Stärke. Die Brüder erkannten in ihm einen dereinstigen wackeren Mitarbeiter und übertrugen ihm das Helferamt.

Daniel versah sein Amt mit großem Eifer. Er zeichnete sich vor den übrigen Helfern durch seine innige und eindringliche Verkündigung des Wortes aus. Christen wie Heiden liebten und achteten ihn. Diese Liebe und Achtung seiner Landsleute bahnte seinen Zeugnissen den Weg in die Herzen. Besonders war es ihm gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes den Wilden durch Gleichnisse deutlich zu machen. Die Missionare hatten ihre Freude an dem wackeren Zeugen des Herrn. „Wir waren davon öfter Augenzeugen, wie wir ihn denn, so oft es sich thun ließ, mit zum Besuch der Heiden nahmen, um unser Zeugniß durch Wort und Exempel zu bestätigen. Er versäumte keine Gelegenheit, den Heiden Jesum anzupreisen, und ließ darin eine besondere Klugheit und Vorsichtigkeit sehen. Ganz unwissende, wilde Heiden redete er von selber an, suchte die in ihnen liegenden Ideen von Gott und der Unsterblichkeit der Seele durch Fragen und Antworten aufzuklären, sie auf ihr Verderben und die Nothwendigkeit der Erlösung zu führen, und ihnen sodann mit einem brennenden Herzen und mit Thränen in den Augen den Glauben an Jesum anzupreisen. Zu dem Ende

kam er von seinem Erwerbungsplatz nach Hause, sobald er erfuhr, daß ein Zug Südländer angekommen war, führte sie überall herum und erklärte ihnen den Zweck des Beisammenwohnens so vieler ihrer Landsleute; und wenn sie sich scheuten, in die öffentlichen Versammlungen zu kommen, so besuchte er sie in ihren Zelten und sagte ihnen unvermerkt etwas, das zu ihrem Frieden dienen konnte. Bei widrigen Leuten, die es überdrüssig waren, von göttlichen Dingen zu hören, hielt er sich stille, damit er keine vergeblichen Worte reden und der Wahrheit Verachtung und Spötterei zuziehen möchte. Wenn sie aber ein faules Geschwätz führten oder der Gläubigen spotten wollten, so bestrafte er sie auf eine glimpfliche Weise und suchte eine Materie auf die Bahn zu bringen, davon sie Nutzen haben könnten. Es unterstand sich aber auch nicht leicht Jemand, ihm zu nahe zu treten. Wenn er in seinen Nahrungsgeschäften wo übernachten mußte, (und Jedermann nahm ihn gern auf,) so wurde er gemeiniglich ersucht, ihnen eine Rede zu halten. Da nahm er dann, wie die Handelsbedienten, die ihm oft mit Verwunderung zugehört und ihn daher nur den Gottesmann genannt, zu sagen pflegten, sein Mützchen herunter, faltete die Hände und sang ein paar Verse oder betete, und hielt den Heiden, ohne sich vor den Europäern zu scheuen, eine Rede, daß ihnen die Augen übergingen, und das Gespräch darüber oft bis in die späte Nacht währte. Im Winter wurde ihm die Zeit im Hause oft zu lange, da setzte er sich in seinen Kajak, und fuhr zum Besuch, wo seine Lehrer nicht hinkommen konnten, oder wo er wußte, daß eine gerührte Seele war. Sein Zeugniß an die Heiden war munter, bündig und unerschrocken, und die öffentlichen Reden an seine Brüder einfältig, herzlich und durchdringend."

Daniel hat über sein inneres Leben in mehreren Briefen ein offenes Bekenntniß abgelegt. Er hielt nicht hoch von sich; sein ganzes Wesen war Demuth. „Ich habe Dich

lange nicht gesehen," schreibt er einmal, „aber ich habe Dich doch noch lieb. So ist es mir auch gegen den Heiland. Ob ich Ihn gleich noch nicht gesehen habe, so habe ich Ihn doch von Herzen lieb; denn ich fühle, daß Er mich, wie ich bin, nicht verachtet, sondern mir täglich Gnade erzeigt. Wenn mich Seine Gnade nicht erhielte, so würde ich oft irre gehen. Ihm sei Dank für Seine Gegenwart.

Nun will ich Dir schreiben, wie ich mich diesen Winter befunden habe. Ich fühle meine Armuth und zugleich des Heilandes große Liebe. Das macht mich erstaunt und beschämt. Ich freue mich, daß Er das Ihm in mir Mißfällige immer mehr wegschafft. Ach, es ist gut, daß wir einen so allmächtigen und allgegenwärtigen Heiland haben, vor dessen Augen weder im Lichten noch im Finstern etwas verborgen bleiben kann. Er kennt auch mein Herz, daß es aufrichtig gegen Ihn ist. Wenn wir den Leichnam unseres Herrn genießen sollen, so durchforsche ich vorher mein Herz recht genau, und dann rede ich mit meinen Lehrern, und da finde ich, daß ich Seinem Leichnam nahe kommen darf. Wenn wir nun Seinen Leib essen und Sein Blut trinken, so empfange ich es mit Zittern, weil mir der Unterschied zwischen dieser heiligen Speise und dem anderen Essen und Trinken klar ist, und dabei denke ich: Ach, daß ich es doch recht zum Segen genießen möchte! Dabei übergebe ich mich dem Heiland zur täglichen Bewahrung. — Weil ich nun auch des heiligen Geistes Arbeit so kräftig an meinem Herzen fühle, so gebe ich Ihm meine Seele und Glieder in Aufsicht und Bewahrung, und bitte Ihn, mir beständig und wenn ich allein bin, zur Gesellschaft zu sein und bei mir zu wohnen, damit ich mich nie vom Heiland verirre." — — Ein ander Mal schreibt er: „Hier will ich Dir meines Herzens Gedanken schreiben. Ich war vergangenes Jahr nicht recht vergnügt, weil eine von meinen Töchtern heimgegangen war.

Ich fühlte es aber bald, daß mein Herz nicht recht gut stand, und bat den Heiland mit Thränen um Vergebung. Da hat Er mich, noch ehe der Winter kam, wieder mit Seiner Nähe getröstet und mir ein vergnügtes Herz geschenkt. Insonderheit hat er bei der großen Absolution und Communion, die wir bald nach dem Einzuge hatten, mein Herz recht zerschmolzen. Ach, wer noch was Anders sucht und liebt als Ihn allein, der kann Seine Gnade nicht genießen: aber die Armen und Elenden, die Ihn nöthig haben und Ihn um Gnade bitten, die erfahren sie: denn Er ist gekommen, den Elenden zu helfen. Darum will ich weder gegen Ihn noch gegen Seine Diener mein Schlechtsein verhehlen. Sie kennen mich, und Er sieht in das Innerste meines Herzens."

Die Missionare haben in ihren Berichten viele Reden des wackeren Helfers theils an die Getauften, theils an die Heiden mitgetheilt. Ich will davon Einige hierhersetzen. Als im Sommer 1761 die meisten Gemeindeglieder die Missionsstation ihrer Nahrung wegen verlassen mußten, redete er zu ihnen diese Worte des Abschieds. „Wenn wir so unter den Wilden sind, da hören wir Nichts vom Heiland und Seinem Verdienst, sondern von irdischen Dingen, davon unser Herz keine Nahrung hat. Da kann es gar bald geschehen, daß wir trocken, leichtsinnig und tückisch werden. Wir wissen aber, wenn wir auch keine Lehrer bei uns haben, die uns unterweisen, so haben wir doch den heiligen Geist überall, der uns so gern an den Heiland erinnert. Aber dazu gehört ein gehorsames Herz und ein leises Ohr. Wo das nicht ist, da können uns unsere Lehrer auch nicht viel nützen. Ihr wißt wohl, daß es uns vor diesem wenig genutzt hat, wenn unsere Lehrer uns noch so oft oder wir sie besuchten; denn wir waren noch so schlechte Leute und hatten kein Gefühl im Herzen. Aber seitdem wir seinen Tod und Marter im

Herzen fühlen, so ist es uns ganz anders; wenigstens kann ich sagen, wo ich gehe und stehe, da habe ich Ihn nahe in meinem Herzen, und dabei ist mir immer wohl. Ich weiß aber, daß noch Viele unter uns sind, die gar leicht von ihrem Herzen abkommen, und in Etwas hineingerathen, darüber ihnen hernach nicht wohl ist. Aber ich bitte euch, gebt doch auf diesen geraden Weg Acht, den euch der heilige Geist zu den Wunden des Heilandes weiset, und wenn ihr fühlt, daß euch nicht wohl ist, so geht doch gleich zu Dem, der uns erkauft hat mit Seinem Blut und bittet Ihn, daß Er eueren Herzen wieder recht nahe werde. Und wenn ihr zu den Wilden kommt, so hütet euch vor Schaden an der Seele. Reden sie unter sich von unnützen Dingen, so denkt an Jesum den Gekreuzigten. Sollt ihr mit ihnen reden, so laßt das eure Hauptmaterien sein, was der Heiland an euren Herzen gethan hat, und täglich thut. Nun wünsche ich, daß wir Alle beständig auf ihn sehen, wie er am Kreuz für uns angenagelt worden, bis daß wir zu ihm kommen." — Auch vor den Heiden schämte sich Daniel des Zeugnisses nicht. Es kamen einmal im Sommer mehrere Südländer nach Neu-Herrnhut. Die Brüder sprachen zu ihnen von dem Heilande, allein sie fanden mit ihrer Rede wenig Anklang. Die Heiden meinten, sie könnten die Europäer nicht verstehen; ihre Ohren taugten nicht, solche fremde Worte von einer unsterblichen Seele, von einem Schöpfer und Heiland, zu begreifen. Während des Gesprächs trat Daniel ein. „Nun da kommt ein Grönländer," sagte der Missionar, „dessen Worte werdet ihr doch verstehen." — Auf die Bitte der Brüder begann der Helfer sogleich seine Unterredung. Er sprach mit den Heiden zuerst über das Entstehen ihrer Kajake und Weiberboote. Sie gaben zu, daß sie nicht von selbst entstanden seien, sondern daß vorher Jemand da gewesen sein müsse, der sie gemacht. Darauf fuhr Daniel in seiner einfachen verständlichen Weise

„Sofort: könnt ihr leicht begreifen, daß auch die Menschen von Jemand gemacht sein müssen. Diesen nennen wir Pingortitsirsok, den Schöpfer aller Dinge, der hat die Menschen erschaffen zu seinem Eigenthum. Sie sind aber von Ihm abgefallen und durch die Sünde dem Torngarsuk, der ein gar böser Geist ist, zu Theil geworden. Aber es hat den Schöpfer aller Dinge gejammert, die Menschen im Verderben und ewiger Verdammniß zu sehen. Er ist darum selbst ein Mensch geworden, wie ich und ihr, hat Sein Leben für uns gelassen und Sein Blut vergossen, um uns von der Sünde und dem Teufel los zu machen. Und darum nennen wir Ihn unsern Schöpfer, Jesus Christus, Annaursirsok, unsern Heiland und Erretter. Wenn wir nun das glauben, und uns mit Seinem Blut von dem Bösen waschen lassen, so werden wir Kinder Gottes; und wenn wir sterben, so kommen wir zu ihm und bleiben ewiglich bei Ihm, in unaussprechlicher Seligkeit. Daß ihr aber sagt, ihr wisset nicht, ob ihr eine Seele habt, das ist nicht wahr. Ihr wollt es nicht wissen, und nicht für eure unsterbliche Seele sorgen, weil ihr noch nach eurem eigenen Belieben und nach der Lust eures Fleisches handeln wollt, darum wollt ihr auch nicht hören und verstehen, auch nicht zu den Gläubigen kommen: denn ihr wißt, daß es anders mit euch werden muß. Ihr denkt aber, ihr könntet hernach nicht mehr vergnügt sein. Ihr betrügt euch gar sehr. Ich hatte vorher kein wahres Vergnügen, seitdem ich aber an den Heiland glaube, bin ich erst recht vergnügt geworden. So oft ich an seinen Tod und Blutvergießen denke, wird mir mein Herz leicht und fröhlich: daher fürchte ich mich auch nicht mehr vor dem Tode, wie ihr; denn ich weiß, daß ich zu meinem Liebhaber komme, bei dem es mir hier schon so wohl ist, da ich Ihn noch nicht sehe." Es sei mir noch gestattet, einige von den Gleichnißreden Daniels mitzutheilen. „Wenn die Kinder aufstehen," sagte er einmal, „so sagen sie

zu ihren Eltern: Ich bin hungrig oder durstig. Und so kann's die Mutter nicht lassen, sie gibt ihnen, was sie nöthig haben. Ebenso macht der Heiland es mit uns, wenn nur unsere Herzen allezeit nach ihm hungern und dursten. — Er hat uns selig gemacht mit seinem Blut. Was sollen wir Ihm dafür thun? Nichts, als nur immer auf seine Wunden sehen und die Heiden wissen lassen, was Er an uns gethan hat." — Ein ander Mal sprach er: „Meine lieben Freunde, der Heiland hat uns und alle Menschen lieb, denn Er hat uns nicht nur gemacht und erhält uns mit Nahrung und Kleidung, wir mögen's erkennen oder nicht, sondern Er hat auch sein Blut vergossen, damit er uns erlöse von dem bösen Geist, von der Sünde und von aller Pein, die wir dafür hätten leiden sollen. Ihr wißt wohl, wenn wir euch in den Finger schneiden, wie es thut. Denkt ihr denn nicht, daß der Heiland unbeschreibliche Schmerzen ausgestanden, da Er vor Todesangst blutigen Schweiß geschwitzt, an seinem ganzen Leibe gegeißelt, an Händen und Füßen mit Nägeln durchbohrt und in seiner Seite mit einem Spieß durchstochen worden? Aber warum sage ich das zu euch? Darum daß ihr doch einmal recht nachdenken und für die große Liebe des Heilandes Ihm euer Herz hingeben sollt mit allen bösen Dingen, damit Er euch durch Sein Blut davon frei mache und euch ein seliges Leben schenke. Ich kann euch sagen, daß es sehr gut bei ihm ist. Und wenn wir bei Ihm bleiben, und Ihn in allen Umständen anrufen, so kann uns der böse Feind Nichts thun. Er ist wohl allen denjenigen sehr zuwider, die sich durch Jesu Blut von ihm haben losmachen lassen, und er verfolgt sie, wie der Falk die kleinen Vögel; aber ebenso wie diese unter einen großen Stein fliegen und sich in die Felsklüfte verbergen, so verkriechen wir uns in des Heilands Wunden." Als Daniel einmal mit einigen Grönländern dem Poliren eines neu gegossenen zinnernen Löffels zusah, sagte er mit Bezug

auf Col. 2, 11: „Nun kann ich mir recht vorstellen, wie es der Heiland mit der Beschneidung unseres Herzens macht; und wie Er die Reinigung, die Er anfängt, wenn wir Ihm unser Herz hingeben, fortsetzt bis an unser Ende. Er muß erst alles das Grobe, was nicht taugt, wegschneiden und findet nachher doch noch so viel abzureiben. Das macht viele Mühe und uns thut es auch wohl wehe; aber seht, so wie der Bruder das Polirwasser aufgießt, damit es leichter gehe, und der Löffel desto sauberer und glänzender werde, so gießt der Heiland Sein Blut auf's Herz, macht uns dadurch die Reinigung angenehm und arbeitet an uns so lange, bis wir Ihm gefallen." — Solchen und ähnlichen Reden des Helfers folgten die Zuhörer gewöhnlich mit gespannter Aufmerksamkeit.

Daniel beschränkte seine Thätigkeit nicht auf Neu-Herrnhut. Oft zog er mit einem Missionar oder mit einem grönländischen Bruder unter die Heiden aus. Besonders lag ihm das Heil seiner Verwandten am Herzen. Im Jahre 1753 begab er sich in Begleitung eines anderen Helfers zu ihnen nach dem grönländischen Norden. Die Brüder hatten ihm diese Reise widerrathen, weil sie davon Gefahr für seine Seele fürchteten. Allein Daniel hatte sich nicht halten lassen wollen, mit dem Segen der Gemeinde war er ausgezogen. Ihm ward die Freude, durch sein Zeugniß die meisten seiner Verwandten zu gewinnen. Sie folgten ihm nach Neu-Herrnhut. Später ist ihnen die heilige Taufe zu Theil geworden. Freilich fehlte es den wackeren Zeugen auf der Reise auch nicht an Spott und Verachtung; das Alles aber konnte sie in der Verkündigung des Evangeliums nicht muthlos machen. — Nach seiner Rückkehr gedachte Daniel eine Missionsreise in den Süden zu machen: allein ehe der Entschluß zur Ausführung kam, raffte ihn der Tod dahin.

Die Brüder bemerkten im Frühjahre 1762 an dem Helfer eine auffallende Veränderung. Seine Reden fanden nicht

mehr wie ehedem Eingang in die Herzen; die Zuhörer blieben kalt, gleichgültig, unbewegt. Worin hatte das seinen Grund? Daniel hatte den Weg der Demuth verlassen, von der noch ein im vorigen Sommer geschriebener Brief so schönes Zeugniß abgelegt hatte. „Die Gnade unseres Heilandes," heißt es darin, „hat mich bisher bewahrt: denn ich selbst kann mich nicht bewahren. Ich bin wohl nicht so, wie ich sein sollte: Er hat mich aber darum nicht verachtet und mich gar unter Seine Diener gerechnet. Mein Vertrauen habe ich ganz allein auf den Heiland gestellt, der kennt mich am besten und weiß, was mir mangelt. Da wir an dem Fest des heiligen Geistes versammelt waren, habe ich bei mir und allen meinen Brüdern einen großen Segen wahrgenommen. Er ist auch unser Lehrer, Pfleger und Tröster. Wenn ich die Wilden in Kangek besucht habe, so habe ich mich auf keine andere Worte besinnen können, als von unseres Heilandes Leiden. Ich habe auch zu sonst Nichts Neigung, und es ist mir Nichts so annehmlich zu reden, als von Seiner Marter und Blutvergießen, denn dieses ist das kräftigste und größte, was man den Menschen sagen kann." Hätte Daniel sich diesen Sinn bewahrt! Allein im folgenden Winter lernte er zu sehr, was er sei. Er ward stolz auf seine Gaben; seinen Reden fühlte man nicht mehr den innern Drang des Herzens, sondern die Lust sich einmal hören zu lassen, an. Der in dieser Zeit erfolgte Tod seiner einzigen wohlgerathenen Tochter Beata beugte den Vater tief nieder. Er verlor dadurch eine treue Helferin in seinem Amte. Beata hatte dem Vater, der selbst des Lesens unkundig war, oft aus der heiligen Schrift die Abschnitte vorgelesen, an welche er seine Unterredungen mit den Christen und Heiden anzuknüpfen pflegte. Daniel verlor allen Muth. Er zog sich von der Feier des h. Abendmahls zurück. Die Brüder waren seinetwegen sehr bedenklich. Doch verschloß sich der Verirrte ihren

Ermahnungen nicht. Im November 1762 kam er wieder zum Tisch des Herrn und fand vielen Trost und Stärkung seines Glaubens.

Nicht lange nachher wurde er von einer in Grönländ gewöhnlichen Krankheit, dem Seitenstechen, befallen. Alle angewendeten Mittel blieben fruchtlos. Der Kranke bereitete sich auf seinen Tod. Er erquickte seine Seele im Umgange mit dem Herrn und war getrost. Nur das war ihm schmerzlich, daß er die beabsichtigte Reise nach dem Süden nicht unternehmen konnte. „Denn ihr wißt," sprach er, „wie gerne ich meine Landsleute zum Heilande geführt und ebenso selig gemacht sähe, als mich der Heiland aus Gnaden gemacht hat." — Bei einem Besuche am 2. Dezember fanden ihn die Missionare heiteren Gemüthes. Mit besonderer Freude sagte er: „Nun ist mir's ausgemacht, daß ich zum Heiland gehen werde, und es wird nicht mehr lange währen, denn mein Kleid ist fertig, darauf ich bisher gewartet habe. Ach, wie ist mir doch so wohl, und wie wird es mir erst dann sein, wenn ich, wie Thomas, meine Hand in Seine Seite legen und sagen werde: Mein Herr und mein Gott! O wie will ich Ihm danken, daß Er mich aus den Heiden erwählet, mit Seinem Leib und Blut gespeiset und getränket, und in Seiner Gemeinschaft erhalten hat." — Der folgende Tag war sein Todestag. Der Sterbende legte den Brüdern noch seine Frau und seine beiden Söhne an das Herz. Nach und nach verlor er die Sprache; seine Freunde umstanden sein Bett und sangen ihm Lieder. So ging Daniel in die Ewigkeit hinüber. „Wir haben," sagen die Heidenboten, „ein unschätzbares Gnadengeschenk, ein im Verdienst Jesu lebendes und von Seinem Blut warmes Herz, einen allezeit freundlichen und liebhabenden Bruder, eine wahre Zierde der Gemeinde, einen treuen Gehülfen, einen gesegneten Evangelisten und Prediger der Marterlehre unseres Herrn

und einen bei Christen und Heiden legitimirten Mann Gottes an ihm verloren. Doch was sagen wir? Verloren? — Er ist ja nur durch den Vorhang zu unserem und seinem Herrn gegangen, wo man ewig wünscht zu sein." — Am 4. Dezember fand die Beerdigung des Entschlafenen statt. Sechs grönländische Helfer trugen den Sarg. Ihm folgte eine große Zahl Grönländer. Am Grabe wurde über Johannis, 20, 29. geredet.

Kaum ein halbes Jahr war nach dem Tode Daniel's verflossen, als die grönländische Gemeinde wiederum trauernd an dem Grabe eines geliebten Lehrers stand. Friedrich Böhnisch entschlief am 29. Juli 1763. Fast dreißig Jahr hatte er auf dem Missionsfelde gestanden und mit großer Treue seines Amtes gewartet. Im Jahre 1751 kehrte er nach einem zweijährigen Aufenthalte in Europa nach Neu-Herrnhut, erfrischt und gestärkt, zurück.*) Mit neuen Kräften griff er die Arbeit an.

Als Böhnisch im August 1762 von einem Ausfluge ganz durchnäßt nach Hause kam, klagte er über heftige Schmerzen im Kopfe. Die Brüder riethen ihm seiner zu schonen; allein sein Eifer gönnte ihm keine Ruhe. Noch im Herbst besuchte er die Kranken auf den umliegenden Inseln. Gegen Ende des Jahres nahmen seine Schmerzen zu; er mußte mit verbundenem Kopfe predigen und die Versammlungen halten. Eine durch einen Fall verursachte Kopfwunde verschlimmerte seinen Zustand so, daß er das Bett hüten mußte. Er fühlte, daß seiner Tage auf Erden nur noch wenige sein würden: von Frau und Kindern nahm er einen beweglichen Abschied.

---

*) Böhnisch hat, wie M. Stach und J. Beck, mehrere Male die Gemeinde in Europa besucht, so im J. 1743 und 1749. Bei seinem letzten Besuche in Herrnhut starb der Graf Zinzendorf, dessen Leiche er am 16. März 1760 zu ihrer Ruhestätte tragen half.

Am 29. Juli 1763 ging er heim, nachdem er am 24. das heilige Abendmahl genossen hatte. Ballenhorst redete am 2. August zu der Trauerversammlung innige Worte zu seinem Gedächtniß.

Die Kunde von den Verlusten in der grönländischen Mission wurde mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Europa gebracht. Die Gemeinde in Herrnhut war darauf bedacht, die in der Reihe ihrer Missionsarbeiter entstandene Lücke wieder auszufüllen. Im Jahre 1765 trafen drei neue Missionare in Grönland ein. Nach ihrer Ankunft unternahm Matth. Stach eine längst beabsichtigte Reise in den Süden, die für die Gründung einer dritten Missionsstation wichtig geworden ist.*)

Der stille Gang des grönländischen Gemeindelebens wurde im Jahre 1768 durch eine große Erweckung unterbrochen. Ein alter Angekok, des Namens Immenek, wohnhaft in Pissugbik, hatte seit Langem die Predigt des Evangeliums gehört, ohne seine Kraft an dem Herzen erfahren zu haben. Im Anfange des Jahres 1768 durch einen Traum erschreckt, gab er seine Zauberkünste auf, gestand seinen Anhängern seine bisherigen Betrügereien und forderte sie auf, sich mit ihm zu dem wahren Gotte zu bekehren. Eine im März von ihm nach Neu-Herrnhut entsendete Deputation trug den Brüdern die Bitte vor, nach Pissugbik einen Lehrer zu senden, welcher die dortigen Heiden im Evangelium unterrichten möge. Die Bittsteller kehrten mit zwei Nationalgehülfen in ihre Heimath zurück. Immenek mit den Seinigen hieß die Lehrer freundlichst willkommen. Gleich nach ihrer Ankunft versammelten sich die Grönländer und begehr-

*) S. den Reisebericht in der Fortsetzung der Historie von Grönland. S. 208 ff.

ten etwas von dem Heilande zu hören.' Sie waren von solchem Hunger nach dem Worte beseelt, daß sie nicht satt werden konnten. Kaum gönnten sie den christlichen Zeugen eine Stunde der Ruhe und Erholung.

Am 1. Mai machte Immenek, von einigen seiner Leute begleitet, einen Besuch in Neu-Herrnhut. Er sprach den Brüdern für die Zusendung der Lehrer seinen Dank und seine Absicht aus an den Heiland gläubig werden zu wollen. Nicht lange nachher ließ er sich mit zwanzig Grönländern auf der Station nieder. Andere folgten später seinem Beispiele. Seit Jahren hatten die Missionare nicht so viele Heiden in ihrem Unterrichte gesehen. Es zeigte sich jedoch bald, daß nicht Alle von gleichem Verlangen erfüllt waren. Sie hörten wohl der Predigt zu, aber das Wort haftete nicht in den Herzen. Einige ließen sich durch einen schwärmerischen Eingeborenen von dem Wege der Wahrheit verführen; Andere, die sich in das eingezogene Leben in Neu-Herrnhut nicht finden konnten, kehrten zu ihren heidnischen Genossen zurück. Doch blieb eine gute Zahl aufrichtiger Leute zurück. Nachdem sie während des Winters von den Brüdern unterrichtet worden, wurden im folgenden Jahre 1769 vier und dreißig, unter ihnen auch Immenek, getauft. — Die Erweckung zeigte sich nicht bloß in Neu-Herrnhut; auch die Gemeinde in Lichtenfels ward davon ergriffen. Die Botschaft der Brüder fand überall unter den Heiden gesegneten Eingang, so daß im Jahre 1768 an 60 Heiden nach der Station zogen. Von ihnen wurden im folgenden Jahre sechs und dreißig Erwachsene und Kinder in die Gemeinde von Lichtenfels aufgenommen.

Wie sich sonst das Leben in den beiden grönländischen Gemeinden gestaltete, mag uns Johann Beck in einem Briefe, welchen er am 9. Juni 1770 in Lichtenfels an seinen Freund Matth. Stach geschrieben hat, berichten. „Wir Beide sind nun noch in der Hütte, denn unser seliger Bruder Fried-

rich Böhnisch ruht nun 7 Jahre aus in Jesu Arm und Schooß. Wir drei waren es, die den ersten Bund im Jahre 1735 mit einander gemacht, Ihm uns ganz zu weihen, mit Ihm Alles zu thun und zu wagen, und unser Leben um seinet- und dieser armen Grönländer willen nicht zu lieben bis an den Tod. Er hat unsern guten Willen in Gnaden angesehen, und uns durch Seine unaussprechliche Liebe und Barmherzigkeit mit Segen gekrönt. Er hat Sein Wort und Seine Verheißungen treulich gehalten, ob wir ihm gleich gar oft im Wege gestanden, worüber ich mich an meinem Theile von Herzen schäme und mit Thränen um Absolution bitte. Wenn ich jetzt unsere beiden Gemeinden überdenke, welche wir mit unseren Augen heranwachsen gesehen, und vom Anfange bis hieher nach der Gnade, die unser lieber Herr mitgetheilt, bedient haben, so ist es gar weit über unser erstes Bitten, Denken und Verstehen gegangen. Denn wir haben gar oft und vielmals mit Thränen um eine einzige Seele aus dieser Nation gebeten, indem wir glaubten, daß sie kostbarer vor ihm geachtet sei, als alle Schätze dieser Erden, weil Er für sie Sein Leben in den schmählichsten Tod gegeben und Sein Blut vergossen hat. Es ist aber nicht bei einer Seele geblieben, sondern Er hat sich schon an die 500 in Seinen Arm und Schooß gesammelt, die an Seinen Wunden ausruhen und derer, welche noch in der Hütte wallen, sind in Neu-Herrnhut gegen 500, und hier sind auch gegen 300, welche doch alle Sein Augenmerk sind. Ich muß bekennen, daß ich mich im Ganzen über sie freue, und meinem lieben Herrn gar oft mit thränenden Augen für das, was er schon an ihnen gethan und noch täglich thut, danke. Denn wir haben doch an beiden Orten Geschwister unter ihnen, denen die Sache des Heilandes am Herzen liegt und die für Ihn in der Welt leben wollen. Daß aber, so lange wir hier wallen, das Stoßgebetlein: Ich wollte lieber, daß Alles völlig wär' 2c. nicht aufhören wird, glaube ich gern und fühle

es täglich in meinem Herzen. Denn es sind freilich von Zeit zu Zeit Viele in Gesellschaft mit den Ihrigen zur Gemeine gekommen, welche nicht gewußt und noch nicht wissen warum, und solcher schlechten Leute werden von Jahr zu Jahr mehrere. Nun kann man sie auch nicht mehr so gut übersehen, als da ihrer wenige waren; daher wäre es gut, wenn sie Etwas könnten zertheilt werden. Obgleich die meisten voriges Jahr aus einem lauteren Triebe, des Heilandes zu werden, zu uns gekommen sind, so gibt es doch Viele, die nur den Ihrigen zu gefallen, hergekommen, und wegschicken kann man sie nicht, so lange sie sich ordentlich aufführen. Da denke ich, man sollte sich nicht mit ihnen übereilen, sie nicht zu bald zu den Kirchengnaden, besonders zum heiligen Abendmahl, nehmen. Darauf bin ich auch schon viele Jahre ernstlich Bedacht gewesen, ob ich gleich bisweilen Widerstand gefunden; denn ich habe es aus Erfahrung gelernt, daß, wenn sie dazu gelangt sind, haben sie gedacht: nun haben wir die Sache weg, und haben sich hernach weiter um Nichts mehr bekümmert. Auch liegt mir besonders die heranwachsende Jugend an. Denn ich habe doch vor diesem gar oft gesehen, daß ihre Herzen weich wurden, und ihre Augen in Thränen zerflossen, wenn man ihnen den Heiland und Seine Wunden angepriesen. Weil aber schon eine geraume Zeit keine besondere Regung unter ihnen gewesen, so wird ihnen das Wort von Jesu Leiden alt und zur Gewohnheit. Daher bitte ich den lieben heiligen Geist, daß Er sich ihrer annehmen und ihnen die Wunden des Lammes im Herzen verkläre und wieder ein neues Feuer über uns und sie Alle ausschütte, und unsere Herzen bei der Betrachtung von Jesu Tod und Leiden zerschmelze, und der Friede, welchen er den Seinen hinterlassen, unter uns reichlich wohnen und Eins dem Anderen in der Furcht Gottes unterthan sein möge." —

Unter den Missionsarbeitern entstandene Zwistigkeit ließ

es der Gemeinde in Europa nöthig erscheinen, durch persönliche Einwirkung eines im Vertrauen stehenden Mannes die Eintracht wiederherzustellen. Ich weiß nicht, wer die nächste Veranlassung zu den Mißhelligkeiten gegeben; es scheint ein Jeder der Missionare Theil an der Schuld zu haben. Sie selbst fühlten, wie sehr dadurch ihr Wirken gehemmt werde; sie haben davon brieflich und mündlich offen der Gemeinde gesprochen. Die Unitätsältesten-Conferenz entsendete zur Visitation der grönländischen Mission den Prediger an der böhmischen Brüdergemeinde in Berlin, M. G. Sternberg, welcher am 29. Juni 1770 in Neu-Herrnhut anlangte. Während der vierzehn Monate, die er in Grönland bald zu Neu-Herrnhut, bald zu Lichtenfels verweilte, lernte er die dortigen Zustände bis in's Einzelnste genau kennen. Dadurch ward es ihm möglich, fruchtbare Rathschläge zu ihrer Verbesserung zu geben, wohlthätige Ordnungen einzuführen. Vor Allem that die Beilegung der Mißhelligkeiten unter den Arbeitern Noth. In den Conferenzen, zu denen J. Beck und Sörensen von Lichtenfels herüberkamen, wandte sich Sternberg an die Einzelnen, hörte ihre Klagen an und suchte allen Grund der Feindschaft aufzuheben. Er bat die Brüder, in ihren Herzen gegen einander mißtrauische Gedanken nicht aufkommen zu lassen, die ein einheitliches Wirken unmöglich machten. Seine Mahnungen blieben nicht fruchtlos. Die Missionare erkannten ihre Sünde, und gelobten, einander zu vergeben und künftig in Liebe einander zu tragen. Da die frühere Uneinigkeit meist dadurch hervorgerufen war, daß der Kreis der Thätigkeit für den Einzelnen nicht bestimmt abgemessen und begrenzt war, so wies Sternberg Jedem seine Stelle sowohl in der Missionsarbeit, als auch in der Hausarbeit an. Auch ordnete er nach den Bestimmungen der letzten Synode die versäumten Conferenzen wieder an, welche ein innigeres Zusammenwirken der Brüder begünstigten. — Der Visitator suchte mit

allen Gemeindegliedern bekannt zu werden. Er sprach sie Person für Person, die Missionare waren dabei seine Dollmetscher. An manchen grönländischen Christen hatte er herzinnige Freude; aber er fand auch viel Unkraut in der Gemeinde. Ein großer Schmerz durchging seine Seele, als er in Neu-Herrnhut unter den unverheiratheten Leuten die Sünde der Unkeuschheit in bedenklichem Grade verbreitet fand. Mit großer Weisheit mußte dem Verderben entgegengetreten, das Uebel ausgerottet werden. Sternberg hielt es für dienlich, Zucht und Ordnung in den Gemeinden durch bestimmte Statuten zu regeln. Sie empfahlen den Grönländern Aufrichtigkeit und Gehorsam gegen die Lehrer, Liebe und Dienstfertigkeit gegen einander, einen geordneten und sparsamen Haushalt. Sie warnten vor Lüge, Diebstahl, Unkeuschheit, heidnischen Aberglauben. Sowohl in Neu-Herrnhut, als auch in Lichtenfels nahmen die Eingeborenen diese Regeln willig an.

Seine Beobachtungen über den inneren Zustand der Gemeinden hat Sternberg in ausführlichem Berichte dargelegt. Der beschränkte Raum dieses Buches gestattet mir nur die Mittheilung eines kurzen Auszuges. „Ich habe in Neu-Herrnhut und Lichtenfels zwei aus den wilden Heiden vom heiligen Geiste durch das Evangelium berufene und gesammelte Gemeinen gefunden, die an Christum gläubig geworden und auf Ihn gegründet sind, sich in Seinen theuer erworbenen Heilsgütern seliglich weiden, die Gnadenmittel dankbar und fleißig zu ihrer täglichen Nahrung gebrauchen und also wachsen und zunehmen in allerlei Erkenntniß und Erfahrung. Dies kann ich mit Bestand der Wahrheit im Ganzen bezeugen, und habe dem Heiland mehrmalen mit Thränen dafür gedankt und Ihn angebetet. Neu-Herrnhut und Lichtenfels gleichen noch immer einem Licht auf dem Leuchter, einer Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleibt.

Ich habe auch das Wort Jesu hier wahr befunden:

„Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch;" wenn es auch von gläubigen Eltern gezeugt und geboren, durch die Taufe in den Bund des guten Gewissens mit Gott aufgenommen und in der Furcht und Vermahnung zum Herrn erzogen wird; und es bleibt also auch hier in Grönland dabei: „Ihr müsset von Neuem geboren werden, sonst könnet ihr nicht in's Reich Gottes kommen." Es ist freilich wie allenthalben sehr unterschieden; manches Kind läßt sich von Jugend auf in der Gnade bewahren und auferziehen, wird vom heiligen Geist auf sein Elend gebracht, fühlt seinen Sündenstand und Gram und bekommt den Trost der Gnade, und ich habe bereits Nachkommen gläubig gewordener Eltern und Großeltern gesehen, die dieses seliglich also erfahren haben und täglich genießen. Der heilige Geist ist in allen Chören geschäftig, es zu Stande zu bringen, daß Jedes des Verdienstes des Lebens, Leidens und Todes Jesu in seinem Theile recht froh werde. Die Lehre Jesu und Seiner Apostel wird rein und lauter gelehrt. In der besonderen Seelenpflege wird von den Arbeitern bei jedem Alter, Geschlecht und Stande alle Treue und Sorgfalt angewendet nach der Gnade, die der Herr darreicht, und Er läßt dieses Pflanzen und Begießen nicht unfruchtbar bleiben, sondern giebt das Gedeihen dazu.

Aber auch hier muß des Vaters großer Gartenplan mit viel Geduld bedient werden. Doch erleben sie von Zeit zu Zeit die Freude, daß ihr Harren und Warten, ihr Bitten und Flehen, Weinen und Ermahnen nicht vergeblich ist in dem Herrn, sondern eine Frucht schaffet, die da bleibet; wie denn schon eine schöne Zahl auf den Glauben an Jesum selig entschlafen ist, und auch hienieden ferner zur Gemeine hinzugethan werden, die da glauben; die mit ihrem Wandel in allen Stücken die Lehre zieren und die kein Gesetz und keinen Zuchtmeister brauchen, um das Böse zu lassen und das Gute zu thun, sondern die Liebe Christi, welche ausgegossen ist in

ihr Herz, dringet sie also. In die Augen fallende Bosheit und ausgelassene Wildheit nimmt man bei dieser Nation überhaupt nicht wahr. Nach dem äußeren Ansehen geben die Grönländer den Sittenlehrern wenig, und der Obrigkeit und Polizei noch weniger zu thun. Sie beschämen darin wirklich den großen Haufen unserer Christenheit gar sehr. Allein das Herz ist gleich verdorben bei allen, auch bei den sogenannten besten Menschen und aus dem Herzen des wilden und getauften Grönländers geht heraus, was aus dem Herzen eines getauften Europäers herausgeht. Es macht auch hier Niemand sein Herz selber rein, so sehr er sich auch mühen und plagen mag, es muß durch Gott gewirkt sein. Setzet erst, sagt der Lehrer aus Gott gekommen, einen guten Baum, dann wird die Frucht gut. Füllet nicht Most in alte Schläuche, setzt nicht einen neuen Lappen auf ein alt Kleid. Diese Regeln unseres Herrn und Meisters suchen meine Mitarbeiter treulich zu beobachten. Sie setzen nicht die christliche Lehre auf's Heidenthum, und füllen nicht Taufe und Abendmahl in den alten Menschen, sondern sie predigen Buße, und wenn sie von der wahren Sinnesänderung zuverlässige Spuren haben, indem sie gründliche Erkenntniß des Sündenelendes, Reue und Leid darüber bemerken, nebst dem aufrichtigen Verlangen, durch das Blut Christi davon befreit zu werden: alsdann taufen sie einen Solchen zur Versicherung der Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum, und wenn derselbe in der Gnade wächst und gegründet wird, so gelangt er nach einer fortgesetzten Prüfung zum Genuß des heiligen Abendmahles.

Auf den Zustand der Communicanten wird sorgfältig Acht gegeben, und wenn sie dem Evangelio nicht würdiglich wandeln, so werden sie vom h. Abendmahle ausgeschlossen, auch mit dem Kuß des Friedens nicht gegrüßt, bis zu ihrer reuigen Wiederkehr. Ich habe zu meiner nicht geringen Beruhigung wahrgenommen, daß die unartigen Kinder in diesem Hause,

welches ist die Gemeine Jesu, es gar sehr fühlen, wenn sie in's Winkelchen gestellt werden, und daß es auch fast immer durchschlägt und den härtesten Sinn endlich bricht. Was sich nicht halten läßt, kann man doch nicht anbinden, denn ein Grönländer schwimmt einem davon, wie eine Ente; aber man hat in den 38 Jahren doch nur ein Beispiel, daß ein Getaufter wieder unter die Wilden gegangen ist; hingegen schon Viele von Leuten, die man mit Geduld ausgewartet hat, und die sich gründlich bekehrt haben, und eine Freude und Ehre Jesu und Seiner Gemeine geworden sind." —

Nachdem sich Sternberg von den beiden grönländischen Gemeinden verabschiedet, trat er am 30. September 1771 seine Rückreise nach Europa an. Ihn begleitete Matth. Stach, welcher auf immer das Feld so langer Wirksamkeit verließ.

Aus Sternberg's Berichten erkannte die Gemeinde in Herrnhut die Nothwendigkeit, die grönländische Mission unter die Oberaufsicht eines Mannes zu stellen, der über die Befolgung der aufgestellten Grundsätze zu wachen, den Brüdern mit Rath und That zur Hand zu gehen und etwa ausbrechende Zwistigkeiten sofort beizulegen verstehe. Einen solchen Mann fand sie in Christ. Michael Königseer, welcher das Amt eines Helfers in's Ganze vom J. 1774 bis an seinen Tod 1786 mit Segen verwaltet hat.

Seit Stach den Süden des Landes bereist hatte, war von den Missionaren die Anlegung einer dritten Missionsstation in jener Gegend ernstlich erwogen worden. Gleich nach seiner Ankunft in Grönland fand Königseer Beruf und Aufforderung, die Ausführung des lange gehegten Planes zu versuchen. Als er in Lichtenfels vor einer großen Versammlung seine erste Predigt gehalten hatte, sagte zu ihm ein Südländer: „Kommt nur nach Süden, da sind weit Mehrere, als hier beisammen waren, die sich bekehren wollen und nur ihr Vaterland nicht verlassen können." — Die eben durch einen

den Brüdern befreundeten Kaufmann gegründete dänische Handelskolonie Julianenhaab begünstigte das Missionsunternehmen. Joh. Sörensen und der Gehülfe Gottfr. Grillich waren bereit, demselben ihre Kräfte zu widmen. An sie schlossen sich mehrere gläubige Grönländer, im Ganzen 33 Personen, unter ihnen die beiden Nationalgehülfen David und Ludwig. Die kleine Pilgergemeinde verabschiedete sich am 1. Juni 1774 in Lichtenfels bei einem Liebesmahle; Königseer sprach zu ihr väterliche Worte der Mahnung zur Treue. Nach langen Beschwerden erreichte sie am 13. Juli ihr nächstes Reiseziel, die Insel Onartok. Die Schönheit der Gegend, welche die Insel darbietet, konnte die Brüder nicht verlocken, sich daselbst niederzulassen, da sie den Grönländern zu wenig Nahrungsquellen eröffnet. Es wurde daher ein Platz vier Meilen von Kap Farewell an der Fiorde Agdluitsok zur Missionsniederlassung ersehen, welcher der Name Lichtenau gegeben wurde. In dem grönländischen Winterhause, welches im Anfang October bezogen wurde, richteten die Brüder ihre christlichen Versammlungen ein, zu denen sich außer den Getauften noch an zwei und neunzig Heiden aus der Umgegend einfanden. Am 19. März 1775 fand das erste Tauffest auf der jungen Station statt; ein Mann und zwei Frauen wurden in die Gemeinde aufgenommen. Von dem Tage an ist das Werk Gottes in Lichtenau, trotz mannigfacher Hemmungen, in Segen fortgegangen; im J. 1782 zählte man in der jungen Gemeinde 336 Seelen.

Joh. Beck, welcher nach M. Stach's Abreise von den ersten Heidenboten allein noch in Grönland übrig geblieben, konnte wegen seines Alters seine Arbeit nicht mehr in früherer Weise versehen. Er hielt sich jetzt meist in Lichtenfels auf, wo er auch gestorben ist. Die Conferenzen, welche Sternberg mit den Missionaren hielt, führten ihn zum letzten Male im J. 1770 nach Neu-Herrnhut. Damals ward

dem alten Vater eine große Freude zu Theil als er seine beiden ältesten Söhne, die sich mehrere Jahre zu ihrer Ausbildung in Europa aufgehalten hatten, wiedersehen durfte. „Ach!" rief er aus, „nun will ich mit Freuden verscheiden, da mein Gebet erhört ist, und ich etliche meiner Kinder hier auf meinem Posten angestellt sehe. Herr Jesu, sowie ich dir alle meine Kinder vom Mutterleibe an zum Eigenthum übergeben habe, so sollst Du sie fernerhin behalten. Ach, bereite sie, und richte sie völlig zu Deinem Dienste zu." — Zwei Jahre später wurde einer der Söhne zum Missionsdienste nach Labrador berufen; der Vater ertheilte ihm unter vielen Thränen der Anwesenden den letzten Segen. Seit achtzehn Jahren war Beck von häufigen Krankheitsfällen befallen worden. Ein erneuerter Anfall im März 1777 schwächte ihn so, daß er nicht aufstehen konnte, und man seinen nahen Heimgang fürchten mußte. Zu seiner Frau, die an seinem Sterbebette den Wunsch äußerte, ihn noch länger bei sich zu haben, sagte der Kranke: „Wir sind nun schon so viele Jahre beisammen gewesen, vor 35 Jahren war ich ebenso nahe am Heimgehen, der Heiland hat mich dir aber noch so lange Zeie gelassen; wir müssen aber einmal scheiden; beim lieben Heiland werden wir uns wiedersehen. — " Nachdem er sie dem Herrn empfohlen, ließ er einen der Missionare zu sich rufen und sprach zu ihm: „Ich bin sehr schwach und werde nun wohl heimgehen. Ich bin ganz mit ihm verstanden; Er hat mich gesucht und zu sich gezogen; ich habe auch die Gnade gehabt, ihm hier in Grönland nach meinem geringen Vermögen zu dienen; Alles habe ich gern und mit Willigkeit gethan. Ich habe zwar oft Versehen gemacht, und bin Schuldner geblieben; aber der Heiland wird es mir vergeben und mich als einen armen Sünder aus Gnaden zu sich nehmen." Darauf nahm er von seinen Freunden zärtlichen Abschied. Zuweilen hörte man ihn seufzen: „Ach Herr Jesu, stärke meine

schwache Hülle und erleichtere mir meine Schmerzen. Jedoch was sind meine Schmerzen gegen die Deinigen! Was hast Du für Marter und Angst um meinetwillen ausgestanden!" — Am 19. März 1777 ist Joh. Beck zu seiner Ruhe eingegangen, nachdem er 43 Jahre der grönländischen Brüdermission gedient. „Sein Andenken wird uns und unsern Grönländern unvergeßlich bleiben. Sein Fleiß, seine Treue und sein Bemühen im Dienste des Herrn ist dem am besten bekannt, der in's Herz siehet. Es ist fast unglaublich, mit welcher Mühe und Geduld, unter Gebet und Flehen zum Herrn, er die grönländische Sprache erlernt hat. Er hat das ganze N. Testament, auch einige Stücke aus dem Alten, desgleichen viele Lieder, die Liturgien, den Synodalverlaß, viele Gemein-Nachrichten und Reden in's Grönländische übersetzt und sich auf alle Weise angelegen sein lassen, den Geschwistern, welche nach und nach aus Europa hierher gekommen, zur Erlernung der Sprache behülflich zu sein. — Nun ruhet er von aller Erdenmühe, und wird erquicket mit unaussprechlicher Freude und Wonne vor dem Angesichte dessen, den er hier liebte, ob er Ihn schon nicht sah." —

Matthäus Stach, zu dem wir schließlich noch einmal zurückkehren, überlebte den Entschlafenen länger als zehn Jahre. Die Unitätsältesten-Conferenz in Barby gab ihm nach seiner Ankunft im J. 1771 Gelegenheit, sich ausführlich über seine Missionsthätigkeit, so wie über sein eigenes inneres Leben auszusprechen. Ueber Vieles hatte er sich zu freuen; über Vieles hatte er sich zu schämen. Er beschloß, sich mit seiner Frau, um deretwillen er manch Herzeleid zu tragen gehabt, in die Stille zurückzuziehen. Mit Genehmigung der Gemeinde zog das Ehepaar im J. 1772 nach Bethabara in Nord-Carolina, wo Stach seine letzten Tage zugebracht hat. Aber der thätige Greis konnte noch nicht ganz feiern; er übernahm die dortige Knabenschule; er beschäftigte sich mit den Ange-

legenheiten der Gemeinde. Lebhaftes Interesse widmete er dem Gange des Werkes Gottes in Grönland und Labrador. Am 19. Januar 1783 feierte die Gemeinde in Salem mit ihm das fünfzigjährige Jubiläum der grönländischen Mission.

Die beiden letzten Jahre seines Lebens war M. Stach fast beständig bettlägerig. Er trug sein Leiden mit vieler Geduld. Groß war seine Freude, als er einmal während der Krankheit von Joh. v. Watteville besucht wurde. — Am 21. December 1787 vollendete er in stillem Frieden, der festen Zuversicht, daß sein Herr ihn in Gnaden annehmen werde.

Welch' reiches Leben hat der Entschlafene durchlebt! Selten mag die Laufbahn eines Missionars mit solchen niederschlagenden Erfahrungen, so schwer zu überwindenden Hemmnissen begonnen sein. Wurden seine Mitarbeiter dadurch gebeugt, muthlos, er blieb aufrecht, voll Zuversicht. Die Zukunft zeigte ihm nicht ihr trübes Bild; er sah in sie hinein, als in die Zeit der Siege seines Herrn. In unerschütterlichem Gottvertrauen, in begeistertem Glauben stand er wie ein Fels unter den Wankenden und Verzagten. Die ersten sechs Jahre in Grönland zeigen seinen heldenhaften Glauben, der allein das begonnene Werk vor gänzlichem Untergange bewahrt hat. Seinem lebendigen Glauben gesellte sich nachdrückliche Thatkraft. Suchten Andere des errungenen Gewinnes zu genießen, er kannte keine Ruhe. Unermüdet strebte er nach neuer Arbeit, nach neuen Siegen des Evangeliums. An der Erweiterung der grönländischen Brüdermission hat er nicht geringen Antheil. Sechsmal hat er die Reise zu der Gemeinde in Europa gemacht; fast eine jede brachte Früchte für seine Thätigkeit. Als er nach fast vierzigjähriger Arbeit aus dem Dienste der Mission schied, sah er vor sich in Grönland einen großen Werk Gottes entstanden, das selbst die kühnsten Erwartungen

übertroffen hatte. — Reichbegabten Männern begegnet leicht die Gefahr, in ein hochmüthiges Wesen zu gerathen. Auch Stach hat diese Gefahr gekannt. Aber sein großer Lehrmeister hat ihn in die Schule des Kreuzes genommen, darin er lernen mußte demüthig sein vor seinem Gott. Sein eheliches Glück wurde für viele Jahre gänzlich zerstört; ein tiefer Schmerz legte sich seitdem in seine Seele und beugte ihn vor seinem Herrn in den Staub. Damals sang er dieses Lied: „Schwer sind meine Tag' auf Erden, seufzend esse ich mein Brod. Könnt' ich heimgenommen werden, wär' ich bald aus aller Noth! Herr, Du weißt, warum ich wein'; ich zwar bin und bleibe Dein; doch ich fürchte Deinen Zorn über das, was ich verlor'n. Ließest Du mir das geschehn, daß ich noch in dieser Zeit, das gefunden sollte sehen, d'rüber ich so trage Leid: O das würde ein Erfreu'n für mein traurend Herze sein! Nun, ich traue Deinem Namen, lieber Heiland, sage Amen! und gib mir das gläub'ge Hoffen, sei mein Ein und Alles gar, daß der Schmerz, der mich betroffen, mich nicht bringe in Gefahr, und daß meine Traurigkeit mich nicht aus dem Wege leit', den ich wandeln soll auf Erden, bis ich werde fertig werden. Denn ich bin doch Deine Seele, die Du Dir mit Blut erkauft, die auch gern nach Dein'm Befehle über Land' und See'n läuft, sünderhaftig eingedenk, daß Du Dich mir zum Geschenk selbst aus Gnaden hast gegeben, und ich einst bei Dir soll leben." — Als er im J. 1771 nach Barby zurückgekehrt war, schämte sich M. Stach nicht, öffentlich seine Sünden zu bekennen, um deretwillen er Gottes Zorn verdient habe. Aber er wußte auch, daß er des Heilandes sei, der ihn erlöset habe mit seinem Blut. Und in dieser Gewißheit ist er geblieben bis an sein Ende, vor dessen Erscheinen er zu den um sein Bett versammelten Brüdern das Wort sprach: „O wie wird's so wohl thun, an Jesu Wunden von unsern jetz'gen Arbeitsstunden sanft auszuruh'n!"

Düsseldorf, Buchdruckerei von Hermann Voß.

David Zeisberger,

Missionar der Brüdergemeinde unter den Indianern

Nordamerika's,

und

seine Mitarbeiter.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Düsseldorf,
Verlag von W. H. Scheller.
1856.

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der Brüdermission in Nordamerika.

> Siehe da das Land vor Dir, das der Herr Dein Gott, Dir gegeben hat; ziehe hinauf und nimm es ein, wie der Herr, Deiner Väter Gott, Dir geredet hat! Fürchte Dich nicht und laß Dir nicht grauen.
>
> 5. Mos. 1, 21.

Nicht lange nach dem Beginne der Missionen in Westindien und Grönland öffnete sich der evangelischen Brüdergemeinde ein neues großes Arbeitsfeld unter den Indianern Nordamerikas. Der Graf Zinzendorf trat im Jahre 1734 mit den Vorstehern der georgischen Kolonie in London in schriftliche Verbindung, um den seit 1725 zu Berthelsdorf ansässigen, aber durch einen Regierungsbefehl zur Auswanderung genöthigten Schwengfeldern eine Zufluchtsstätte im nordamerikanischen Georgien zu vermitteln. Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos, aber die Vertriebenen änderten unterwegs in Holland ihren Reiseplan und wählten Pennsylvanien zu ihrer neuen Heimath. Des Grafen Verbindung mit den Vorstehern der georgischen Kolonie war die erste Veranlas-

sung zu der Brüdermission in Nordamerika. Die Brüder in Herrnhut hatten den Ruf fleißiger Kolonisten. Die Vorsteher der georgischen Kolonie boten der Gemeinde in Herrnhut ein Stück Land in Georgien an, um seinen Anbau durch auszusendende Brüder zu bewirken. Man nahm das Anerbieten an; die Hoffnung, das Evangelium unter den nahen Indianerstämmen der Creeks, Chikasaws und Cherokesen verbreiten zu können, war bei der zustimmenden Entscheidung von größtem Gewicht. Schon im November 1734 zogen zehn Brüder von Herrnhut Georgien zu, geführt von Johann Töltschig und Anton Seiffart. Die ihnen vom Grafen Zinzendorf gegebene Instruction empfahl ihnen kindliche Eingabe an den Herrn und treues Festhalten an ihrem Beruf, das Heil in Christo den Heiden zu verkündigen und dabei so viel als möglich von ihrer Hände Arbeit zu leben.*) In London gesellte sich zu den Ausziehenden August Gottlieb Spangenberg, der mit den Brüdern zum ersten Male das Feld seiner reichgesegneten Wirksamkeit betreten sollte. Durch seine Vermittlung wurde den Brüdern manche Unterstützung christlicher Freunde zu Theil. In dem Gouverneur von Georgien, General Oglethorpe, fanden sie einen wohlwollenden Gönner. „Wir waren alle arm," schreibt Spangenberg, „und trugen doch Bedenken, die Offerten anzunehmen, die anderen Kolonisten zu Statten kamen. Und gleichwohl mußten wir in London unseren Transport nach Georgien bezahlen, auch Alles anschaffen, was wir zu dem neuen Anbau in einem Lande, wo noch Alles wild und unbebaut war, nöthig hatten. Meine lieben Brüder überließen mir dann die Besorgung alles dessen, und es kam auch Alles mit Gottes Hülfe in Richtigkeit.**)

---

*) S. Büdingische Sammlungen, I. S. 351.

**) Vergl. Ueber die Unterhandlungen in London Risler's Leben

Wohlbehalten erreichten die Brüder im Frühjahre 1735 Georgien; im folgenden Jahre folgte ihnen eine zweite Schaar von Herrnhut, geführt von David Nitschmann. Die Kolonisten hatten anfänglich traurige Tage durchzumachen. Ein ihnen in der Nähe von Savannah zur Bebauung angewiesenes Stück Land schien zwar reichliche Ernte zu versprechen, aber langwierige Krankheiten machten ihnen ihren ersten Aufenthalt in dem fremden Lande schwer. Kein Arzt war in der Nähe; die Pflege, welche sie einander geben konnten, ließ Manches zu wünschen übrig. Oft fehlte es an dem Nothwendigsten. Doch der Herr half. „Dies Alles," schreibt Spangenberg am 19. Juni, „trieb mich zum Heiland, und er bewies sich auch an uns als der rechte Arzt. Er erweckte wohlthätige Herzen, die uns zuweilen etwas Essen für die Kranken schickten. Andere kamen uns manchmal aus Er=

Spangenbergs, S. 109 ff. Die Brüder erfuhren oft wunderbare Durchhülfen des Herrn. Spangenberg erzählt u. A.: „Ich kam zu Herrn Weinanz, (einem christlichen Kaufmanne,) da sahe ich die Rechnungen von allen angeschafften Nothwendigkeiten durch und da ich überschlug, wie viel ich Geld hatte, fehlten mir noch vier Guineen, um noch Alles richtig zu machen. Da dachte ich: hat Gott von Zeit zu Zeit geschickt und immer geholfen, Er werde es selbst machen, es werde Ihm wohl auf die vier Guineen nicht ankommen. Ich schwieg aber ganz still, und weil eben der Tisch gedeckt war, setzte ich mich mit zum Essen. Ehe ich aber wieder aufstund, kam Herr Hollis und sagte mir, er hätte geglaubt, es sei noch was nöthig, er wäre daher zu seinem Bruder gegangen und hätte ihm gesagt, er möchte ihm etwas für einige gute Freunde schenken, die nach Amerika gingen, er wolle dreimal soviel dazuthun; darauf habe er ihm eine Guinee gegeben, und er selbst hätte drei dazu gethan, und die vier Guineen wolle er mir noch bringen; er bäte mich herzlich, sie von ihm anzunehmen. Ich wunderte mich meines guten Heilandes, nahm das Geld als aus seinen Händen und bezahlte die Rechnung, die sich beinahe auf 70 Pfund Sterling belief."

fahrung mit gutem Rath zu Statten. Auch hat sich Gottes Vorsorge für uns darin zu Tage gelegt, daß wir nie Alle zugleich krank waren und also immer einander Hülfe leisten konnten. Nun sind wir Alle ziemlich wiederhergestellt und fahren mit Hülfe eines braven deutschen Tagelöhners mit unserer Arbeit fleißig fort." —

Durch ihren Fleiß gewannen sich die Brüder die Achtung der Europäer. Auch die benachbarten Indianer zeigten sich freundlich. Sie gewannen zu den Fremdlingen Vertrauen und suchten sie oft in ihrer Wohnung auf. Unter ermunternden Aussichten begannen die Brüder ihre Missionsthätigkeit. Zwei Stunden oberhalb der Stadt Savannah liegt in dem gleichnamigen Flusse eine Insel, Irene. Damals war sie von einer beträchtlichen Zahl Creek-Indianer bewohnt. Hier warfen die Sendboten zuerst das Netz aus. Sie errichteten für die Indianerkinder ein Schulhaus, das aber bald der Sammelplatz auch der Erwachsenen wurde. In englischer Sprache verkündigten sie das Heil in Christo. Den Heiden gefiel das Evangelium; sie nannten es das große Wort. Mit Freuden kamen sie, es zu hören. Der Häuptling Tomo Tschatschi lauschte gern auf die gute Botschaft. Bei solchen verheißungsvollen Anfängen hatte die Gemeinde in Herrnhut die Freudigkeit, im J. 1737 in Petrus Böhler einen ordinirten Prediger der Colonie in Georgien zuzusenden.

Die Hoffnungen, in diesem Lande dem Herrn ein großes Volk zuzuführen, wurden jedoch nicht erfüllt. Ehe die Brüderkolonie sich zu einem frischen Leben entwickelt hatte, mußte sie verlassen werden. Die Befreiung der Brüder vom Kriegsdienste, zu welchem alle anderen Kolonisten im Kriege mit den Spaniern verpflichtet waren, trug ihnen großen Haß ein. Sie sahen sich 1740 genöthigt, Georgien zu verlassen und nach Pennsylvanien überzusiedeln. Sie brauchten nicht lange müßig am Markte zu stehen. Es gab für sie der Arbeit genug

theils unter den verschiedenen Kirchenparteien Pennsylvaniens, theils unter den dortigen Indianern, den Delawaren und Mahikandern. Es entstanden zwei Gemeinorte Bethlehem und Nazareth; der erstere wurde der Mittelpunkt der amerikanischen Brüdermission. —

Spangenberg war im Jahre 1737 im Auftrage des Grafen Zinzendorf von Georgien nach Pennsylvanien gereist. Hier hörte er von dem Regierungs-Dolmetscher Conrad Weißer von den heidnischen Indianern des Landes, von dem tiefen geistigen Elende, in welchem sie schmachteten. Ein Brief an Christian David theilte das Gehörte mit und machte die Gemeinde zuerst auf diese Heiden aufmerksam. Einige Brüder waren entschlossen, mit der Botschaft des Evangeliums zu ihnen auszuziehen. Spangenberg kehrte im J. 1739 nach Europa zurück. Noch in demselben Jahre wurde Christian Heinrich Rauch nach New-York entsendet, um dort der Stunde zu harren, wo sich ihm die Thür zu den Indianern aufthun werde.

Rauch kam am 16. Juli 1740 in New-York an. Seinem Unternehmen stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Selbst gläubige Leute schüttelten darüber bedenklich den Kopf und riethen ihm davon ab. Sie wiesen auf die fruchtlosen Missionsversuche hin, die bereits unter den Indianern gemacht seien. Ein Europäer, meinten sie, sei unter dem wilden trunksüchtigen Volke seines Lebens nicht sicher. Der junge Missionar blieb indessen seinem Berufe getreu. Er war der festen Zuversicht, sein Heiland werde ihn nicht verlassen. Er vertrauete der Kraft des göttlichen Wortes, das nicht leer wieder zurückkommt, sondern ausrichtet, dazu es gesandt wird. Er sah nicht auf eigene Kraft, nicht auf die Hülfe der Menschen. Der Herr war sein Trost, sein Stecken und Stab. In heißem Gebet legte er sich und sein Werk an das Herz seines Gottes.

Als ein Fremdling hatte Rauch den Boden Amerika's betreten. Er kannte der Indianer Wohnsitze nicht, wußte auch nicht, wie er zu ihnen gelangen sollte. Allein noch ehe er New-York verlassen, wurde er mit mehreren Indianern aus dem Mahikanderstamme bekannt. Der Anblick dieser Heiden war gerade nicht ermuthigend. Sie waren in trunkenem Zustande, ihr Ansehen wild und abschreckend. Bei einem spätern Besuche begann er mit ihnen in holländischer Sprache eine Unterredung. Besonders waren es zwei von diesen Wilden, Tschoop und Schabasch, welche Rauch's Hoffnung mehrten. Er fragte sie, ob ihnen wohl ein Lehrer, der ihnen den Weg zur Seligkeit zeigen wolle, willkommen sei. Tschoop antwortete mit schnellem Ja; „er finde," meinte er, „bei sich oft eine Neigung zu etwas Besserem, als er bisher gehabt habe, er wisse sich aber nicht zu helfen; wenn Jemand wäre, der sich seiner und seiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen und sie lehren wolle, so werde er es gerne sehen; sie seien aber arme und auch böse Menschen; doch denke er, es werde wohl gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte." Ein Gleiches bekannte Schabasch. Rauch sah in diesen Worten einen Wink des Herrn, diesen Heiden zu folgen und den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Er bot sich den Indianern als Lehrer an, und sie nahmen ihn als solchen an. Tschoop und Schabasch kehrten nach Schekomeko, ihrer Heimath, zurück und bereiteten dort die Ankunft des Missionars vor.

Am 16. August 1740 traf Rauch ein. Freundlich wurde er empfangen, nach indianischer Sitte. Groß war das Erstaunen der Heiden, als er ihnen den Zweck seines Besuches darlegte. Er erzählte ihnen, daß ihn die Liebe über das große Meer hierhergeführt habe, um ihnen von Gott zu sagen, der ein Mensch geworden, und sich um der Menschen Sünde willen habe kreuzigen lassen, damit sie erlöst und

ewig selig werden möchten. Das war den Heiden eine nie gehörte Botschaft. Es schien, als ob sie einigen Eindruck gemacht.

Selten giebt Gott seinen Dienern schnelle Erntefreude. Erst stellt er sie in lange mühevolle Arbeit hinein, damit sie sich über ihren Segen recht freuen lernen. Diesen Weg sollte auch Rauch gehen. Das erste Feuer der Begeisterung unter den Heiden war bald erloschen. Schon am folgenden Tage antworteten sie auf Rauch's Zeugniß mit verstohlenem Lächeln; bald behandelten sie den Missionar mit offnem Spott und Verachtung. Rauch sah ein, daß die Freunde in New-York nicht so ganz Unrecht gehabt, ihm die Arbeit unter den Heiden zu widerrathen. „Der Teufel hat," so drückt er sich einmal aus, „hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen." Alle seine Arbeit schien fruchtlos. Seine Zeugnisse fanden keinen Eingang. Die Herzen der Heiden blieben kalt. Dazu hatte er große äußere Noth durchzumachen. Er mußte sich auf das Kümmerlichste behelfen. Auf seinen Reisen fand er nirgends gastliche Aufnahme. Es ging ihm nach seinem Ausdrucke, wie einem, der Etwas sucht und nicht findet.

Wie freute sich der hartgeprüfte Mann, als endlich einmal wieder ein Strahl der Hoffnung das Dunkel durchdrang. Tschoop, der wilde und wüste Trunkenbold, war durch die wiederholten Zeugnisse des Missionars zum Nachdenken gekommen. Er fragte einmal, welche Wirkung das Blut des gekreuzigten Gottessohnes habe. Hocherfreut gab der Missionar dem Fragenden Antwort. Tschoop war auf's Tiefste ergriffen. Wie er, so neigte auch Schabasch, sein alter Freund, sich dem Evangelio zu. Sie erkannten das Elend ihres bisherigen Götzen- und Sündendienstes. Thränen rollten über ihre Wangen, wenn sie von der Liebe des Herrn gegen die Sünder erzählen hörten.

Der Wechsel, welcher mit den beiden Heiden vorgegangen war, blieb nicht verborgen. Nicht allein in Schekomeko erzählte man sich davon; auch die benachbarten Weißen erhielten davon Kunde, so daß sie dadurch zu der Bitte veranlaßt wurden, Rauch möge auch ihnen das Evangelium predigen.

So lange der Missionar ohne Einfluß geblieben, ließ man seine Thätigkeit unangefochten. Aber die ersten Regungen eines neuen Lebens trugen ihm große Feindschaft der weißen Leute ein. Den verhaßten Prediger, durch dessen Zeugniß ihre Sünden gestraft wurden, aus dem Wege zu schaffen, war das Ziel ihrer Wünsche. Es gelang ihren Listen, die Heiden gegen ihn als einen Betrüger und Verführer aufzuregen. Man drohete ihn zu erschießen, wenn er nicht eiligst das Dorf verlasse. Rauch sah sich genöthigt, das Feld zu räumen. Ein in der Nähe wohnender wohlwollender Bauer nahm ihn auf und bot ihm für den Unterricht seiner Kinder Wohnung und Kost an. Man müßte nicht glauben, Rauch habe über seinem Hauslehreramte seinen Beruf als Missionar vergessen können. Er konnte es nicht lassen, selbst mit Gefahr seines Lebens, je und dann die Heiden in Schekomeko zu besuchen. Aber er hatte von diesen Besuchen wenig Freude. Die Herzen der Indianer waren ihm abgefallen, selbst Tschoop und Schabasch kehrten ihm verächtlich den Rücken. Ja, der Erstere war gegen ihn so aufgebracht, daß er ihn erschießen wollte.

Bei solchen Erfahrungen des Glaubens Freudigkeit zu behalten, war dem treuen Knechte des Herrn nicht leicht. Doch erfuhr er auch wieder die schützende Hand seines Gottes, und das hielt ihn aufrecht. Ein wüthender Indianer verfolgte ihn einmal mit einem großen Beile, und er entging nur dadurch dem Tode, daß der Heide durch einen Fall ins Wasser in seiner Verfolgung verhindert wurde. „Ich bin," schreibt er in einem Briefe aus dieser Zeit, „das unwürdigste Glied

der Brüdergemeine, weiß auch, daß unser Heiland mich nicht nöthig hat, und doch würdigt er mich, sein Diener zu sein. Ich fühle mich dabei so schwach, wie ein Wurm, und schäme mich oft vor dem Heiland über meine Armuth und Untüchtigkeit; stünde er mir nicht täglich oder stündlich bei, so würde ich bei dem starken Widerstande des Satans schon stecken geblieben sein. Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freilich muß ich glauben, was jetzt unmöglich zu sein scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe Gottes werden solle, sieht man noch gar Nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des Herrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für Jesum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort trotz Allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte aufsprengen können." — Das ist die Sprache des Glaubens, dem alle Dinge möglich sind. In diesem Glauben stand Rauch, ohne Furcht vor seinen Widersachern. Aus diesem Glauben stammte die Liebe, mit welcher er unverdrossen den Heiden nachging. Er fürchtete sich nicht. Tagelang weilte er mitten unter den Indianern. Er aß und trank mit ihnen. Ohne Sorgen überließ er sich unter ihnen dem Schlafe. Sein Benehmen stimmte seine Feinde um. Sie sahen aus seiner Liebe, daß er doch ein besonderer Mann sein müsse. Tschoop sah Rauch einmal in seiner Hütte sanft schlafen. Da denkt er bei sich: „Der Mann ist gewiß kein böser Mann, er fürchtet ja kein Uebel, sogar von uns nicht, die wir doch so wild sind, sondern da schläft er in aller Ruhe und setzt sein Leben so in unsere Hände." Und von Stund an läßt der Heide von seiner Feindseligkeit. Er sieht ein, daß alle Verleumdungen und Verdächtigungen des Missionars grundlos sind, und bezeugt das auch seinen

Volksgenossen. Und wie sie kurz vorher den Lehrer verachtet und verspottet, so kommen sie ihm nun mit Achtung und Liebe entgegen, und hören mit Aufmerksamkeit der Predigt zu. Besonders sind es Tschoop und Schabasch, welche trotz mannichfacher Anfechtung immer mehr begehren, das Eigenthum des Heilandes zu werden. Der Erste hat später von dem, was damals in ihm vorging, in einer christlichen Versammlung also berichtet: „Brüder, ich bin ein Heide gewesen, und bin unter den Heiden alt geworden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei meinest Du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo Du hergekommen bist. Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, sagte er, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst Du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst und lehre die Leute, zu denen Du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als Deine eigenen Leute? Und so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu Dir im Namen des Herrn des Himmels und der Erde: der läßt Dich wissen, daß er Dich gern selig machen und aus dem Elende reißen will, in dem Du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen gegeben, und sein Blut für sie vergossen ꝛc. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen, wer würde darnach fragen? Aber er ist ohne Sorgen. Seine Worte aber konnte ich nicht los

werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: Das ist etwas anders und verdollmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen."

Die Bewegung beschränkte sich nicht bloß auf Schekomeko. Andere benachbarte Dörfer, als Wachquatnach, Pachgatgoch, wurden davon ergriffen. Die Heiden kamen voll Heilsbegier in die Versammlungen. Einige ließen von ihren offenbaren Sünden. Andere zeigten große Bekümmerniß über ihr Seelenheil und suchten mit Ernst den Weg der Errettung. Tschoop war und blieb die Freude des Missionars. Es ging mit ihm lieblich voran. Ich theile hier auszüglich einen Brief mit, welchen er aus eigenem Antriebe durch Rauch an die Brüder in Bethlehem schreiben ließ. „Ich bin ein armer wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigste Sclave des Teufels unter den Wilden; und weil ich Nichts von dem Heilande gewußt habe, so habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jetzt in's Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereuet. Als ich hörte, daß er auch der Heiden Heiland wäre, und ich ihm mein Herz noch schuldig sei, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder, waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sei nicht so gut, als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihren Gott glaubte. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thorheit, was sie sagte, denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Leder gemacht, wie

ein Mann und mit Wampom ausgestückt; weil sie die älteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir haben's gethan, so lange bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslamm sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber; auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stünde und predigte. Jetzt fühle ich, daß ich's glaube, daß der Erlöser mir helfen kann mit seinem Blute und kein Anderer. Ich glaube, daß er mein Gott und Erlöser ist, der für mich Sünder am Kreuze gestorben ist. Ich wäre gern getauft und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, so kann ich bei Wintertagen nicht fort, ich werde aber im April oder Mai zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, was ich aber zuvor noch lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tschoop." —

Kräftige Anregung empfing die amerikanische Brüdermission durch den Besuch des Grafen Zinzendorf. Gegen das Ende des J. 1741 kam er in Amerika an. Bald nach seiner Ankunft wurde ein Brüder-Synodus in Oly gehalten. Bruder Gottlob Büttner wurde nach Schekomeko gesandt, um Rauch einzuladen. Zehn Tage verlebte Büttner unter den Indianern, am 14. Jan. 1742 hielt er vor ihnen seine erste Predigt.

Die Indianer Schabasch, Seim und Kiop baten, als sie von der beabsichtigten Reise nach Oly hörten, man möge sie mitziehen lassen. Auch Tschoop hätte sich gern der Gesellschaft angeschlossen, aber er war lahm und mußte darum daheim bleiben. Am 22. Jan. machten sich Rauch und Büttner mit den drei Indianern auf den Weg, am 9. Februar trafen sie in Oly ein. Die dort versammelten Brüder konnten mit Lob und Dank die durch Gottes Gnade so wunderbar umgewandelten

Indianer ansehen. Sie hielten sie für würdig, das Sakrament der heiligen Taufe zu empfangen. Am 11. Februar fand die Tauffeier in einer Scheune, — denn in Oly war keine Kirche, — statt. In der Mitte der Versammlung standen die Täuflinge. Nachdem über sie gebetet worden, wurden sie von Rauch im Namen des dreieinigen Gottes getauft. Schabasch erhielt den Namen Abraham, Seim Isaak und Kiop Jacob. Es war eine erhebende Feier Die ganze Versammlung war tief ergriffen. Die Getauften schämten sich des Evangeliums nicht. Sie konnten es nicht lassen, Jedermann von dem zu erzählen, was der Herr an ihrer Seele gethan hatte. Mehreren Delawaren, welche sich gerade in Oly befanden, predigten sie die ganze Nacht durch; wenn der Eine von ihnen ermüdet aufhörte, so begann der Andere sein Zeugniß. Begleitet von ihrem Lehrer Rauch zogen sie über Bethlehem nach Schekomeko zurück.

Wenige Monate nachher wurde hier das erste Tauffest gefeiert. Am 16. April wurde Tschoop unter dem Namen Johannes in die christliche Gemeinde aufgenommen. Sein ganzes Leben zeigte, daß er solcher Gnade würdig sei. Was hatte das Evangelium aus diesem Manne gemacht! Ehedem der Wildesten Einer, allen Sünden und Lastern ergeben, leuchtete jetzt aus seinen Blicken eine Sanftmuth und Liebe, die selbst die Heiden zum Staunen nöthigte. Ein Brief an den Grafen Zinzendorf läßt uns einen Blick in das selige Vergnügen seines Herzens thun. Darin heißt es, nachdem er von seinem früheren Sündenleben gesprochen, am Schluß: „Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beschämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu ihm fühlte, so wünschte ich mir sogleich Brüder, die ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch und Dich und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder allesammt,

auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch andere selig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsere Brüder immer von seinen Worten Etwas bekannt machen; es schmeckt mir immer besser, und ich gebe genau Acht, so zu sein, wie es in der Bibel steht; das ist leicht. Es giebt Menschen, die sagen: die Bibel ist schwer, aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre, es ist mir Alles süß und leicht; drum warte ich, bis ich das Schwere fühlen soll; noch weiß ich Nichts, als daß es leicht und süß ist, und ich weiß auch Nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle.

Johannes, Dein Bruder."

In einem etwas später an die Gemeinde in Bethlehem geschriebenen Briefe drückt sich Johannes so aus: „Meine lieben Brüder und Schwestern! Ich habe euch sehr lieb. Wie mein Herz ist, das kann ich nicht aussprechen. Ich fühle, daß ich den Seligmacher lieb habe; aber ich sehe, daß mir noch viel fehlt. Ich habe noch nie recht gewußt, was das ist, ein rechter armer Sünder zu sein, aber nun finde ich, wenn ich recht von Herzen arm bin, so bin ich recht selig. Ich merke das sehr wohl, daß kein Vergnügen ist, als bei meinem Heilande, und ich will auch keins mehr haben, als bei ihm. Ich kann mich nicht genug schämen vor meinem lieben Heilande, wenn ich ansehe, was er an mir gethan hat; denn ich war ein sehr böser Mensch, so kalt, wie ein Stück Eis, so todt wie ein Stein; aber sein Blut hat mich warm und weich gemacht. Und das muß ich auch meinen Freunden, den anderen Indianern, sagen, denn ich denke immer, wenn ich ihnen etwas vom Blute des Seligmachers sage, so werden sie besser in einer Stunde, als ich in zwei Jahren geworden

bin. Sie fühlen es auch sehr wohl, daß es so sein muß, denn sie glauben, daß alle Leute, die noch sündigen, noch nicht an den großen Sohn Gottes glauben. Es ist mir Nichts wichtiger, als wenn ich Etwas höre von dem Blute des Seligmachers. Ich sehe auch, daß es das Einzige ist, das die Herzen kann weich machen; ich bin nun da wie ein Stück Holz in seinen Händen; wenn er mich brauchen will, so will ich mich gern brauchen lassen. Ich bin bereit, Alles, was in der Bibel steht, von Herzen gern zu thun. Und ich finde es in der That so, daß man Alles kann, wenn einem nur der Heiland gnädig ist.

Ich glaube, daß Alles, was mir die Brüder sagen, gut ist, und daß es so in der Bibel steht, und ich finde es auch in meinem Herzen, daß es so ist. Denn mein Herz ist ein rechtes Buch. Ich finde auch alles das darin geschrieben, was ich meinen Freunden predigen und sagen soll. Ich sehe, daß es sehr nöthig ist, daß wir auch zu einer Gemeine werden, so wie es in der Bibel vorgeschrieben steht, so wollen wir thun. Mich verlangt von Herzen darnach, denn wir sind von einer sehr wilden Art, der Seligmacher aber kann uns wohl zahm und ordentlich machen. Wenn wir nur kleine und gehorsame Kinder werden, so wird Alles gehen, und dazu wolle er uns mit seinem Blute helfen. Ich grüße alle Brüder und Schwestern recht herzlich. Ich bin ein armer Sünder.

Johannes aus den Heiden."

Die Kunde von den vier getauften Indianern Schekomeko's erweckte unter den Heiden den Wunsch, eines gleichen Glückes theilhaftig zu werden. Schaarenweise kamen sie fünf bis sechs Meilen weit herbei, um die Prediger zu hören, die von einem Gott redeten, der Mensch geworden und aus Liebe zu den verlorenen Indianern sein Leben geopfert habe. Mit dem Verlangen der Heiden nach dem Worte des Lebens

wuchs Rauch's Freudigkeit in seinem Berufe. Mit fröhlichem Aufthun seines Mundes zeugte er von der Versöhnung durch Jesu Blut. Sein Wort kam nicht leer zurück; der Tag einer großen Heidenernte schien nahe zu sein.

Der Graf Zinzendorf hatte mit weitaussehenden Plänen Amerika betreten. Er strebte ein Bündniß aller religiösen Genossenschaften Pennsylvaniens an. Die Darstellung seiner darauf gerichteten Thätigkeit liegt jenseits der Grenzen dieses Buches; nur das haben wir zu berichten, was von ihm im Interesse der Indianermission gethan worden. Nachdem er mit den Missionsarbeitern mehrfache Conferenzen gehalten, unternahm er selbst drei Reisen in verschiedene Indianergebiete. Damals waren solche Reisen mühevoll und beschwerlich. Durch das Dickicht der Wälder mußte man sich den Weg bahnen. Steile Berge mußten erstiegen, gefährliche Moräste durchschritten werden. Bald brachten umgefallene Baumstämme, bald hochangeschwollene Flüsse große Hinderniß. Nachts wohnte man unter Zelten, nach Patriarchen-Weise.

In Begleitung seiner Tochter Benigna, des Gouvernements-Dolmetschers Weißer und mehrerer Brüder trat der Graf am 24. Juli seine Reise von Bethlehem aus an. Sie führte bis Meniolagomekah, einem von Delawaren bewohnten Dorfe. Meistens fanden die Reisenden bei den Indianern freundliche Aufnahme; sie konnten auch wohl das Heil in Christo bezeugen, aber von so einmaligem Besuche war ja keine Wirkung zu hoffen. Die Reise diente dazu, den Grafen mit der Indianer Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen.

Zwischen die erste und zweite Indianerreise des Grafen fällt eine merkwürdige Begebenheit, welche für die Mission ersprießlich gewesen ist. Am 14. August traf Zinzendorf eine große Gesandschaft der Irokesen oder der sechs Nationen, eines mächtigen Volksbundes, um dessen

Freundschaft die Europäer sich oft beworben haben. Zinzendorf konnte die Leute nicht ziehen lassen, ohne ihnen ein Wort gesagt zu haben. Durch seinen Begleiter Weißer ließ er ihnen mittheilen, „er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder bringen. Ihre Absicht sei, weder Land von ihnen zu kaufen noch Handlung mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen.“ Die Indianer wußten anfangs nicht, was sie zu der Botschaft sagen sollten. Nachdem sie sich näher berathen, kamen die Gesandten der Onondager und Cajuger zu Zinzendorf und sprachen also: „Bruder, Du bist diesen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von Dir Nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, Du und Deine Brüder, Du sollst uns willkommen sein. Nimm hin diesen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind.“ Also ward zwischen dem Grafen Zinzendorf und den Irokesen ein Freundschaftsbund errichtet, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern die Thür zu ausgedehnter Missionsthätigkeit geöffnet hat.

Am 21. August unternahm der Graf seine zweite Reise. Ihr Ziel war Schekomeko, wo Bruder Rauch in gesegneter Arbeit stand. Am 27. August kam er an. Der Graf bezog am folgenden Tage eine für ihn errichtete Hütte von Baumrinde; er fühlte sich darin so wohl, daß er sie das lieblichste Haus, das er noch je bewohnt hatte, nannte. Er stand hier auf seinem eigenen Grund und Boden. Er durfte Zeuge sein von großen Thaten Gottes, die ihm herrliche Siege des Evangeliums verhießen. Der Umgang mit den vier getauften Indianern war ihm erquickend; sie machten ihm täglich neue Freude. „Die für“ uns bereitete Wohnung,

schreibt er, „war mir das liebste Haus, welches ich noch je bewohnt habe. Von innen hatten wir einige Prüfung, von außen Regen, von Seiten der Heiden aber einen klaren Himmel und alle Tage neue Freude über unsere lieben Indianer.“ Des Grafen Erscheinen griff überall frisch in die Thätigkeit der Brüder. Sein scharfer, die Verhältnisse durchschauender Blick führte ihn zu Anordnungen, welche sich in den meisten Fällen als erfolgreich bewiesen. Mit Rauch nahm er folgende Verabredungen. Die Mission habe nicht auf die Gewinnung großer Haufen zu sehen, sondern darnach zu trachten, daß die Erstlinge aus den Heiden recht gegründete Leute würden. Daher solle man sie in treue und sorgfältige Pflege nehmen. Von der Theilnahme an der Predigt soll Niemand ausgeschlossen werden, denn das Evangelium ist für Alle. Aber die heilige Taufe könne nur solchen ertheilt werden, die einen rechtschaffenen Glauben an Jesum Christum und einen dem entsprechenden Lebenswandel zeigen. Noch größere Vorsicht sei bei der Zulassung zum heiligen Abendmahle anzuwenden. Auf den Wunsch der vier Getauften sollte nun in Schekomeko alles so eingerichtet werden, wie es einer apostolischen Gemeinde gezieme.

Diesen Beschlüssen zufolge ging man sogleich an's Werk. Die vier Getauften wurden feierlich in das Gehülfenamt eingesetzt. Johannes wurde Lehrer und Dollmetscher, Abraham Aeltester, Jacob Ermahner und Isaak Diener. „Diese vier, nach Geist und Natur incomparable Indianer,“ sagt Graf Zinzendorf in einem Briefe, „sind rechte Gottesmänner unter ihnen und formiren eine Conferenz, der wir oft mit Erstaunen zugehört haben.“ Die kleine Gemeinde wuchs durch die Taufe von sechs Heilsbegierigen auf 10 Seelen. Am 4. September trat der Graf seine Rückreise nach Bethlehem an.*)

---

*) Mit dem Grafen zogen zwei ungetaufte Indianer, welche in

Noch in demselben Monat unternahm der Graf seine dritte Reise zu den Indianern am Susquehennahflusse. Der Missionar Martin Mack und seine Frau, die Indianer Josua und David begleiteten ihn als Dollmetscher. Auch Weißer schloß sich der Gesellschaft an. Am 28. September erreichten sie Schomokin. Ihr Empfang war freundlich. Schikellimus, einer von der erwähnten Irokesen-Gesandtschaft, drückte dem Grafen einmal über das andere die Hand und freuete sich, einen Boten Gottes unter seinem Volke zu sehen. Er versprach den fremden Gästen seine Unterstützung, und er hat treulich Wort gehalten. Als der Graf einmal durch wilden Lärm und Gesang der Heiden in seiner Andacht gestört wurde, ließ er dem Schikellimus durch Weißer sagen, die Brüder müßten jetzt mit ihrem Gott reden. Sofort wurde der Lärm beseitigt, und die Fremden wurden nicht weiter gestört. Von Schomokin ging es am 30. Sept. über Otstonwackin nach Wajomick. Die dortigen Indianer, zu dem Stamme der Schawano's gehörend, standen im Rufe großer Wildheit und Grausamkeit. Der Graf Zinzendorf ließ sich dadurch nicht abschrecken, sein Zelt für längere Zeit unter ihnen aufzuschlagen. Zwanzig Tage blieb er in Wajomick. Zwar redete er mit den Häuptlingen und Anderen von dem Heilande, aber die Heiden konnten doch kein rechtes Zutrauen zu ihm gewinnen. Sie fürchteten, der Graf möchte um irdischen Gewinnstes willen zu ihnen gekommen sein. Sein langer Aufenthalt mehrte diese Furcht, sie faßten den Entschluß, ihn mit seinen Begleitern aus dem Wege zu räumen. Durch Weißer wurde der Anschlag entdeckt und vereitelt. Zinzendorf war gerettet und traf

---

Bethlehem von ihm und Büttner getauft wurden. Ihre Namen sind David und Josua.

am 9. November nach einer äußerst gefahrvollen und mühseligen Reise wohlbehalten bei den Brüdern in Bethlehem ein.

Kehren wir zu der Mission in Schekomeko zurück. Seit dem October 1742 war G. Büttner mit seiner Frau dem Bruder Rauch als Gehülfe zur Seite getreten. Frisch griffen die Beiden die Arbeit an. In englischer und holländischer Sprache hielten sie ihre Predigten, die von den getauften Indianern übersetzt wurden. Die Freude der Heiden am Worte Gottes wuchs mit jedem Tage. Schaarenweise kamen sie herbei. An vielen bewies das Evangelium seine göttliche Kraft. Die Lasterhaftesten und Rohesten sah man oft tief bewegt unter Thränen dem Worte lauschen. In kurzer Zeit empfingen mehrere die heilige Taufe. Gegen Ende des J. 1742 zählte die Indianergemeinde in Schekomeko 31 Seelen. Sie gehörten größtentheils dem Stamme der Mahikander an. Mit den Getauften hielten Rauch und Büttner wöchentlich eine besondere Versammlung. Man redete offen mit einander über den Zustand des Herzens, man sang und betete. Die Früchte dieser Zusammenkünfte zeigten sich bald in dem Wandel der jungen Christen. Besonders wohlthuend waren die Berichte, welche die Indianer von ihren Erlebnissen erstatteten. Jonathan erzählte einmal, er sei gefragt worden, warum er doch jetzt nicht mehr wie früher ein so leidenschaftlicher Jäger sei? Darauf habe er geantwortet: „Ja, es ist wahr, ich bin nicht mehr so, und will auch nicht mehr so begierig sein; meine Begierde soll mehr auf den Seligmacher gehen, ihm gehören alle Dinge, und er giebt sie, wem er will. Ich dachte ehemals auf der Jagd an Nichts, als an's Todtschießen, nun ist mein Herz bei dem lieben Heilande und seinen Wunden; wenn ich aber einen Hirsch schieße, so danke ich Gott dafür."

Graf Zinzendorf trat im Anfange des Jahres 1743

seine Rückreise nach Europa an. In seiner Begleitung befand sich ein Jüngling, der mehr dem Willen der Brüder, als dem Drange des eigenen Herzens folgend, sich der Reisegesellschaft angeschlossen. Es war David Zeisberger. Schon begann man die Anker des Schiffes zu lichten, als David Nitschmann den bekümmerten Jüngling fragte, ob er auch gern nach Europa ziehe. Ein entschiedenes Nein war die Antwort. Auf Nitschmanns Rath begab sich nun Zeisberger nach Bethlehem zurück, um da sich für den großen Beruf vorbereiten zu lassen, in welchem er bis in sein höchstes Alter als ein reichbegnadigtes Werkzeug des Herrn thätig gewesen ist.

Du förderst Deiner Boten Bahn,
Du führst sie hin und her,
Und machest, daß dem Zeugenplan
Zu Dienst ist Wind und Meer.

Zweites Kapitel.

David Zeisberger's früheres Leben. — Die Indianermission bis zum Jahre 1745.

Er wird mich an's Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe.
Micha 7, 9.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Zauchtenthal in Mähren geboren. Seine nicht unvermögenden Eltern waren Bekenner der evangelischen Lehre und hatten deswegen gar manche Verfolgung zu dulden. Den hart bedrängten mährischen Brüdern boten die Güter des Grafen Zinzendorf in der Lausitz sichere Zufluchtsstätten, wo sie ungestört ihrem Herrn dienen konnten. Schaarenweise wanderten sie aus ihrer Heimath aus, nicht ohne Gefahr von Seiten ihrer römischen Verfolger. Aber was wagt ein gläubiger Christ nicht für sein Bekenntniß! Auch Zeisberger's Eltern wanderten im Jahre 1726 mit ihren drei Kindern nach Herrnhut aus. Arm kamen sie dort an, denn ihr ganzes Vermögen hatten sie in Mähren zurückgelassen. Doch nicht für immer schlugen sie ihre Hütte in Herrnhut auf.

Nicht lange nachher schlossen sie sich einer Gesellschaft von Brüdern an, welche nach Georgien in Nordamerika auswanderten. Ihren jungen David übergaben sie bei ihrer Abreise der Gemeine zur Erziehung.

David zeichnete sich frühzeitig durch treffliche Anlagen und Fleiß vor seinen Mitschülern aus. Die Leichtigkeit, mit welcher er die lateinische Sprache erlernte, verrieth schon damals das Sprachtalent, wodurch er in seiner spätern Missionslaufbahn so Großes geleistet hat.

Der Graf Zinzendorf, dessen Aufmerksamkeit der hoffnungsvolle Knabe auf sich gezogen, nahm ihn im J. 1736 auf seine Reise nach Holland mit, welche für die Brüdersache in diesem Lande so erfolgreich geworden ist. Auf den Wunsch der verwittweten Prinzessin von Oranien begann der Graf auf der Baronie Ysselstein unweit Utrecht die Gründung der Brüderkolonie Herrendyk, welche zugleich den abgehenden oder zurückkehrenden Heidenboten Aufnahme gewähren sollte.*) Der fünfzehnjährige Zeisberger zeigte sich bei dem Aufbau auf mannichfache Weise brauchbar. Für seine Zukunft war es von Wichtigkeit, sich während seines Aufenthaltes die holländische Sprache bis zum fertigen Gebrauche anzueignen.

In der stillen und ernsten Umgebung, in die sich Zeisberger versetzt sah, reifte in seiner Seele ein Entschluß, dessen unüberlegte Ausführung ihn aus allen seinen bisherigen Verbindungen herausriß. Er fühlte sich durch seine Leiter allzusehr beengt und war entschlossen, die ihn umgebenden Schranken zu durchbrechen. In seinem Jugendfreunde Schober fanden sich seine Gedanken wieder. Die Beiden faßten den Plan, heimlich aus Herrendyk nach Georgien zu entfliehen. Die Flucht gelang. Ein Schiffskapitain war bereit, sie nach

---

*) Vergl. Büdingische Sammlungen I, S. 552.

Amerika überzuführen. Wohlbehalten erreichten sie das Ziel ihrer Wünsche. Wie erstaunten Zeisberger's Eltern, ihren Sohn unerwartet vor sich zu sehen!

Mehrere Jahre flossen für den Jüngling in einsamer Stille dahin. Er zog später mit seinen Eltern nach Bethlehem, bei dessen Aufbau er fleißig mitgearbeitet hat. — Wir haben bis jetzt von dem innern Leben Zeisberger's Nichts berichten können. Es fehlte ihm. Zwar lebte er in der Mitte lebendig=gläubiger Christen, aber er selbst lebte nicht in seinem Herrn. Den Frieden Gottes schmeckte seine Seele nicht. Das aber fühlte er je länger je mehr, daß ihn ein mächtiger Zug nach dem unsichtbaren Freunde zog. Er trachtete darnach, dessen ganzes Eigenthum zu werden. Er war gewiß, daß er finde, wonach seine Seele suchte. Als er einmal von einem Bruder gefragt wurde, ob er sich denn noch nicht bekehren wolle, gab er die zuversichtliche Antwort: „Dies wird schon geschehen, und dann wird Jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin."

Sein irdischer Beruf war ihm ungewiß. Bethlehem schien für ihn nicht der Ort zu sein, wo er etwas Nützliches leisten konnte. Die Gemeinde wünschte daher, daß er mit dem Grafen Zinzendorf nach Europa zurückkehre. (1743.) Zeisberger gehorchte mit innerem Widerstreben. Wir haben bereits erwähnt, daß er durch Nitschmann's Dazwischenkunft von der schweren Reise befreit wurde. Nicht lange nachher ging ihm in Bethlehem die volle Sonne der Gerechtigkeit auf. Er hatte bisher treulichst die Gnade des Herrn gesucht, die Stunde war da, in welcher er finden sollte. In einer Versammlung von Brüdern hörte er den Vers singen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,
Die kein Verstand begreifen kann!

Was liebest Du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Wen segnest Du? — Kinder, die Dir geflucht.

Ein nie gekanntes Gefühl durchbebte unter dem Gesange Zeisberger's Seele. Die Liebe Jesu Christi gegen die Sünder trat ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit entgegen und rührte gewaltig sein Herz. Sie preßte ihm Thränen der Buße und des Dankes aus den Augen. Die empfangenen Eindrücke gingen nicht im Rausche vorüber. Sie hatten nachhaltige Wirkungen. Sie trieben den Jüngling, mit allem Ernste das Himmlische zu suchen. Sie trieben ihn, alle seine Kräfte in den Dienst der ewigen Liebe zu stellen. Schon damals lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die heidnischen Indianer, welchen die erfahrene Gnade zu verkündigen er in sich Beruf und Freudigkeit fühlte. Er säumte nicht, das zu lernen, was für den Erfolg seiner künftigen Missionsthätigkeit Bedingung war. Mit großem Eifer nahm er an dem Unterrichte Theil, welchen der Missionar Pyrläus mehreren jungen Leuten, in der Sprache der Mohigan-Indianer ertheilte. Bald waren seine Mitschüler überflügelt, seine Sprachengabe unterstützte seine Studien. Im Umgange mit durchreisenden Irokesen lernte er auch deren Sprache. In kurzer Zeit hat er es darin zur Fertigkeit im Sprechen gebracht. Er fand bald Gelegenheit, das Gewonnene im Dienste seines Heilandes zu verwenden.

Wir verlassen hier unseren Zeisberger, um die Geschichte der Indianermission bis zu seinem thätigen Eingreifen in dieselbe darzustellen.

Nach des Grafen Zinzendorf Abreise aus Amerika (1743) ging die Mission in Schekomeko ihren gesegneten Gang fort. Die Gemeindeeinrichtung brachte gute Frucht. Neben Rauch und Büttner wirkten Mack und Schaw, zu denen später noch die Brüder Pyrläus, Sensemann und Post kamen. Blieb ihre Arbeit, besonders von den weißen Leuten, auch nicht

unangefochten,*) so ließen sie sich doch nicht abschrecken. Wunderbare Durchhülfen des Herrn stärkten und ermuthigten sie. Ihre Indianergemeinde wuchs mit jedem Monate nicht bloß an Zahl, sondern das innere Leben gestaltete sich in ihr auf das lieblichste. Bisher war noch nicht das h. Abendmahl gefeiert worden, unter den Gemeindegliedern aber waren würdige Communicanten. Die Brüder feierten daher am 13. März 1743 mit zehn Indianern zum ersten Male das h. Abendmahl. Es war eine gesegnete Feier, bei der das Wehen des Geistes Gottes zu spüren war. Die Herzen empfingen unvergeßliche Eindrücke. „Bei dem darauf folgenden Anbeten," schreibt der Missionar, „zerflossen wir Alle in Thränen, und ich werde dieses erste Abendmahl mit den Indianern nicht vergessen." Dieser ersten Abendmahlsfeier folgte am 27. Juli eine zweite, an welcher zwei und zwanzig Indianer Theil nehmen konnten.

Man kann von nun an die christliche Gemeinde in Schekomeko als völlig gegründet ansehen. Sie ging in der folgenden Zeit ihren stillen Gang. Allmählig wurde das bürgerliche und kirchliche Leben in bestimmte Ordnungen gebracht. Ein ehemaliger Häuptling, Cornelius, wurde zum Ortsvorsteher ernannt, der über die Befolgung der Statuten, welche Jeder, der sich in Schekomeko niederlassen wollte, anerkennen mußte, zu wachen hatte. Die junge Gemeinde wollte durch strenge Handhabung ihrer Gesetze dem Eindringen heidnischer Gebräuche und Gewohnheiten vorbeugen. Konnte sich Jemand nicht in diese Strenge finden, so mußte er den Ort verlassen. — Seit dem Juli dieses Jahres begann ein geordnetes kirchliches Leben. Bis dahin fehlte es an einer Kirche, die Versamm-

---

*) Wie groß diese Feindschaft war, geht daraus hervor, daß ein Europäer einmal den Indianern Rum anbot, wenn sie Rauch ermorden wollten.

lungen der Gläubigen waren nicht regelmäßig gehalten worden. Da hatten die Brüder den Bau eines Gotteshauses in Angriff genommen. Es war 30 Fuß lang, 20 Fuß breit und ganz von Baumbast gemacht. In dem genannten Monate war es soweit fertig, daß es in Anwesenheit einiger Aeltesten aus Bethlehem eingeweiht werden konnte. Jeden Morgen versammelte sich seitdem die Gemeinde zur Erbauung aus der heiligen Schrift, Abends wurde Singstunde gehalten Besonders lieb waren den Indianern die Gemeintage, an. welchen ihnen Nachrichten aus dem Reiche Gottes mitgetheilt wurden. In den verschiedenen Klassen der Communicanten, Getauften, Taufcandidaten und Lehrlinge zeigte sich ein frisches Leben. Anton Seyffart schreibt in einem später geschriebenen Briefe über diese Zeit: „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, wie ich, als ich im Jahre 1743 in Schekomeko war, mehrmals gesehen habe, daß ganze Versammlungen von mehr als 100 Personen bei Anhörung des Evangeliums über ihr Sündenelend oder um die Vergebung ihrer Sünden geweint haben. Der Ausdruck in einem Liede: „Und wär er wie ein Bär, er wird zum Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er würd' zur Flamme" — wurde da realisirt." — Einzelne Gemeindeglieder gaben erfreuliche Beweise von ihrer rechtschaffenen Gesinnung. Als der Indianer Abraham aus dem Munde eines böswilligen Europäers allerlei verdächtigende Aeußerungen über die Missionare hören mußte, antwortete er ihm: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben, und was Gott seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn sie was können? Vor vier Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und Niemand von euch bekümmerte sich darum, aber die Brüder haben mir das Blut Jesu gepredigt, und das hat

sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöset bin, darum sind mir meine Lehrer genug." — Daniel, ein anderes Gemeindeglied, wurde kurz vor seinem Tode gefragt, ob er gern sterbe. Und freundlich lächelnd erwiederte er: „Mir ist Alles recht, was der liebe Heiland macht." Selig verschied er, sein Ende war den Anwesenden erbaulich. Die ganze Gemeinde geleitete seine sterbliche Hülle zu Grabe, an welchem Johannes eine eindringliche Rede über die Sterbensfreudigkeit der Gläubigen hielt.

Man dürfte indessen nicht meinen, daß das Gleichniß des Herrn vom Unkraut unter dem Waizen auf die Gemeinde in Schekomeko keine Anwendung gehabt. Manche, die anfangs die besten Hoffnungen gaben, verließen den betretenen Weg und ließen sich heidnische Sünden zu Schulden kommen. Meist hatten die Brüder jedoch die Freude, die Verirrten wieder zu gewinnen.

Ich kann nicht unterlassen, über die Gemeinde zu Schekomeko das Zeugniß eines Mannes mitzutheilen, der früher eine erfolgreiche Mission unter den heidnischen Indianern für unmöglich gehalten hatte. Der uns bereits bekannte Gouvernements-Dolmetscher C. Weißer schreibt nach einem dortigen Besuche an G. Büttner: „Es that mir letztens sehr wehe, daß ich dich nicht habe zu sehen bekommen, als ich in Schekomeko war, welches ohne Zweifel deine Leibesschwachheit verhindert hat. Ich bin aber doch mit dem allergrößten Vergnügen dagewesen und hinweggereiset. Der Indianer ihr Glaube an den Herrn Jesum, ihre Einfalt und unverstelltes Wesen, ihre Erfahrung der durch's Blut Jesu zuwege gebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewißheit, daß der Herr mit euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen in der Versammlung theils auf den Bänken, theils wegen

Enge des Raumes auf dem Grunde mit großer Gravität und Andacht und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dolmetscher, und hat es auf's Allerschönste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbt ist. Ich verstehe zwar die Mahikandersprache nicht gründlich, doch sind mir ihre Weisen in ihrem Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es unter die größesten Gnaden, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schekomeko gewesen bin. Der Spruch: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der amerikanischen Kirche da herum sitzen sah, als Zeugen des Versöhnungsopfers unseres Herrn Jesu Christi: Ihr Gebet müsse hinaufkommen in's Gedächtniß vor Gott und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gestritten werden! Der allmächtige Gott wolle Dir und Deinen Gehülfen eine offene Thür geben zu den armen Heiden!" —

Die Missionare beschränkten ihre Wirksamkeit nicht bloß auf Schekomeko. Von der jungen Gemeinde drang der Schall des Evangeliums zu den benachbarten Indianerdörfern. Die Bewohner von Wachquatnach und Pachgatgoch sahen das Licht, das ihren Volksgenossen aufgegangen war; in demselben Lichte wandeln zu können, war ihres Herzens Wunsch. Sie kamen zu den Heidenboten mit der Bitte, auch ihnen das große Wort von dem Heilande bringen zu wollen. Die Brüder ordneten im Januar 1743 den Missionar Mack nebst seiner Frau zu einem Besuche der umwohnenden Indianer ab. Mack wandte sich zuerst nach Pachgatgoch in der Grafschaft Connecticut, fünf Meilen von Schekomeko entfernt. Er fand bei dem Häuptlinge des Dorfes gastliche Aufnahme. Sein Zeugniß nahmen die Heiden freudig auf.

Als er einmal von der Seligkeit der Gläubigen geredet, entstand unter den Hörern eine große Bewegung. Der Eine sprach zu dem Andern: „Ach, wenn es doch der Heiland hier so machen wollte, wie in Schekomeko." — Eine Indianerin bezeugte unter vielen Thränen: „Ich weiß wohl, daß ich ein sehr böses Herz habe, aber ich kann mir nicht helfen." Mack wies sie auf Jesus Christus, den Helfer in aller Noth. Zustimmend bezeugten die anwesenden Heiden: „Ja, das ist so, das ist der rechte Weg, der hat uns gefehlt; das sind nicht nur Worte, es kommt den Leuten aus dem Herzen." Und was von Herzen kam, das ging zu Herzen. Zeugniß davon gaben die Fragen, welche die Indianer über das Gehörte an den Missionar richteten. „Es ist unaussprechlich," schreibt Mack, „was die Seelen für ein Gefühl haben, wenn wir vom Lamme Gottes und seinem Blute zeugen; Alles fängt an zu leben, wenn davon die Rede ist." Unter Thränen sahen die Indianer den geliebten Lehrer am 4. Februar nach Potatik abreisen. Sie beruhigten sich nicht eher, als bis ihnen Mack einen baldigen zweiten Besuch versprochen hatte. In Potatik, einem fünfzehn Meilen entfernten Dorfe, lebte ein Häuptling, der bisher von bitterem Hasse gegen die Boten des Herrn erfüllt war. Er hatte gedroht, Jeder, der ihm Etwas von Jesu Christo sage, solle erschlagen oder erschossen werden. Aber mit dem Heiden war eine große Veränderung vorgegangen. Auf seine Einladung war Mack nach Potatik gekommen. Der Eingang des Missionars in die erste Hütte des Dorfes war ermuthigend. Der Indianer erzählte ihm, seit 1½ Jahre besuche er die Kirche. Dazu sei er auf folgende Weise veranlaßt. Seine sterbende Tochter habe sich vor dem Tode gefürchtet und deßhalb einen christlichen Prediger zu sich rufen lassen. Da sei ihr der Rath gegeben, sie solle ihr Lebtage nicht mehr am Sonntage arbeiten, nicht stehlen, nicht lügen, fleißig zur Kirche gehen und beten, so werde sie Gott

annehmen. Aber der Rath sei ihr zu spät gegeben. Sie habe ihm, dem Vater, geklagt, daß sie sterben müsse; aber gebeten, er solle dem Rathe folgen, sonst ginge auch er verloren. Nach dem Tode seiner Tochter habe er das Gebotene zu halten gesucht, aber vergebens. Täglich sei er in die Sünde hineingezogen. In seiner Noth habe er sich an den christlichen Prediger gewandt und von ihm die Antwort erhalten, daß er fleißiger zur Kirche gehen müsse. Das habe er gethan; aber er finde nicht, daß es mit ihm besser werde, er fühle sich gebunden und könne nicht von der Stelle kommen. Mack hörte theilnehmend des Indianers Klagen. Er zeigte ihm, daß der Glaube an Jesum Christum nicht nur vom Stehlen, Lügen und Trinken, sondern auch von allen anderen Sünden befreie. Der bekümmerte Heide war bei dieser Botschaft voller Freude. Sie that ihm so wohl, daß er es nicht lassen konnte, den übrigen Heiden davon zu erzählen. Bald war eine große Schaar um den Missionar versammelt, dessen Worte bis tief in die Nacht mit Aufmerksamkeit aufgenommen wurden. Groß war ihr Erstaunen über den Wechsel, welcher mit den einst so wilden und gottlosen Bewohnern von Schekomeko vorgegangen war. „Zu solchen seligen Leuten," sprach Mack, „will euch der Heiland auch machen, es kommt nur darauf an, daß ihr euch mit eurem ganzen Elende ihm überlasset; er wird euch alsdann eure Sünden vergeben, euch von eurer Sklaverei befreien und zu solchen Leuten machen, wie er euch haben will." Freudig stimmten die Heiden den Worten des Missionars zu. Der Häuptling gab seinen Leuten den Rath, daß sie, wenn sie sich bekehren wollten, ganz des Heilandes Eigenthum werden möchten. Tadelnd sprach er sich gegen die Europäer aus, denen es, obgleich sie so lange in ihrer Nähe gewohnt, nie eingefallen sei, ihnen das Evangelium zu bringen. „Ihr müßt euch schämen," sagte er, „daß ihr so lange unter uns

gewesen seid und uns das noch nie gesagt habt, was wir jetzt von dem Missionar hören; der sagt uns, was er in seinem eigenen Herzen erfahren hat, führt uns auf unser Herz, wie es darin aussieht und trifft es genau, ihr hingegen plaudert und leset aus den Büchern und thut selbst nicht, was ihr sagt; nun wissen wir doch, wie wir selig werden können."

Als Mack mit seiner Frau von Potatik abreisete, waren die Heiden sehr bekümmert. Sie hatten den Lehrer lieb gewonnen, ungern sahen sie ihn scheiden. „Wir fühlen," sagten sie, „daß wir arme Sünder sind, und nun gehet ihr weg und lasset uns allein." —

Erfreut über so selige Erfahrungen kehrte Mack nach Pachgatgoch zurück. Gleichzeitig mit ihm kam auch Büttner, begleitet von dem Indianer Jonathan, dahin. Die Brüder hatten die Freude, sechs Heiden die heilige Taufe ertheilen zu können. Unter den Täuflingen war der Häuptling Mawesemann, welcher den Namen Gideon empfing; eine gottinnige Seele. Nicht lange nach seiner Taufe trug sich folgendes zu. Eines Tages kommt ein wilder Indianer in seine Hütte und hält ihm seine Flinte mit den Worten vor den Kopf: „Nun will ich Dich erschießen, denn Du redest immer vom Heilande; hast Du was, so behalt es für Dich." Gideon läßt sich durch die Drohung nicht außer Fassung bringen. Ruhig erwiderte er dem Heiden: „Wenn Dir's mein Heiland nicht erlaubt, so kannst Du mich nicht erschießen." Das Wort ergreift den Mörder mit wunderbarer Gewalt. Eiligst legt er die Flinte weg und schleicht still von dannen. Aber er hat keine Ruhe. Seine plötzlich erkrankte Frau mehrt seine Angst. Er kommt zu Mack und bittet ihn, er möge in sein Haus kommen und ihm und seiner Frau Etwas von Gott sagen. Mack geht mit den Indianern Josua und Gideon dahin. Sie finden eine große Heidenschaar versammelt. Der Herr giebt dem Missionar sowohl, als auch den beiden Ge-

tauften ein fröhliches und kräftiges Zeugniß, wodurch die ganze Versammlung tief gerührt wird. — Seit der Taufe jener sechs Indianer wuchs in Pachgatgoch die Begierde nach dem Worte Gottes. Schaarenweise zogen die Heiden nach Schekomeko, der Predigt beizuwohnen. Da die Brüder sich außer Stande sahen, ihnen dauernd einen Lehrer zu senden, so ließen sie einen aus ihrer Mitte von Zeit zu Zeit Besuche in Pachgatgoch und Potatik machen. Ihre Wahl fiel gewöhnlich auf Mack, der die jung aufsprießende Saat treulichst pflegte. Der Indianer Johannes unterstützte den Lehrer nach Kräften; die Heiden hörten ihn gern, weil er ihnen die christliche Lehre so recht ihrer Fassungskraft gemäß vortragen konnte.

Der Herr der Kirche liebt es, seine Knechte und die durch sie begonnenen Werke durch mancherlei Trübsal und Nöthe zu läutern. Auch die Brüdermission hat Wege gehen müssen, die, oft hart und rauh, dennoch am Ende zum Besten des Reiches Gottes gedient haben. Die wenigsten Europäer begünstigten die Arbeit der Heidenboten. Selbst englische Prediger blickten voll Verachtung und Haß auf sie herab. Die gläubigen Indianer hörten auf, Kunden der weißen Branntweinhändler zu sein, die nun ihren Haß auf die Missionare warfen. Die angestellten englischen Prediger, welche ihr Amt als Miethlinge versahen, kamen in Verachtung und wurden oft von christlichen Indianern auf ihre Versäumnisse aufmerksam gemacht. So antwortete ein getaufter Indianer einem Prediger auf die Frage, ob er die Predigt in Schekomeko mit Wohlgefallen angehört habe: „Er höre die Leute gern, sie gefielen ihm besser, als er, der Prediger; denn wenn die Leute redeten, so sei es ihm, als ob er die Worte fühlte, wie sie nach seinem Herzen griffen, und es heiße immer dabei in ihm: So ist's in Wahrheit; er, der Prediger, aber gehe immer um die Wahrheit herum

und komme nie dazu. Er habe auch keine Liebe zu den Seelen; denn, wenn er sie nur getauft habe, so lasse er sie gehen, ohne weiter nach ihnen zu fragen; er mache es schlimmer, als Einer, der Welschkorn pflanze, denn der sehe doch manchmal zu, ob es auch wachse." Solche und ähnliche Aeußerungen dienten nun allerdings dazu, den Haß gegen die Missionare zu mehren. Doch wagten die Feinde nicht, demselben durch Thätlichkeiten Luft zu machen. Dagegen streueten sie die schändlichsten Verleumdungen über die Brüder aus. Sie nannten sie Papisten und Landesverräther. Sie beschuldigten sie, daß sie mit den Franzosen in Canada in geheimem Einverständnisse ständen und darauf ausgingen, den Indianern bei der ersten Gelegenheit die Waffen gegen die Engländer in die Hände zu geben. Bei den gläubigen Indianern erreichten die Verfolger nur wenig, sie mußten sich oft derb die Wahrheit sagen lassen. Einem englischen Prediger, der durch einen Abgeordneten die Brüder falscher Lehren beschuldigte, antwortete ein Indianer: „Ihr laßt ja sonst die Leute ihren Weg gehen, wenn er auch noch so böse ist, so laßt uns nun auch unsern Weg gehen, er mag sein, wie er will. In euren Städten sind viele Kirchen, ihr habt viele Partheien unter euch, und jede sagt, daß sie Recht hat, und die andern nicht, und doch laßt ihr ihnen ihre Freiheit; ebenso laßt uns doch auch glauben, was wir wollen, wenn ihr schon denkt, daß es nicht Recht ist." — Der Indianer Gideon bekannte, als in Pachgatgoch durch Geldversprechungen Versuche gemacht worden waren, die Gemeindeglieder von den Missionaren abwendig zu machen: „Um des Geldes willen wollen wir eure Worte nicht hören; es ist mir und meinen Freunden darum zu thun, unsere Seelen zu retten. —"

Da indessen die Beschuldigungen der Missionare immer lauter und zuversichtlicher ausgesprochen wurden, so sahen sich die Behörden des Landes genöthigt, eine Untersuchung dar-

über anzustellen. Der mit der Führung derselben beauftragte Richter stellte an die Brüder die Forderung einer eidlichen Versicherung, daß sie den König Georg als rechtmäßigen Inhaber der Krone anerkennen nnd mit einem Prätendenten derselben Nichts zu thun haben wollten; und daß sie die Lehre von der Transsubstantiation, von der Anbetung der Jungfrau Maria, von dem Fegfeuer u. s. w. verwürfen. Büttner erklärte, daß er mit dem Inhalte des verlangten Eides einverstanden sei, und bat, diese Erklärung statt des Eides anzunehmen. Der Richter zeigte sich damit zufrieden. Aber die Leiden der Brüder hörten nicht auf. Am 23. Juni standen sie vor dem Gerichte zu Reinbeck, vor welchem sie sich über ihren Beruf als Lehrer ausweisen sollten. Johannes hatte ihnen bei der Abreise von Schekomeko das tröstliche Wort zugerufen: „Geht nur, Brüder, ich weiß, zu wem ihr kommen sollt; aber geht nur, der Heiland ist größer, als Alles.“ Büttner legte in Reinbeck seinen schriftlichen Beruf vor, — das Gericht verwarf ihn. Er berief sich auf das Urtheil des Erzbischofs von Canterbury über die Brüderkirche, — das Gericht verwarf es. Da erklärte er unerschrocken: „Nun, wenn denn unsere Erklärung mit Herz und Mund, wenn unsere schriftlichen Documente und unsere Beweise, daß wir einige Jahre her uns als evangelische Lehrer unter den Wilden aufgeführt haben, nicht hinlänglich sind, unsere Kirche ihnen unbekannt ist, und wir die Privilegia der anderen protestantischen Kirchen nicht zu genießen haben sollen, so sind wir hier, und sie können uns unsere Strafen diktiren, wir stehen unter der Obrigkeit und können uns nicht gegen sie setzen, ja wenn wir's auch könnten, so mögen wir's nicht. Wir erwählen lieber zu leiden.“ Das Wort blieb nicht ohne Eindruck. Der Richter meinte, er habe nicht die Absicht, die Brüder zu strafen; ihre Sache solle näher untersucht werden. Freundlich wurden die Verhörten von ihm entlassen, — aber ihre Leiden hörten damit noch nicht auf.

Der Gouverneur von New-York, Clinton, hielt es für nöthig, die Brüder, über welche so viele Besorgniß erregende Gerüchte im Umlaufe waren, selbst zu vernehmen. Es erschienen vor ihm Büttner und Sensemann von Schekomeko, und Schaw von Bethlehem. In New-York erregte die Anwesenheit der Brüder großes Aufsehen. Allgemein meinte man, solche gefährliche Leute müßten mit Gefängniß, Geißelung und Landesverweisung gestraft werden. Am 11. August standen die drei Brüder vor dem Gouverneur und dem bei ihm versammelten Rathe. Es wurden ihnen dieselben Punkte zur Beantwortung vorgelegt, die bereits in früheren Verhören zur Sprache gebracht waren. Am Schluß wandte sich Büttner an den Gouverneur und sprach: „Wir stehen unter Gott und unter der Obrigkeit, der wir uns nie gewaltsam widersetzen, sondern wir leiden lieber. Uebrigens ist unsere Sache Gottes, dem aller Menschen Seelen angehören. Wir sind nur um seinetwillen unter die Wilden gegangen, ihnen das Evangelium von Jesu Christo zu bringen. Geld und Gut, Land und dergleichen ist unser Zweck nicht gewesen, wird's auch nicht werden. Unser Heiland hat uns bisher geholfen, er wird uns auch weiter helfen; denn wir sind in seiner Hand und hangen ihm so an, daß wir gewiß glauben, es könne uns Nichts widerfahren, ohne seine Zulassung. Wir haben auch bei ihm gelernt, der Obrigkeit, die er über uns gesetzt hat, treu und gehorsam zu sein, nicht aus Politik, sondern um des Gewissens willen. Wir haben bisher unter derselben ein geruhiges Leben in Gottseligkeit führen können, und wünschen es ferner. Inzwischen sind wir entschlossen, lieber alles zu leiden, als gegen unser Gewissen zu handeln; daher wir Ew. Excellenz demüthig bitten, unser Gewissen mit dem Schwören nicht zu belästigen, sondern wohl zu überlegen, daß wir als ein armes Volk zwar Alles leiden, was man uns anthut, aber doch gewiß unter der

Vorsorge Gottes stehen, der Herr über aller Menschen Gewissen ist. Wir bitten dabei auf's Herzlichste, uns in dem gesegneten Werke der Bekehrung der armen Wilden nicht zu hindern. Wir versprechen Ew. Excellenz allen Gehorsam und Respekt, zu dem wir uns Gewissens wegen verbunden achten." — Die Brüder wurden darauf mit der Weisung entlassen, bis auf Weiteres in der Stadt zu bleiben. Am folgenden Tage wurde ihnen von dem Rathe trotz Büttner's eindringlicher Vorstellungen eröffnet, es sei das Beste, daß sie das Land verließen. Damit jedoch war der Gouverneur nicht einverstanden. Er entließ sie mit der Bemerkung, „sie sollten von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen sie entstehe." Also beschieden zogen die Brüder von dannen, Büttner und Schaw nach Schekomeko, Sensemann nach Bethlehem. Sie begannen wieder ihre Liebesarbeit unter den Indianern, aber ihre Leiden hörten nicht auf.

Die Feinde ruhten nicht. Auf ihr Betreiben ging zu New-York im October 1744 ein Gesetz aus, welches allen verdächtigen Personen den Eid der Treue auferlegte. Denjenigen, welche sich widersetzen sollten, ward Landsverweisung angedroht. Ein zweites Gesetz verbot den Brüdern ausdrücklich den ferneren Unterricht der Indianer. Das Ende der Mission schien gekommen zu sein. Im Dezember brachte der Sherif der Grafschaft, begleitet von drei Richtern, nach Schekomeko das Verbot der gottesdienstlichen Versammlungen. Die Missionare wurden vor das Gericht nach Pickipsi geladen. Sie gehorchten. Nur Büttner konnte Schekomeko nicht verlassen. Seit Monaten hatte er gekränkelt. Die Leiden der letzten Zeit hatten seine letzten Kräfte verzehrt. Seine Mitarbeiter empfingen in Pickipsi den Befehl, daß sie das Land zu verlassen und alle Verbindungen mit den Indianern aufzugeben hätten. Klagend schrieb der todtkranke Büttner

darüber nach Bethlehem: „Wir sollen entweder wegziehen, oder hart gestraft werden, — sie wollen uns Alles nehmen; wir haben wenig, nehmen sie uns nun das Wenige, so haben wir denn ebenso viel, als unser Herr auf Erden hatte."

So standen die Dinge, als Spangenberg, der Aufseher der Brüderanstalten in Amerika, aus Europa ankam. Er begab sich ohne Verzug nach Schekomeko. Zwar konnte er den erlassenen Befehl nicht aufheben, aber er konnte die Gemeinde stärken in der Geduld, mit ihr beten zu dem Herrn, in dessen Namen unsere Hülfe steht. Ueber seinen Aufenthalt in Schekomeko hat er der Gemeinde in Europa folgenden Bericht erstattet. „Je näher wir nach Schekomeko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bei den Leuten gegen das dasige Werk Gottes. Der Friedensrichter von Milsy, eine Stunde von Schekomeko, ritt mit uns hin und sagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhacken lassen, als die Brüder nach der Akte, die gegen sie gemacht worden, tractiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wären. Da wir aber nun selbst hinkamen, o meine Brüder, das müßte ein todter Mensch sein, der nicht über die Gnade, die diesem Volke widerfahren ist, in Thränen zerflösse. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: das hat Gott gethan. Als wir in Schekomeko einritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemalt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen Zinzendorf so beschrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch nicht darin; er bewillkommnete uns herzlich und brachte uns sogleich zu den Geschwistern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aeltester, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wohl auf jedem Backen eine Schlange eingeätzt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß

es einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeugungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeinde zurück, das nicht seine Freude über uns an den Tag legte. Alle miteinander sahen aus wie die Lämmer. Da wir nun so die Indianerbrüder und Schwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwester und Bruder.“ Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wiederangenommen sein, die Brüder traueten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er sich auch ein, blieb in einer Entfernung stehen und sah die Brüder recht sünderhaft an. Wir riefen ihn herbei; da setzte er sich in einen Winkel und sah sehr beschämt und reuig aus. Es waltete große Gnade bei dem Liebesmahl. Ich redete von der Seligkeit, die wir durch das Opfer Jesu erlangen, und berief mich auf ihre eigene Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge Jesu, und was Alles dabei zu merken ist. Isaak that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder sein und das Blut Jesu nie vergessen sollten; daran müßten sie nicht nur in Schekomeko, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschlossen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen und segneten diese theuer erkauften Seelen, und unsere ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unsere Herzen unglaublich erquickt wurden.“

Nicht lange nach Spangenberg's Besuche wurde der wackere Büttner heimgerufen. Sanft und selig entschlief er am 23. Febr. 1745 unter dem Gesange der Brüder und der anwesenden Indianer. Die Liebe der Gemeinde folgte ihm in's Grab.

Das Werk Gottes ging trotz aller Leiden nicht unter. Zwar mußten die Missionare jenem erwähnten Befehle gemäß von der Aeltestenconferenz in Bethlehem von Schekomeko abgerufen werden, allein die junge Gemeinde hatte bereits so viele Kräfte in sich, um sich selbst erbauen zu können. Treue Nationalarbeiter übernahmen die Pflege; zudem wurde Bethlehem oft auf längere Zeit von den Schekomekoern besucht. Der Umgang mit den Brüdern trug nach ihrer Rückkehr auch für die Gemeinde Frucht.

Im Anfange des Jahres 1745 finden wir unseren David Zeisberger im Dienste der Mission. Mit Friedrich Post unternahm er eine Reise in das Land der Irokesen, deren Sprache er fertig sprechen konnte. Unter den Weißen liefen über diese Reise allerlei verdächtigende Gerüchte umher. Man meinte, sie laufe auf Landesverrath hinaus. Post und Zeisberger, nichts ahnend, wurden plötzlich unterweges gefangen genommen und in das Gefängniß zu New-York gebracht. Selig seid ihr, so hieß die Loosung des Tages, so euch die Menschen um meinetwillen verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch, so sie daran lügen. Matth. 5, 11. Die beiden Gefangenen waren in ihrer Haft getrost und unverzagt. Ihre Zeit verwendeten sie auf das Studium der Irokesensprache. Ihr Schicksal fand viele Theilnahme. Ein edler Kaufmann in New-York versorgte sie mit Lebensmitteln. Ein Neuengländer sagte bei seinem Besuche zu ihnen: „Ob ich euch gleich nicht kenne, so kann ich es euch doch ansehen, daß es Lügen sind, womit man euch beschuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens Jesu willen; ich wundere mich über euere Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine selige Sache sei, um des Namens Jesu willen im Gefängniß zu sitzen, und Alle, die den Herrn Jesum lieb haben, müssen ja gehaßt und verfolgt werden." Das Verhör stellte die Unschuld der Gefangenen heraus, und nach siebenwöchentlicher Haft wurden sie freigelassen. Fröhlich zogen sie nach Bethlehem zurück.

Die Wanderschaft in dieser Zeit
Hat manche rauhe Wege,
Und dem nur, der sich Jesu weiht,
Gezeigte Friedensstege;
Da stärket unser lieber Herr,
Der Herr voll Gnad' und Liebe,
Durch guten Weg dem Wanderer
Die mattgewordnen Triebe.

Du bist der hochgeliebte Fürst
Der Schwachen und der Kleinen,
Nach welchem unsere Seele dürst't,
Du Einigs Gut der Deinen:
Hilf uns durch alle Schwierigkeit
Und auch durch alle Schwächen,
In gläubiger Erwegenheit
Mit Sieg und Segen brechen.

Wir opfern Dir mit Hand und Mund
Leib, Seel' und Geist auf's Neue,
Versprechen Dir bei unserm Bund
Unweigerliche Treue:
Du aber halte Deinen Eid,
Und laß Dein Werk nicht liegen;
Hilf Deiner armen Christenheit
Auch im Erliegen siegen.

Drittes Kapitel.

Die Indianermission bis zu D. Zeisberger's Reise nach Europa. — Gnadenhütten. —

Was werden die Boten der Heiden hin und wieder sagen? Nämlich: Zion hat der Herr gegründet; und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuversicht haben.

Jes. 14, 32.

Die Brüder in Bethlehem erkannten gar bald die Nothwendigkeit einer sorgfältigeren Pflege der jungen Gemeinde in Schekomeko. Die Nationalgehülfen arbeiteten zwar treu und mit Segen, aber die Leitung der Gemeinde konnte *ihnen* doch nicht in die Hand gegeben werden. Sie waren nicht im Stande, den vielfachen Versuchen der Feinde, die Gläubigen abtrünnig zu machen, mit Kraft entgegentreten zu können. Die Brüder in Bethlehem beschlossen daher, die Christen von Schekomeko vorläufig in ihre Nähe und später nach dem vor Kurzem von den Schawano's verlassenen Wajomick am Susquehennahflusse überzusiedeln. Da der letztgenannte Ort zu dem Gebiete der Irokesen gehörte, so beschloß man, bei dem großen Rathe in Onondago durch eine Gesandtschaft die Erlaubniß zu der beabsichtigten Niederlassung einzuholen.

Spangenberg war der Führer dieser Gesandtschaft.

Mit ihm zogen C. Weißer, D. Zeisberger und Schebosch. Von Mai bis Juli 1745 dauerte die Reise. Es fehlte ihr nicht an großen Mühen und Beschwerden. Der Weg führte durch öde Wildnisse, und die Wanderer mußten oft die nothwendigsten Lebensmittel entbehren. Es fehlte aber auch nicht an Wunderhilfen und Gnadenbezeugungen Gottes. Der Herr zog mit ihnen. Er hat sie aus den Gefahren errettet und ihren Hunger gestillt. Eines Tages war aller Mundvorrath verzehrt. Die Reisenden litten großen Mangel. Da fanden sie plötzlich an einem Baume ein Viertheil eines Bären, welches ein jagender Indianer, der es nicht hatte fortbringen können, zurückgelassen hatte. Ein anderes Mal lagen sie ermüdet am Ufer eines Baches. Sie hatten Nichts, wovon sie den quälenden Hunger stillen konnten. Da erhebt sich Spangenberg und sagt zu Zeisberger: „Mein David, mache dein Fischergeräthe geschwind zurecht und fange uns ein Gericht Fische." Erstaunt blickt der Jüngling den Bischof an. „Wie gern wollte ich das," erwidert er, „wenn nur einige Hoffnung vorhanden wäre, Etwas zu fangen." Spangenberg sagt: „Wenn ich denn doch sage: Mein David, fische, so thue es diesmal aus Gehorsam." — „Nun ich will's thun," war des Jünglings Antwort. — „Geh etwas tiefer in's Wasser hinein," rief ihm Spangenberg nach, „damit ich das Vergnügen habe, von meinem Lager aus zu sehen, wie du fischen kannst." — Der Bruder versteht Nichts vom Fischen, denkt Zeisberger, doch er thut ihm den Willen. Wie erstaunt er, als er nach wenigen Minuten das Netz voll großer Fische sieht, die er jubelnd den hungernden Reisegefährten bringen kann. „Habe ich es dir nicht gesagt," sprach Spangenberg lächelnd zu Zeisberger, „wir haben einen guten himmlischen Vater."

Wohlbehalten erreichten die Brüder Onondago. Spangenberg erneuerte vor dem großen Rathe der Irokesen

feierlich das Bündniß, welches der Graf Zinzendorf vor einigen Jahren geschlossen hatte. Ohne weitere Schwierigkeit wurde der Vorschlag, der Gemeinde in Schekomeko die Ansiedlung in Wajomick zu gestatten, genehmigt. Fröhlich kehrte die Gesandtschaft nach Bethlehem zurück.

Unerwartet wies die Gemeinde zu Schekomeko die Aufforderung der Brüder zur Auswanderung von sich. Der Eine brachte diesen, der Andere jenen Grund vor. An der Spitze der Widersprecher stand Abraham, der durch allerlei Vorstellungen von der Wildheit ihrer künftigen Nachbaren die Indianer zum Bleiben bewog. Die Brüder in Bethlehem mußten vorderhand von der Ausführung ihres Planes absehen und günstigere Zeiten abwarten. Das dauerte nun nicht lange. Noth und Drangsal machte die Gemeinde willig. Die weißen Leute beraubten die Indianer ihres Landes, die Regierung gewährte den Bedrängten keinen Schutz. Die Grausamkeit der Europäer, die Versuche anderer religiösen Gesellschaften, die Gemeindeglieder für sich zu gewinnen, die Furcht vor den Verwüstungen des zwischen Franzosen und Engländern ausgebrochenen Krieges, die Bitten und Vorstellungen der Brüder, namentlich Spangenberg's und des zu Anfang des Jahres 1746 aus Europa angekommenen Bischofs Cammerhof, das Verspechen des Gouverneurs von Pennsylvanien, allen in sein Gebiet geflüchteten Indianern volle Freiheit zu gewähren, — das Alles machte die Gemeindeglieder in Schekomeko willig, auf die Wünsche der Brüder in Bethlehem einzugehen. Ein Versuch Mack's, sie zur Niederlassung in Wajomick zu bewegen, blieb fruchtlos, es wurde ihnen daher in der Nähe Bethlehems ein Ort angewiesen, wo sie für's erste ihre Hütten aufschlagen konnten. Im April 1746 begann die Auswanderung aus Schekomeko. Zehn Familien, aus 44 Seelen bestehend, verließen zuerst das Dorf. Der Abschied geschah unter vielen Thränen.

Sie nannten ihre kleine Kolonie bei Bethlehem Friedenshütten. Bald fühlten sie sich heimisch. Die Liebe der Brüder, die Freiheit des Gottesdienstes, die Theilnahme an den Gnadenmitteln der Kirche ließ sie Schekomeko vergessen. Sie sahen wenigstens, daß sich hier ebenso glücklich wie dort leben lasse. Da die Niederlassung in Friedenshütten von den Brüdern nur als provisorisch angesehen war, so waren sie darauf bedacht, ihnen einen Ort zu dauernder Wohnung zu verschaffen. In Philadelphia, nahe am Einflusse der Mahony in die Lecha, sechs Meilen von Bethlehem, kauften sie ein großes Stück Land. Auf diesem baueten sich die Indianer unter Mack's Leitung an. Der neue Ort erhielt den Namen Gnadenhütten. In kurzer Zeit wuchs die junge Kolonie. Den ersten Ansiedlern folgten die meisten Gläubigen aus Schekomeko und Pachgatgoch, denn sie meinten, durch längeres Zögern würfen sie sich selbst einen Strick um den Hals. Fröhlich verließen sie ihre Heimath und zogen nach Gnadenhütten, das bald an 500 Seelen zählte. Die junge Gemeinde entwickelte sich in recht erfreulicher Weise sowohl nach Außen, als nach Innen. „Mit unseren Indianern," schreibt Spangenberg, „geht's zum Erstaunen. Ihre Gemeinde in Gnadenhütten ist eingerichtet und mit vieler Gnade. Wegen der äußeren Pflege mit Speise und Kleidern haben wir bisher gesorgt, oder vielmehr der Vater im Himmel. Dort hoffen wir sie zur Arbeit zu gewöhnen, damit sie nicht müssen im Busch unter den Indianern oder im Lande unter den weißen Leuten mit ihrer großen Seelengefahr und Schaden herumlaufen. Wajomick aber lassen wir nicht aus der Acht, und tractiren Gnadenhütten nur als eine Zwischensache. Die Obrigkeit legt uns Nichts in den Weg."

In der Mitte des lieblichen Indianerdorfes stand in einem Thale die Kirche mit Thurm und Glocke. An der einen Seite derselben hatten die Indianer auf einer kleinen

Anhöhe im Halbkreise ihre Hütten aufgeschlagen; auf der anderen Seite lagen die Wohnungen der Missionare und der Gottesacker. Mack und Rauch waren die ersten Hirten der Gemeinde. Die gottesdienstlichen Einrichtungen waren im Wesentlichen die aller Brüdergemeinden. In den täglichen Früh- und Abendversammlungen wurde gesungen, gebetet, oft auch über des Tages Loosungen gepredigt. An den Sonn- und Festtagen wurde regelmäßig Gottesdienst gehalten. In allen Versammlungen sahen die Brüder dahin, unter den Indianern eine tiefere Kenntniß der heiligen Schrift zu verbreiten. Zu dem Ende waren Abschnitte des Wortes Gottes in's Mahikandische übersetzt, an deren Vorlesung sich die Erklärung anschloß. Aehnlich wie in Westindien und Grönland, fanden besondere Zusammenkünfte der Communicanten und Getauften statt; desgleichen der Eheleute, Wittwer, Wittwen, ledigen Brüder, ledigen Schwestern, Knaben und Mädchen. Auf ihnen ruhete sichtbarer Segen. Den Abendmahlstag, der alle vier Wochen einfiel, nannten die Indianer den großen Tag. Und das war er; die Missionare rühmen in ihren Berichten Zeichen besonderer Gnadenwirkungen. Eine ordentliche Erziehung der Jugend war der Brüder Sorge. Für den Unterricht wurden zwei Schulen, eine Knaben- und eine Mädchenschule, jede mit drei Classen, eingerichtet. Den Missionaren, deren Kräfte bei der stets sich ausdehnenden Arbeit nicht hinreichten, standen Gehülfen aus den Eingebornen zur Seite. Es waren unter ihnen Männer voll Glaubens, denen das Wohl ihrer Volksgenossen aufrichtig am Herzen lag. Ihren Zeugnissen fühlte man es an, daß sie nicht aus dem Gedächtnisse, sondern aus den Erfahrungen des Herzens hervorgingen. Ihr Hauptinhalt war etwa dieser: So lieb hat uns Gott, unser Schöpfer, gehabt; das hat Er gethan, um uns selig zu machen; nun hat ein jeder Sünder freien Zutritt zu ihm; so sind wir gelehrt worden; wir haben

es angenommen und die Wahrheit davon an uns selbst erfahren. Ich will hier ein Zeugniß des Indianers Josua mittheilen, das er vor einem Indianer Job ablegte, der sich nicht wenig auf seine Schriftkenntniß einbildete und meinte, es sei uns armen Menschen unmöglich, den Fußstapfen des Heilandes nachzufolgen, da das sogar den Leuten unmöglich gewesen, die den Heiland auf Erden gesehen und gesprochen. „Ja, mein Freund," erwiderte Josua, „das ist geschwind gesagt, daß wir arme Menschen sind, aber das hilft uns weiter Nichts: sobald wir aber unsere Armuth im Herzen fühlen, sobald bekümmern wir uns, wie uns geholfen werde, und dann ist der Heiland gleich bereit und willig; Er läßt uns nicht lange rufen und schreien; wir dürfen ihn auch nicht erst gut machen, denn er ist vorher gut auf uns. Er wartet nur, daß wir mit unserem armen Herzen zu Ihm kommen; Er hilft uns gleich. Ich will dir ein Gleichniß sagen: Wenn du einen weiten Weg gegangen wärest, und kämest in eine Stadt, und sprächest zu den Leuten: Ich bin hungrig, und dieselben sprächen zu dir: Da ist ein Mann, zu dem gehe, der wird dir zu essen geben, denn er giebt Allen zu essen, die zu ihm kommen, würdest du dich wohl lange besinnen, ob du auch zu dem Manne gehen sollst, wenn du nämlich recht hungrig wärest, und fühltest, daß du sterben müßtest, wenn du nicht zu essen bekämest? Sieh, mein Freund, so ist es mit dem Armsein, nicht das Reden davon, sondern das Gefühl davon treibt uns zum Heilande, und der giebt uns selber Kraft, so zu glauben und so zu leben, wie Er's haben will. Ohne diese Kraft kann's Niemand. Und du wirst auch immer ein armer Mensch bleiben, und die Sache für unmöglich halten, so lange du nicht dieselbe Kraft erlangst. Das ist wohl wahr, daß es mit den Leuten, die den Heiland auf Erden sahen, etwas schwer gegangen ist, und ich glaube, die Ursache war diese: Die Leute sahen ihn wohl mit ihren leib-

lichen Augen, aber ihr Herz fühlte die Kraft seines Blutes noch nicht. Hast du nicht gehört oder in der Bibel gelesen, daß, nachdem der Heiland gestorben war und Sein Blut vergossen hatte, das Glauben an ihn viel leichter gegangen ist, als zuvor? Ja, hast du nicht gelesen, daß nach der Auferstehung unseres Heilandes von vielen 100 Brüdern und Schwestern geschrieben steht, daß sie Ein Herz und Eine Seele gewesen sind? Da wir nun noch eben diese Kraft aus Jesu Tod und Blute fühlen können, so ist es nicht mehr schwer, an ihn zu glauben und das zu thun, was er gerne haben will." —

Die Zeugnisse der Gläubigen fanden meistens empfängliche Herzen. Aber es fehlte doch auch nicht an bitterer Feindschaft. Einige Heiden meinten einmal, daß sie ihr altes böses Herz behalten wollten, damit die weißen Leute in Furcht gehalten würden; sonst würden sie mit ihnen machen, was ihnen beliebte. Die christlichen Indianer aber erwiderten: „Wenn die weißen Rumhändler kommen und sie bieten euch Rum an, so laßt ihr euch bethören; ihr trinkt und betrinkt euch; da machen sie ja mit euch, was sie wollen; euer böses Herz schützt euch also nicht gegen sie, sondern liefert euch in ihre Hände; wenn sie aber zu uns kommen, so nehmen wir ihren Rum nicht an, betrinken uns also auch nicht; da können sie mit uns machen, was sie wollen; unser Herz, das an Jesum glaubt, widersteht ihnen und schützt uns gegen sie." — Ein wilder Heide ließ sich einmal also aus: „Ich habe mich fest entschlossen, immer fort nach der Indianer Art zu glauben und zu leben; ich habe es einmal versucht, mich zu bekehren, habe auch eine Weile bei einem Prediger der Christen gewohnt, der mir viel vorgesagt, was ich thun solle, der Prediger selbst aber hat allezeit das Gegentheil von seiner Lehre gethan. Ich habe auch lange unter andern weißen Leuten gewohnt, die alle das große Buch haben, in

welchem es steht, wie sie leben sollen; ich habe aber gesehen, daß sie wie die Indianer in allen Sünden leben, ja ich habe noch keinen Menschen gesehen, der nach dem großen Buche handelt." Die Christen antworteten: „Siehe unsere Lehrer an; die leben nach dem großen Buche, und siehe uns an, wir suchen auch darnach zu leben, und sind vergnügt dabei." Man dürfte indessen nicht meinen, daß es in Gnadenhütten an groben Ausbrüchen der Sünde gefehlt hätte. Die Brüder sahen sich mehrere Male genöthigt, einzelnen Verirrten, die allen Mahnungen widerstanden, den Aufenthalt in der Gemeinde zu untersagen. Sie erlebten sogar den Schmerz, gläubige Gemeindeglieder in das Heidenthum zurücksinken zu sehen. Mit großer Geduld mußten sie den Abgefallenen nachgehen. Oft blieb alle Mühe vergeblich, oft dagegen hatten sie die Freude, schriftlich oder mündlich um Vergebung gebeten zu werden. Ein Indianer Jakob, der in seiner Weltliebe Gnadenhütten verlassen, kam zur Erkenntniß seiner Sünden, sehnte sich nach der Gemeinschaft der Brüder zurück und schrieb ihnen über seines Herzens Zustand Folgendes: „Mit mir steht's so, als wenn der Vater ein Kind hat, das er recht lieb hat, und kleidet es auf's Beste, und giebt ihm allerhand schöne Sachen, was es nur braucht und nöthig hat, und läßt es nicht Mangel leiden; das Kind aber ist eigenwillig, und geht vom Vater weg und befolgt nicht, was ihm der Vater sagt; dann verliert das Kind die schönen Sachen, die es beim Vater gehabt hatte, und das Kleid zerreißt und fällt von seinem Leibe, und es muß fast nackend gehen; das Kind bedenkt sich wohl, wie es zuvor ein so schönes Kleid und so viel schöne Sachen gehabt hat; es thut dem Kinde wehe, es betrübt sich darüber und hat Tag und Nacht keine Ruhe, ist aber dabei scheu, wieder zum Vater zu gehen und weiß doch nicht, was zu thun; so steht's mit mir."

Es bedarf hier kaum der Bemerkung, daß dem Reuigen mit Freuden der Wiedereintritt in die Gemeinde gestattet wurde.

Bis in das Jahr 1754 ging das Werk Gottes in Gnadenhütten seinen stillen und gesegneten Gang. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Die Wahrheit dieses Wortes erfuhr die Gemeinde. Welch' ein Wechsel des äußeren Lebens trat hervor! Als Heiden hatten die Indianer in Blutvergießen dahingelebt. Jagen und Krieg, unstätes Umherschweifen in den Wildnissen war ihre Lust. Im Umgange mit den Brüdern und durch ihr Beispiel angeregt, lernten sie die friedlichen Beschäftigungen des Lebens. Ihr Feld bebauten sie mit Fleiß. Da das ihnen angewiesene Land für ihre Bedürfnisse nicht ausreichte, so kaufte die Gemeinde in Bethlehem eine in der Nähe von Gnadenhütten gelegene Plantage. Groß war die Freude der Indianer darüber. „Es war bisher," sagte Einer, „als wenn wir in einer kurzen Bettstelle gelegen, und uns nicht recht hätten ausstrecken können, nun ist die Bettstelle länger gemacht." — Auch andere Erwerbsquellen sicherten den Indianern ein gutes Auskommen. Die in der Nähe des Dorfes errichtete Sägemühle gab Manchem Beschäftigung und Verdienst. Ihren Männern kam der Fleiß der Frauen zu Hülfe. Die Indianerinnen flochten Körbe, Besen und dergl., die auf dem Markte zu Bethlehem feilgeboten wurden.

Nun möchte ich dich, lieber Leser, noch einmal in die Werkstätte des heiligen Geistes, in die Herzen, führen. Vieles Herrliche ist uns da freilich verborgen, das einst der große Tag des Herrn offenbar machen wird. Doch Einiges zu schauen, ist uns vergönnt.

Ich gedenke hier zunächst eines Mannes, welcher uns in der bisherigen Geschichte schon oft begegnet ist. Es ist Johannes, der treue Jünger des Herrn. In der zweiten Hälfte des Jahres 1746 wurde Bethlehem und nicht lange nachher auch Gnadenhütten von der Blatternkrankheit heimgesucht. Die Seuche raffte zahlreiche Opfer dahin. Die

Gehülfen Johannes, Isaak, David, Thomas, Abraham und dessen Frau Sarah sanken in das Grab. Das Sterben der Gläubigen war erbaulich. In den Ueberlebenden hinterließ es gesegnete Eindrücke. Viele sprachen den Wunsch aus, daß sie bald mit den Entschlafenen zu der Ruhe des Volkes Gottes kommen möchten.

Seit Johannes den Herrn gefunden, blieb er seinem Glauben treu. Es war ihm Ernst, dem Heilande von ganzem Herzen zu dienen. Man sah ihm Nichts mehr von dem alten wilden Wollüstlinge an. Den heidnischen Sünden hatte er auf immer abgesagt. Durch das Ansehen, welches er als Häuptling unter seinem Volke genoß, durch seinen Eifer und seine Rednergaben ist er der Mission von großem Vortheil gewesen. Unerschrocken zeugte er vor Europäern und Indianern von der Kraft des Evangeliums. Wo er ging und stand, war er ein Christ. Er war, sagt Loskiel,*) zum Lehrer seines Volkes wie gestempelt und führte dieses Amt in der Gemeinde etwas über vier Jahre. Dem Bischof Spangenberg legte er kurz vor seiner letzten Krankheit dieses Bekenntniß ab: „Ich habe dir Etwas zu sagen; ich habe mein Herz untersucht, und das habe ich gründlich gethan, so daß ich weiß, daß das wahr ist, was ich sage. Ich habe mein Herz bei den Krankheiten und dem Absterben etlicher Indianer gefragt, ob ich mein Leben dem Heilande willig dahingeben kann, und ob er mich auch annehmen wird, und da habe ich gefunden, daß es Ja bei mir war, daß ich des Heilandes bin und zu ihm kommen werde.“ Die christlichen Indianer hingen an ihm mit großer Liebe. Das zeigte sich besonders in seiner letzten Krankheit. Weinend umstanden sie sein Lager, von welchem der Kranke mit Kraft und Nach-

---

*) Vgl. Dessen Geschichte der Mission der ev. Brüder unter den Indianern in Nordamerika. S. 319.

druck den Heiland verkündigte. „Sein Verscheiden war so vergnügt und lieblich, wie das Verscheiden eines Mannes Gottes.“ —

Im August 1748 entschlief zu Gnadenhütten der Nationalgehülfe Nicodemus. Bis in sein Alter war er ein Knecht der Sünde gewesen. Trunksucht und allerlei Laster zeichneten ihn vor seinen Volksgenossen aus. Als die Predigt des Evangeliums unter den Heiden begonnen, war er der ersten einer, welcher ihre göttliche Kraft am Herzen erfuhr. Im December 1742 wurde er getauft. Selbst seine früheren Genossen wunderten sich über den großen Wechsel, der mit ihm vorgegangen. Er trug den Christennamen mit Ehren. Sein Wandel war ein Leben im demüthigen Glauben. Ihm lag es an, täglich in der Heiligung zu wachsen. Die Brüder übertrugen ihm das Aeltestenamt in der Gemeinde, die ihn ehrte und liebte. Sein Volk trug er auf betendem Herzen. Mit großer Liebe nahm er sich der Verirrten an. In kindlicher Einfalt sprach er mit ihnen über die Angelegenheiten ihrer Seele. Seine Ausdrucksweise war originell. Gern redete er in Gleichnissen. Nachdem er einmal die Mühle bei Gnadenhütten besehen, sagte er zu dem Missionar: „Mein Bruder, ich bin recht froh in meinem Herzen, der Heiland hat mir Etwas bekannt gemacht. Ich bin in der Mühle gewesen und habe gesehen das große Rad und viele andere Räder, das hat sich Alles gedreht, als wenn es lebendig wäre. Und auf einmal wurde Alles todt und unbeweglich. Da dachte ich: Ei, das ist wahr, sobald das Wasser auf das eine Rad läuft, so kommt Alles in's Leben und bewegt sich, sobald aber das Wasser nicht mehr auf das große Rad schießt, so ist Alles todt. Da dachte ich weiter, gerade so ist es mit dem Herzen. Unser Herz ist todt, so todt als das Rad, aber kommt nur Jesu Blutstrom darauf geflossen, o da wird's lebendig und bewegt Alles und regiert den ganzen Menschen,

daß man es sehen und deutlich merken kann, daß da Leben ist. Kommt man aber von den Wunden Jesu ab, da wird das Herz matt und endlich gar wieder todt." Ein anderes Mal drückte er sich so aus: „Ich bin heute mit einem Boote über die Lecha gefahren, und wurde von dem starken Strome weit hinuntergetrieben, war auch in Gefahr, umgeworfen zu werden. Da dachte ich, gerade so geht es den Menschen in der Welt, die keinen Heiland haben; sie werden von allen Sünden hingerissen, ohne sich helfen zu können, und sind in Gefahr, in der Sünde umzukommen und verloren zu gehen; sobald aber der starke Heiland unser Herz einnimmt und regiert, so ist man nicht mehr so unvermögend, der Sünde und der Verführung der Welt zu widerstehen." —

Seine letzte Krankheit trug er mit Geduld. Er war im Glauben gewiß, daß er das ewige Leben ererbe. Darum hatte er Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. „Ich bin nun alt," sagte er einmal, „und werde bald heimgehen, und mein Leib wird auf den Gottesacker gesäet werden, aber es wird etwas Schönes herauskommen, und wenn der Heiland wird ein Wort sagen, so werden Alle, die lange entschlafen sind, schön und neu hervorkommen." —

Die Missionare wurden durch solch' sichtbaren Segen reichlich erquickt. Sie hatten zwar manche Widerwärtigkeit, auch von den Europäern, zu dulden, aber der Freude war doch mehr, als des Leides. Lobend und dankend sahen sie auf das Werk, welches durch Gottes Gnade vor ihren Augen entstanden war. „Wer noch nie," schreibt ein Missionar im Jahre 1751, „eine solche Gemeinde gesehen hat, dem wird man schwerlich beschreiben können, wie Einem zu Muth ist, wenn man dieses aus den Heiden gesammelte Volk Gottes beisammen sieht, wie aufmerksam sie das Wort vom Kreuzestode Jesu hören, wie ehrlich und gerade sie in ihren Bekenntnissen sind, wie sünderhaft bei ihren Versehen, wie herrlich

in der Liebe unter einander, wie mitleidig über Anderer Uebelstand, wie zerflossen bei der Handlung der heiligen Taufe, wie innig bei dem Genuß des heiligen Abendmahls. Hält man nun diese Leute mit dem Bilde zusammen, das man an ihnen vor ihrer Bekehrung gesehen hat, so kann man an ihnen nicht anders als die allmächtige Kraft der Predigt von Jesu Blut und Tode rühmen und preisen, das Volk herzlich lieben, und um ihretwillen alle Mühe und Beschwerlichkeit willig übernehmen." — Und Spangenberg, der umsichtige Pfleger der Indianermission, schreibt: „O gewiß, wenn ich unsere Heidenbrüder ansehe, und was das größtentheils für Leute sind, so bin ich sehr beschämt. Wie innig Abraham, wie herzlich Jakob, wie munter Isaak, wie willig Jonathan, wie ernstlich und gesalbt Sarah, wie demüthig Esther, wie kindlich Rebecca ist, das ist nicht zu beschreiben. Dem Lamm gebühret Alles gar. O ja, Dank sei dem Blute, das durch Alles wallt!" —

Nach dem gesegneten Erfolge der Missionsthätigkeit war es der Wunsch der Brüdergemeinde, das Feld ihrer Arbeit unter den Indianern weiter ausdehnen zu können. Vornähmlich richtete sie ihr Augenmerk auf den großen und angesehenen Stamm der Irokesen.*) Die bisher unterhaltene Verbindung schien der Mission unter ihnen nicht ungünstig zu sein. Im Jahre 1746 hielt sich Mack mit seiner wackeren Frau mehrere Monate lang in dem Irokesendorfe Schomokin auf. Schaudererregende Sünden und Ausschweifungen gingen

---

*) Die Irokesen oder die sogenannten sechs Nationen waren das Haupt eines mächtigen Völkerbundes, dessen Herrschaft von den meisten benachbarten Indianerstämmen anerkannt wurde. Die Angelegenheiten dieses Bundes verwaltete der aus mehr als zwanzig Häuptlingen bestehende große Rath, (Rathsfeuer) welcher seinen Sitz zu Onondago hatte.

hier im Schwange. Mehrere Male war er in Gefahr, von den Wilden ermordet zu werden. Seine Zeugnisse wurden verachtet. Ein durchreisender Schawano sagte zu ihm in barschem Tone: „Ihr Leute, was wollt ihr hier? Die Irokesen wollen es nicht haben, daß Jemand die Indianer unterrichten soll. Ihr seid wie die Tauben; wo sich eine hinsetzt, da kommt gleich ein großer Haufe zusammengeflogen; wenn ihr an einen Ort kommt, so bleibt es nicht bei einem oder zweien, sondern es finden sich gleich Viele herzu." Von Schomokin reisete Mack nach der großen im Susquehannahflusse gelegenen Insel Long-Island. Der Häuptling nahm ihn freundlich auf, aber die hier herrschende Trunksucht machte alle Arbeit unmöglich.

Seit Mack's Rückkehr ging die Aeltestenconferenz in Bethlehem mit dem Plane um, eine dauernde Mission in Schomokin zu errichten. Gelegenheit dazu bot sich in Kurzem. In dieser Zeit wandten sich die Irokesen durch ihren Deputirten Schikellimus an den Gouverneur von Pennsylvanien mit der Bitte, die Niederlassung eines Schmidts in Schomokin zu veranlassen. C. Weißer machte den Brüdern den Vorschlag, den Wunsch der Indianer zu erfüllen. Nach langen Berathungen entschlossen sie sich, darauf einzugehen. Nachdem Mack mit Schikellimus die Bedingungen festgestellt hatte, zog im Juli 1747 Anton Schmidt in das für ihn errichtete Haus zu Schomokin, um die gewünschte Schmiede anzulegen und zu leiten. Die Missionsarbeit begann, als sich im September Mack daselbst niederließ. Freilich blieb sie ohne großen Erfolg. Die Heiden zeigten gar keine Empfänglichkeit für das Wort. Es wird uns nur von einer Mahikanderin berichtet, deren Herz einige Eindrücke empfing. Durch die Bosheit eines Heiden hatte sie zwei Kinder verloren. Ihr Wehgeschrei an den Gräbern: „Der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!"

erregte das Mitleid der Frau Mack. Theilnehmend und freundlich sprach sie mit der betrübten Mutter von dem rechten Troste in aller Noth. Während des Gespräches fragte die Indianerin: „Glaubst du denn, daß mein Kind bei eurem Gott ist?“ — „Ja,“ antwortete die Schwester Mack, „das glaube ich, weil unser Gott die Kinder sehr lieb hat, und wenn du unseren Gott kennen lernst, so wirst du dein Mädchen einmal bei ihm finden, denn unser Gott ist auch dein Gott; er hat uns auf gleiche Weise lieb und hat uns so lieb gehabt, daß er uns zu gute ein Mensch geworden und für dich und mich gestorben ist, damit wir ewig und selig leben möchten.“ Das Wort der Schwester Mack blieb nicht ohne Wirkung auf die Indianerin.

Im Jahre 1748 finden wir Cammerhof und Zeisberger in Schomokin. Von dort aus machte der Letztere in Begleitung Mack's eine Reise zu den Indianern in Longisland und Großisland. Großes Elend trat den Brüdern auf den Inseln entgegen; eine ausgebrochene Seuche raffte viele Opfer dahin. Unsere Reisenden wagten nicht, den Kranken mit Arzeneien zu Hülfe zu kommen, damit sie bei etwaigem Todesfalle den Heiden nicht Veranlassung zu Beschuldigungen und Verdächtigungen gäben. Ihre Zeugnisse von dem Heile in Christo wurden verächtlich abgewiesen. Die Heiden meinten, man sehe es ja an der Bosheit der Europäer, was an der christlichen Religion sei.

In demselben Jahre besuchte Joh. von Watteville, welcher zur Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde von Europa gekommen war, Schomokin. In seiner Begleitung befanden sich Cammerhof, Mack und Zeisberger. Schikellimus nahm die Reisenden freundlich auf. Als Watteville ihm ein Geschenk des Grafen Zinzendorf überreichte, sprach er: „Sage dem Grafen: die sechs Nationen, seine Brüder, ließen ihn als ihren Bruder grüßen, sie

ließen auch alle seine Brüder grüßen, auch die hätten sie Alle sehr lieb." Als Watteville ihm den Heiland anpries, hörte Schikellimus mit großer Aufmerksamkeit zu. Er vergoß Thränen.*)

Alle die bisherigen Besuche der Brüder im Irokesenlande sollten eine künftige Mission anbahnen. Noch hatte sich daselbst kein Lehrer dauernd niederlassen können, wozu es der Erlaubniß des großen Rathes in Onondago bedurfte. Um diese zu erwirken, begaben sich im Mai 1750 Cammerhof und Zeisberger dahin. Am 19. Juni kamen sie an. Ganassateko, einer der vornehmsten Häuptlinge, nahm die Gäste mit Freude in seine Hütte auf. Die sechsundzwanzig Häuptlinge, aus denen der große Rath bestand, empfingen die Brüder in feierlicher Form. Cammerhof hielt den Vortrag an sie, Zeisberger war Dolmetscher. Der Sprecher des großen Rathes war Ganassateko. Ueber die Bitte der Brüder, sich längere Zeit in dem Lande aufhalten zu dürfen, wurden lange Berathungen gepflogen. Man kam aber zu keinem Resultate, da die Unterhandlungen wegen der Trunksucht der Häuptlinge oft unterbrochen werden mußten. Erst am 20. Juli wurde ihnen die Entscheidung unter den herkömmlichen Ceremonien kund gethan. Sie lautete dahin, „daß die Irokesen und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder sein und bleiben wollten; ihr gemein-

---

*) Schikellimus, obgleich in seiner Jugend von einem katholischen Priester getauft, war bis zu v. Watteville's Besuche ein blinder Götzendiener. Seit dieser Zeit ging mit ihm eine merkwürdige Veränderung vor. Er besuchte mehrere Male die Brüder in Bethlehem, die ihre Freude an dem kindlichen Sinne des Mannes hatten. Er warf seine Götzenbilder weg und fand im Glauben an den Erlöser den lange gesuchten Frieden. Nicht lange nachher ist er in Schomokin im Beisein D. Zeisberger's selig aus dieser Welt gegangen.

samer Bund sollte nie getrennt noch zerrissen werden; auch sollten zwei Brüder die Erlaubniß haben, in Onondago oder einer anderen Hauptstadt des Irokesenlandes zu wohnen, um ihre Sprache recht gut zu lernen." Mit diesem Bescheide trafen Cammerhof und Zeisberger am 17. August im Kreise der Brüder zu Bethlehem ein.

Bei treuer Knechte Arbeitsfleiß
Läßt Jesus Gnadenströme regnen;
Wie sollt' er ihren sauren Schweiß
Nach seiner Gütigkeit nicht segnen?
O du, den unser Herze liebt,
Und sich dir völlig übergiebt,
Laß deine Gnadenquelle fließen,
Und wie in Strömen sich ergießen,
Und unsre Arbeit werde dir
Zum ew'gen Ruhme, Preis und Zier!

Gieb vor uns eine offne Thür,
Die nimmer Jemand könne schließen!
Ach, laß uns, Jesu, für und für
Die große Seligkeit genießen,
Daß wir als Pfeiler vor dir stehn,
Und nie aus deinem Tempel gehn!
Herr, gib uns einen neuen Namen,
Erfreue uns mit vielem Samen:
So wollen wir auch fleißig sein,
Dich alle Stunden zu erfreun.

Viertes Kapitel.

Die Indianermission bis zum Jahre 1763. — Gründung von Nain und Wechquetank. —

> Du bist der Geringen Stärke, der Armen Stärke in Trübsal, eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, wenn die Tyrannen wüthen, wie ein Ungewitter wider eine Wand.
>
> Jesaias 25, 4.

Als ein Flüchtling hatte Zeisberger die Brüdergemeinde in Europa verlassen. Der Fehltritt, in jugendlichem Leichtsinn gethan, war vergessen. Sein Name wurde mit Liebe und Achtung in der Gemeinde genannt. Im Jahre 1751 besuchte er mit Nathanael Seidel Herrnhut; man empfing ihn mit offenen Armen. Durch seine bisherigen Arbeiten hatte er sich als wackeren Arbeiter im Reiche Gottes bewährt. Feierlich wurde er in seinem Missionsdienste von dem Vorstande der Brüdergemeinde bestätigt und eingesegnet. Im folgenden Jahre kehrte er mit Seidel und dem jungen Missionar Schmick nach Bethlehem und Gnadenhütten zurück.

Aber der rastlos thätige Mann gönnte sich nicht lange Ruhe. Mit Gottlieb Bezold nimmt er den Wanderstab zur Hand, um eine Besuchsreise zu den christlichen Häuflein

in Neskopeko, Schomokin, Wajomick und anderen Orten zu machen. Von da wendet er sich zu den Stämmen der Nantikoks und Schawano's, die aus seinem Munde das Zeugniß von dem Heilande der Welt vernehmen. Eine zweite Reise, welche Spangenberg, Seidel und Zeisberger im Juli nach Schomokin und Wajomick machten, hatte einen merkwürdigen Besuch in Gnadenhütten zur Folge. Am 14. Juli meldeten zwei Deputirte aus Wajomick die baldige Ankunft einer zahlreichen Gesandtschaft der Nantikoks und Schawano's an, welche mit den Brüdern in ein Freundschaftsbündniß zu treten beabsichtigten. Die Nachricht rief in Gnadenhütten eine große Bewegung hervor. Alles war geschäftig, für das Unterkommen der Gäste zu sorgen, denn sie waren mit Frauen und Kindern, im Ganzen 107 Personen, auf dem Wege. Als der Zug am folgenden Tage bis etwa zwei Meilen von Gnadenhütten gekommen war, wurde ein Bote vorausgeschickt. Er kam mit zwei Wampomschnüren*) und dieser Meldung: Wir sind nun wirklich auf der Reise zu euch. Gnadenhütten ist uns groß; darum kommen sowohl Alte als Junge. Wir dachten zuerst nach Bethlehem zu gehen und alsdann euch zu besuchen; aber wir sind zu matt und kraftlos worden auf dem Wege; die Hitze ist groß gewesen, und wir haben Nichts zu essen gehabt, als wenige Heidelbeeren, darum wollen wir diesmal nur zu euch kommen." Die Brüder säumten nicht, den Hungernden Brod entgegenzusenden. Nachdem sich die Indianer erquickt, setzten sie sich unter Freudengesang nach

---

*) Die Wampomschnur (String oder Belt of Wampom) ist ein aus Muscheln verfertigter Gürtel, durch deren Farben und Schattirungen die Indianer Freundschaft oder Haß, Krieg oder Frieden ausdrücken. Ihren Gesandtschaften ist sie eine Art von Beglaubigungsschreiben. Die Uebergabe der Wampomschnur, die nach gepflogenen Verhandlungen stattfindet, dient zur Bestätigung und Besiegelung derselben.

Gnadenhütten in Bewegung. Am ersten Hause des Dorfes machten sie Halt. Der Aelteste Abraham begrüßte sie und führte sie in ihre Quartiere, wo sie ihre Mahlzeit bereitet fanden. Auf ihre Bitte hielten ihnen nach dem Essen die Nationalgehülfen eine Predigt.

Kaum war die Kunde von diesem Besuche nach Bethlehem gekommen, als sich Spangenberg mit einigen anderen Brüdern nach Gnadenhütten aufmachte. Er hieß die Fremdlinge willkommen und veranstaltete zu ihren Ehren ein Abendessen auf dem Gemeindesaal.

Am 17. Juli Nachmittags wurde der Bund der Nantikoks und Schawano's und der Brüder unter weitläuftigen herkömmlichen Feierlichkeiten geschlossen. Auf einer Anhöhe hatte sich das ganze Volk versammelt. Die Mitte des Platzes deckte ein blaues Tuch, zu beiden Seiten lagen Matten für die Indianerhäuptlinge und die Brüder. In großem Halbkreise hatten sich die Nantikoks und Schawano's um ihre Häuptlinge, die christlichen Indianer um ihre Lehrer gelagert. In einiger Entfernung saßen die Frauen und Kinder. Ein alter Häuptling, des Namens Joinnopiom, hielt im Namen der Gesandtschaft, mit vieler Würde und Lebendigkeit fünf verschiedene Ansprachen, die von dem Häuptlinge White englisch, von dem Nationalgehülfen Nathanael mahikandisch, und endlich von Spangenberg deutsch wiederholt wurden. Der Inhalt derselben aber war dieser: „Die Nantikoks und Schawano's sehen die Mahikander von Gnadenhütten als Brüder an; den Häuptlingen gefällt es wohl, daß die Brüder von dem, der da droben ist, reden wollen; der Bund, welchen sie mit einander schließen, soll nie zerrissen werden, so lange die Welt steht; sie wollen sich als Brüder einander nach Vermögen unterstützen." Jede der Ansprachen wurde mit den Worten geschlossen: „Den Kindern im Mutterleibe wird es lieb sein, wenn sie einmal zur Welt kommen, daß ihre

Häuptlinge dieses zu ihrem Besten gethan haben." — Die Umstehenden bezeugten über die Rede ihren lauten Beifall.

Dann erhob sich der Sprecher von Neuem. Er hatte eine dreifache Wampomschnur in seiner Hand. Die erste Schnur ergriff er mit den Worten: „Nun habe ich Alles gesagt, was ich habe sagen wollen, und dies ist das Ende der ganzen Rede." Darauf ergriff er die beiden anderen Schnüre und sprach: „Mein Bruder Mahikan und mein Bruder von Bethlehem, ihr habt euch zusammengesetzt, ihr seid auch nur Einer. Von jetzt an in drei Monaten denken wir Bethlehem zu besuchen, wir wollen aber fünf Tage vor unserer Ankunft einen Boten schicken und euch im Namen der Chiefs unsere Ankunft zu wissen thun. Was ihr uns dieses Frühjahr habt wissen lassen, daß ihr uns Worte sagen wollt von unserem Gott und Herrn, davon haben wir den sechs Nationen Nachricht gegeben, haben ihnen auch von der Kette der Brüderschaft, die wir mit einander haben, und unserer Reise hieher Bericht ertheilt. Sie sind damit wohl zufrieden, und es ist ihnen lieb." — Mit freudigem Rufen bestätigten die Indianer das Wort.

Die Feierlichkeiten des ersten Tages waren beendigt. Die Nantikoks und Schawano's nahmen ihre Mahlzeit ein; nach derselben erzählte ihnen Spangenberg in einfachen Zügen die Geschichte des Heilandes. Die Indianer folgten dem Worte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein Häuptling wiederholte noch spät Abends mit seinen Leuten das Gehörte.

Während die Schwestern für die leiblichen Bedürfnisse des folgenden Tages Sorge trugen, beriethen sich die Brüder mit den Nationalgehülfen über die der Gesandtschaft zu ertheilende Antwort. Sie wurde darauf der ganzen Gemeinde zur Genehmigung vorgelegt. Am folgenden Tage fand eine zweite große Versammlung statt. Spangenberg redete im Namen der Gemeinde in englischer Sprache, sein Dol=

metscher war der Häuptling White. Zuerst sprach er so: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr Alle eins seid! Ihr seid mit eurem Volk einen weiten Weg gekommen; ihr habt unterwegs viele Hitze ausgestanden und habt dabei großen Hunger gelitten; eure Füße sind sehr ermüdet und bestäubet worden, der Schweiß ist euch vom Leibe gelaufen, und als ihr zu uns gekommen seid, so habt ihr mit diesem String of Wampom unsere Augen ausgewischt, unsere Ohren gereinigt, unseren Schweiß abgetrocknet, unseren Hals glatt und unser Inwendiges sauber gemacht, daß alles Böse herauskäme und das Gute Platz hätte. Und mit eben diesem String habt ihr uns bezeugt, daß euch unser Wort lieb sei, welches wir im Frühjahre mit euch geredet haben. Ihr habt uns auch gesagt, daß eure jungen Leute, eure Weiber und Kinder, ja die Kinder im Mutterleibe sich freuen würden, Worte von Jesu Christo zu hören. Auch habt ihr mit diesem String gesagt, daß ihr und die Schawanos eins wäret, gleich wie wir weißen Brüder von Bethlehem und die braunen Brüder von Gnadenhütten. Brüder, nehmt diesen String of Wampom; wir danken euch, daß ihr zu uns gekommen seid, erquickt euch nun wieder; trocknet euren Schweiß ab; wischet den Staub von euren Füßen; esset euch wieder satt; ruhet euch aus; kühlt euch ab und seid vergnügt bei uns! Gott lasse das Wort gesegnet sein, welches wir euch und euren Kindern predigen werden.“ — Nachdem die Rede verdolmetscht und von den Indianern mit Beifall aufgenommen war, nahm Spangenberg zum zweiten Male das Wort und sagte: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr Alle eins seid, es ist uns eine große Freude, daß ihr eure und wir unsere Brüder wiedergefunden haben. Es soll dabei bleiben, wie ihr gesagt habt. Wir wollen nicht zwei, sondern eins sein. Wie ihr gesagt habt, so ist's; wir Brüder von Bethlehem und die Brüder von

Gnadenhütten sind eins. Das soll währen, so lange Gott die Welt dauern läßt." — Zum dritten Male stand Spangenberg auf und sprach: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr eins seid, wir, die vereinigten Brüder von Bethlehem und Gnadenhütten, wollen die Kette unverbrüchlich halten, kein Glied soll davon zerbrochen werden, und kein Rost soll sie fressen, dazu wird uns Gott, von dem alles Gute kommt, Seine Gnade geben. Das soll bei uns und unseren Kindern so fortgehen, so lange die Welt steht." — Nach Wiederholung dieser Rede durch den Häuptling White sprach Spangenberg zum vierten Male: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, was ihr gesagt habt, ist ganz nach unserm Herzen. Es ist uns eine Freude, wenn wir unseren Mitmenschen dienen können. Wenn auch unsere Feinde unserer Hülfe bedürfen, versagen wir sie ihnen nicht. Wenn wir also unseren lieben Brüdern, den Nantikoks und Schawanos, dienen können, werden wir es gern thun. Unsere Kinder sind darin unseres Sinnes." Endlich sagte Spangenberg zum fünften Male: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, wir sagen euch Dank, daß ihr uns so viel habt sagen wollen. Wir haben eure Worte alle aufgefaßt, und keines auf die Erde fallen lassen. Daß ihr uns von heute an in drei Monaten in Bethlehem besuchen wollt, ist sehr gut. Wenn Brüder einander oft besuchen, so wird dadurch manchem Verdacht vorgebeugt, und es dient auch zur Erneuerung der Liebe unter einander; daß ihr den sechs Nationen habt wissen lassen, was wir euch im Frühjahr gesagt, nämlich daß wir gern unseren Gott und Herrn unter euch bekannt machen möchten, das ist uns lieb. Es ist gut, daß Alles am Tage geschiehet. Die sechs Nationen sind schon seit 10 Jahren unsere Brüder. Wir haben sie auch ein paarmal in Onondago besucht, und es sind zwei von uns gegenwärtig, die droben

gewesen sind.“ Zum Zeichen der Freundschaft wurden den Indianern Geschenke an Mehl und Taback gemacht. Sehr vergnügt legten sie sich, nachdem sie gegessen und getrunken, zur Ruhe. Am 19. Juli begab sich Spangenberg nach Bethlehem zurück. Ein großer Theil der Nantikoks und Schawano's folgte ihm. Sie schlossen mit der dortigen Gemeinde unter ähnlichen Ceremonien ein Bündniß, wie sie so eben beschrieben sind. Die Brüder ließen es sich im Umgange mit den Heiden angelegen sein, sie zu dem Heilande der Sünder hinzuweisen. Die Indianer hörten, wie Spangenberg sich ausdrückt, auf das Wort, wie die Kinder auf das Wort ihres Vaters. Das geordnete Gemeindeleben machte auf die Wilden gute Eindrücke. Ein alter Häuptling legte das Bekenntniß ab: „Brüder, wir sind über und über voll Sünde; habt Geduld mit uns; ehe ein paar Jahre hingehen, wird es anders unter uns werden. Wir sind wie ein Füllen, das noch nicht gezogen hat, und man will's einspannen. Aber eure Worte gefallen uns wohl. Wir fühlen Etwas im Herzen; obwohl wir es nicht alle sogleich verstehen, so fassen wir es endlich doch; nur geht es langsam mit uns.“ Vor ihrer Abreise versprachen die Indianer, den Brüdern binnen drei Monaten darüber Auskunft geben zu wollen, wie unter ihnen das Evangelium am besten verbreitet werden könne. Reich beschenkt zogen sie am 25. Juli wieder ihrer Heimath zu.

Gegen das Ende des Monat Juli begab sich D. Zeisberger in Begleitung des Bruders G. Rundt nach Onondago. Er hatte die Absicht, dort längere Zeit zu verweilen. Glücklich kamen sie an. Ein Häuptling nahm sie gastfreundlich in seine Hütte auf. Der große Rath kam bereitwillig ihren Wünschen entgegen. Seine Versammlungen hielt er in der Herberge der Brüder. Zu allen Häusern der Indianer ward ihnen der Zugang gestattet. Die Brüder hatten eine

solche Unterstützung nicht erwartet; in ihren Berichten wissen sie die Freundlichkeit und Liebe der Heiden nicht genug zu preisen. Sie ließen die ihnen gebotene Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums nicht unbenutzt. Gar manches kräftige Bekenntuiß des Namens Jesu haben sie in den Häusern hin und her abgelegt.

Von Onondago aus besuchten Zeisberger und Rundt die Indianerstämme der Tuscaroras und Cajugas, wurden aber durch die groben Mißhandlungen eines weißen Rumhändlers zu baldiger Rückkehr genöthigt. Erst im December kehrten sie von Onondago nach Bethlehem zurück. Im April des folgenden Jahres finden wir Zeisberger wieder in Onondago, wo ihm dieselbe Freundschaft, wie früher, erwiesen wurde.

Ohne große Störung ging die Indianermission bis in's Jahr 1754 in Segen fort. Sie dehnte sich von Gnadenhütten immer weiter aus. In Meniolagomekah, Pachgatgoch, Schomokin, Wajomick, Wechquatnach waren kleinere Gemeinden entstanden, welche theils von Missionaren, theils von Nationalgehülfen bedient wurden. Der Geist Gottes arbeitete an vielen Seelen. Unter den Bekehrten war große Freude über das gefundene Heil. „Sonst," sagten einmal Einige von ihnen, „kamen wir zusammen zum Saufen, Tanzen, Schlagen und anderen Liederlichkeiten, nun freuen wir uns, daß uns der Heiland davon befreit hat, und danken ihm dafür, daß er uns zu sich gezogen hat." — Der Indianer Nathanael in Meniolagomekah schrieb in kindlicher Einfalt folgenden Brief an den Heiland: „Mein lieber Heiland, mein Name heißt Nathanael; ich will dir mein Herz sagen; ich schreibe es hier in meinem Briefe; ich bin sehr arm; ich habe dir noch nicht mein ganzes Herz gegeben, und du bist doch für mich gestorben. Jesu Christe! ich wünschte, es wäre so, daß du dich über mich freuen könntest. Lieber Heiland! ich will so leben, wie

es dir gefällt.“ — Vor allen Gemeinden leuchtete die Gemeinde Gnadenhütten. Sie war der Mittelpunkt des Missionswerkes. Sie wurde am häufigsten von den christlichen und heidnischen Indianern besucht. Gottinnige Seelen wohnten in ihrer Mitte, die ihren Glauben durch einen gottseligen Wandel zierten. Es liegen uns viele liebliche Bekenntnisse der Gläubigen vor, von denen wir einige Wenige mittheilen.

Der Indianer Michael äußerte sich einmal so: „Ich bin in Schekomeko gewesen; da ist mir der Heiland nachgegangen; von da ging ich nach Gnadenhütten, und der Heiland mit mir. Hier habe ich süße Worte vom Heilande gehört, die meinem Herzen so schön schmecken und es selig machen. Die Worte höre ich noch täglich, und mein Herz erquickt sich daran. Eher soll mein Leib in die Erde kommen, als daß mich Jemand sollte überreden können, Gnadenhütten zu verlassen.“ — Ein anderer Indianer bekannte seinem Lehrer: „Mein Herz ist arm, es ist aber so des Heilandes, und was ich habe, das habe ich von ihm, sonst habe ich Nichts; ich gehe mit dem Heilande immer um; mir ist wohl bei Seinen Wunden; ich bin hungrig und durstig und habe mich schon lange auf den großen Tag des Abendmahles gefreut. Sonst bin ich selig, ich will gern des Heilandes Eigenthum bleiben, und ich denke, er wird mich auch so erhalten.“ — Ein kleines indianisches Mädchen sagte einmal zu dem Missionar: „Ich habe den Heiland lieb; Er ist in meinem Herzen; ich liebe ihn, weil er sich so viele Wunden am Haupte, in den Händen und Füßen und in der Seite für mich hat schlagen lassen.“ —

Der Besuch einer zweiten Gesandtschaft der Nantikoks und Schawanos brachte in das stille Leben zu Gnadenhütten große Unruhe und Bewegung. Sie machte der Gemeinde den Vorschlag, nach Wajomick überzusiedeln, da die Nantikoks den Ort auf Verlangen der Irokesen verlassen würden. Die Missionare hielten jetzt den Umzug für ungerathen; aber

bei einigen Gemeindegliedern, fand der Vorschlag Anklang. Zwei Getaufte, Abraham und Gideon, betrieben besonders den Auszug; die Brüder mochten dem nicht widerstreben, weil sie auch nicht einmal den Schein haben wollten, als ob sie die Freiheit der Gläubigen beschränkten. Sie ließen also geschehen, wiewohl mit tiefem Schmerz, was sie nicht hindern mochten. Den Ueberredungskünsten Abraham's und Gideon's gelang es, eine beträchtliche Anzahl Auswanderungslustiger für ihre Pläne zu gewinnen. Am 25. April 1754 führten sie 65 Personen von Gnadenhütten nach Wajomick. Sie zogen ohne Lehrer aus, doch gaben sie alle das Versprechen, dem Glauben an Jesum Christum treu bleiben zu wollen. Der Gemeinde wurde für diesen Verlust bald ein Ersatz. Die hartbedrängten Gläubigen zu Meniolagomekah, meist aus Delawaren bestehend, wandten sich an die Brüder mit der Bitte, sie in Gnadenhütten aufzunehmen. Auf die zustimmende Antwort der Missionare zogen noch im April 49 christliche Indianer zu ihren Brüdern nach Gnadenhütten. Nicht lange nachher sahen sich die Missionare aus verschiedenen Gründen genöthigt, die Wohnungen der Gemeinde an das nördliche Ufer der Lecha zu verlegen. Der Abbruch und Wiederaufbau der Häuser machte den Indianern viele Arbeit. Doch schritt sie mit Hülfe der Gemeinden in Bethlehem, Nazareth, Christiansbrunn und Gnadenthal schnell vorwärts. Am 4. Juli konnten die ersten zwanzig Häuser bezogen werden. Von dem alten Gnadenhütten an der Mahony waren nur die Wirthschaftsgebäude und das Gemeinhaus stehen geblieben. Das Letztere ward zu einem Pilgerhause für die Heidenboten und zur Wohnung für die Brüder und Schwestern bestimmt, welche die umliegenden Ländereien zu bebauen hatten.

Die Missionare vertheilten die Wohnungen des neuen Ortes so, daß der eine Theil desselben von Mahikandern,

der andere Theil von Delawaren bewohnt ward. Am 9. Juni kam Spangenberg nach Neu-Gnadenhütten, um den Grundstein zu einem Gotteshause legen zu helfen. Noch an demselben Tage hielt er an die Indianergemeine eine Ansprache, die mit folgenden Worten schloß: „Satanas soll hier weichen, und Jesus Christus soll hier Herr sein; sein sind die Seelen. Er hat sie mit seinem Blute erkauft. Er mache euch zu einem Volke, das anderen Nationen zum Segen sei. Er lasse es allen Verführern hier so werden, als ob sie auf glühenden Kohlen säßen; aber alle Betrübten und Bedrängten lasse er hier Gnade und Friede finden." — In wenigen Monaten war ein neuer Ort entstanden. Im August war die Kirche fertig, die Gottesdienste konnten jetzt wieder regelmäßig gehalten werden.

Ueber der Arbeit in dem neuen Gnadenhütten wurden die anderen Häuflein der Gläubigen nicht vergessen. Im Juni 1754 besuchte Mack die ausgewanderten Indianer in Wajomick. Zu seiner Freude waren sie dem christlichen Glaubensbekenntnisse treu geblieben. Sie waren ein Segen für manche Heiden geworden, die ernstlich nach dem Heilande zu fragen anfingen. „Ich bin der Mann," sagte ein Indianer zu dem Missionar, „der dich gern hören möchte, denn ich glaube, ich bin irre und nicht auf dem rechten Wege, bin schon lange sehr unruhig und möchte gern den rechten Weg wissen." — Auch in Pachgatgoch zeigten sich manche Wirkungen der Gnade. An hundert Gläubige wohnten dort beisammen, die rechtschaffenen Herzens vor Gott zu wandeln begehrten. Erfreulich war den Brüdern die Aufrichtigkeit, mit welcher die Indianer von den Zuständen ihres Herzens sprachen. So bekannte unter Anderen Einer, „daß er nicht wisse, wie es ihm noch gehen werde, denn er fühle sein Herz noch ungezogener, als ein unvernünftiges Thier, denn wenn ein Mann ein Pferd habe, das recht wild sei, und er könne

nur machen, daß es einmal Salz aus seiner Hand nehme, so komme es immer wieder zu ihm, er hingegen fühle sich nicht so gegen den Heiland, der ihm seine Gnade immer in der Hand vorhalte. Er habe auch schon einmal die Gnade aus seiner Hand angenommen, aber sein Herz wolle doch noch immer von Ihm laufen, ja er laufe wirklich oft von Ihm weg, gerade wenn Er Ihm Seine Gnade in der Hand vorhalte. So dumm wären die Indianer, daß sie nicht einmal so viel Verstand hätten, als das Vieh."

David Zeisberger hielt sich während des Jahres 1754 mit dem Bruder Carl Friedrich zu Onondago im Irokesenlande auf. Wie früher, so bezeugten ihm auch jetzt die Indianer auf vielfache Weise ihre Liebe und Achtung. Großes Leid verursachte dem Zeugen des Herrn das Laster des Branntweintrinkens. Der große Rath hielt es nicht für gut, dagegen einzuschreiten; seine meisten Mitglieder hatten selbst Wohlgefallen am Trunke. Um von dem Lärme der Trinkgesellschaften ungestört zu bleiben, baueten sich die Brüder eine eigene Wohnung. Ihr tägliches Brod verdienten sie mit ihrer Hände Arbeit. Es ging oft knapp her, so daß die Heiden sich wunderten, wie die Brüder ihnen zu Liebe Mangel und Hunger ertragen könnten. Aber die Beiden vergaßen über dem seligen Berufe, den Heiden die Barmherzigkeit des Heilandes vorzustellen, alle Armuth. — Kaum nach Bethlehem zurückgekehrt, begab sich Zeisberger im Jahre 1755 nach Wajomick, um unter den daselbst zerstreut wohnenden Indianern thätig zu sein.

Der zwischen den Engländern und Franzosen im J. 1755 ausgebrochene blutige Krieg über die Gränzen ihrer nordamerikanischen Besitzungen rief auch unter den Indianerstämmen eine große Feindschaft hervor. Delawaren und Schawanos, von der französischen Partei aufgereizt, griffen zu den Waffen wider die Engländer, die sie als Unterdrücker ihrer Freiheit,

als Räuber ihres Landes ansahen. Besonders war Pennsylvanien der Schauplatz der von den Wilden verübten Gewaltthaten. Mord und Brand begleiteten ihre Streifzüge. Die Brüdermissionare bemüheten sich, unter ihren Indianern den Frieden zu erhalten. Da sie sich ruhig verhielten, so meinten ihre Feinde, sie hielten es mit den Franzosen. Aber bald sollte ein furchtbares Ereigniß alle Verdächtigungen und Beschuldigungen zu nichte machen. Am Abende des 24. November 1755 saßen die Brüder und Schwestern im Pilgerhause an der Mahony am Tische, als sie plötzlich durch starkes Bellen der Hunde aufgeschreckt wurden. Sie eilen an die Hausthür, mit Flintenschüssen werden sie empfangen. Martin Nitschmann sinkt von einer feindlichen Kugel durchbohrt zu Boden. Das Haus ist von wüthenden Indianern belagert, nirgends ein Weg zur Rettung. Die Missionsgeschwister flüchten auf den Söller und verrammeln sich, so gut es geht. Die Indianer dringen in's Haus. Da sie aber die Söllerthür nicht erbrechen können, stecken sie das Haus in Brand. In wenigen Augenblicken steht es in Flammen. Einigen der Eingeschlossenen gelingt es, durch einen Sprung vom Dache das Leben zu retten, die meisten finden den Tod in den Flammen. Bruder Fabricius, der glücklich vom Dache gesprungen, wurde im Entlaufen von zwei feindlichen Kugeln niedergestreckt. Bruder Sensemann, der entronnen war, hatte den Schmerz, seine Frau verbrennen zu sehen. Eilf Brüder und Schwestern büßten in dieser grausigen Nacht ihr Leben ein. David Zeisberger, der eben von Bethlehem angekommen war, hatte die Pflicht, mit der Trauerbotschaft dahin zurückzukehren. Ein unsäglicher Schmerz verbreitete sich in der ganzen Gemeinde. „Was soll ich über diese Sache sagen?" schrieb Spangenberg an den Grafen Zinzendorf. „Als ich's hörte, konnte ich am ersten Tage gar nicht weinen, denn mein Schmerz

war zu groß, am zweiten Tage konnte ich Nichts thun, als weinen vor Weichheit meines Herzens; am dritten Tage habe ich dankbarlich und in dem Sinne geweint: Herr, Du hast es wohl gemacht! Nur wünschte ich auch mit dabei gewesen zu sein; denn es ist gleichwohl eine große Gnade, auf den Fuß heimzugehen, wie diese meine lieben Geschwister." —

Der Ueberfall an der Mahony war die Rettung des nahen Gnadenhütten. Als man hier die Flammen sah, die Flintenschüsse hörte, wollten zwar die christlichen Indianer den Brüdern zu Hülfe eilen, aber die Missionare riethen vom Blutvergießen ab. Nun war die Gemeinde auf eigene Rettung bedacht. Alles flüchtete in den nahen Wald, in wenigen Augenblicken standen die Häuser leer. Am folgenden Tage trafen die Flüchtlinge in Bethlehem ein. Sie hatten ihr Leben gerettet, aber ihre Wohnung und Habe den Mordbrennern Preis gegeben. Die zum Schutz nach Gnadenhütten gesandte englische Mannschaft wurde am Neujahrstage 1756 von den Wilden überfallen und vertrieben, die Gebäude des Dorfes in Asche gelegt.

Große Sorgen entstanden der Gemeinde in Bethlehem über den Unterhalt der Flüchtlinge, deren Zahl sich auf 600 belief. Zwar verdienten die Indianer Einiges mit ihrer Hände Arbeit. Aber das hätte sie doch nicht vor größtem Mangel geschützt, wenn ihnen nicht die Wohlthätigkeit der Freunde zu Hülfe gekommen wäre.

Die Mordlust der Heiden war durch die bisher verübten Greuel noch nicht gesättigt. Mordend und brennend durchzogen sie das Land, dessen Bewohner in beständiger Furcht ihre Tage hinbringen mußten. Mit großem Hasse waren die Wilden gegen die geflüchteten Indianer erfüllt, weil sie sich nicht mit ihnen verbunden hatten. Bethlehem schwebte in großer Gefahr; man fürchtete einen plötzlichen Ueberfall. Doch gelang es der Vorsicht und Wachsamkeit der Brüder, denselben glücklich abzuwenden.

Ein Brief Spangenberg's an den Grafen Zinzendorf beschreibt uns die damalige Lage der Gemeinde. „Die Indianer," heißt es darin, „dräuen nun, sie wollen Bethlehem zuerst angreifen. Aber unsere Herzen sind kindlich getrost. Unsere Kinder wissen noch gar Nichts von dem Kriege und dem Morden, sind also munter und guter Dinge, singen und spielen vor dem Herrn in ihrer Unschuld. Die Wittwen und ledigen Schwestern sind wie die Kinder, ob sie gleich von den Mordbrennereien wissen. Die verehelichten Schwestern sehen ihre Kinder und Säuglinge an, und lassen wohl zuweilen Thränlein fließen, sind aber dennoch jetzt recht niedlich und gehen hin mit ergebenem Herzen. Die Männer und ledigen Brüder sind Tag und Nacht auf der Wache, einen Einfall zu verhüten. Die Nachbarn suchen Zuflucht bei uns, die wir auch Niemand versagen. Kurz, wir sind getrost und muthig im Herrn. Wir stehen unerschrocken auf unserem Posten; denn wenn wir weichen sollten, so wäre das ganze Land von hier bis Philadelphia den Indianern zum Raub ausgesetzt, weil kein Ort ist, da sie Widerstand finden. Von uns ist keine Seele geflohen; ja, es ist Niemand, dem es nur in den Sinn gekommen wäre, außer der Gemeine sein Leben zu retten. Wir haben wohl keine Hoffnung, von Menschen Hülfe zu haben; der Herr aber, dessen Eigenthum wir sind, wird uns helfen. Ach, wie zärtlich ist unsere Liebe bei den Umständen! Wenn man einen Bruder sieht, so ist's nicht anders, als sähe man einen Engel Gottes. Die Schwestern beten, weinen und trösten uns mit ihrem stillen und kindlichen Wesen. Es kommt wohl bei dieser und jener zuweilen so Etwas vor, aber nicht so geschwinde wird ihr gesagt: haben wir nicht einen Heiland, der uns zärtlich liebt? haben wir nicht einen Vater, der alle unsere Haare auf unserem Haupte gezählt hat? haben wir nicht einen heiligen Geist, der auch für den Leib sorgt, wenn er in der Erde

liegt, bis er wieder auferstehe? so sieht man, es sind Kinder der Gnade. — Gott Lob! wir haben bis daher kein Blut vergossen, denken's auch nicht zu thun. Ob aber nicht die Brüder werden zulaufen, wenn Indianer zum Morden und Brennen kommen, und ob sie ihnen nicht werden die Beine zerschlagen, um ihren Grausamkeiten abzuwehren, das weiß ich nicht. — Uebrigens kann ich soviel zu ihrer Freude melden, wir sind gute Kinder zusammen und haben uns herzlich lieb. Fleißig sind wir auch, und die Sache selbst treibt schon." —

Sowohl die Brüder, als auch die Indianer fühlten, daß da die Gemeinde in Bethlehem doch nicht für die Dauer die Flüchtlinge aufnehmen konnte, die Anlegung eines neuen Gemeinortes nothwendig sei. In der Nähe von Bethlehem wurde mit Genehmigung der Regierung Nain angelegt. Am 1. Juni 1757 wurde der erste Pfosten daselbst gesetzt. Wegen der Kriegsunruhen ging der Bau langsam von Statten, erst im Herbst 1758 siedelte die Indianergemeine dahin über. Am 18. October wurde der Versammlungssaal feierlich eingeweiht.

Im Jahre 1759 hörten die Streifzüge der feindlichen Wilden, wenigstens im Gebiete von Pennsylvanien, gänzlich auf. An allen Orten, besonders in Nain, hörte man lauten Jubel und Preis des Herrn, der die Indianergemeinde in aller Trübsal so wunderbar bewahrt und erhalten hatte. Der neue Missionsplatz entwickelte sich auf schöne Weise. Es fanden sich immer mehr Indianer aus der Zerstreuung zusammen, welche mit Ernst ihrer Seelen Heil suchten. Auch die heidnischen Indianer, welche nach Nain kamen, empfingen gesegnete Eindrücke. So bezeugte einmal ein Heide unter vielen Thränen: „Ach, so was habe ich noch nie gehört, daß unser Gott und Schöpfer die Sünder annimmt und ihnen gnädig sein will, wenn sie zu ihm kommen, und daß sie so,

wie sie sind, mit allen ihren Sünden und mit ihrer Armuth zu ihm kommen dürfen. Gottlob, daß ich hergekommen bin und dies schöne und erfreuliche Wort gehört habe." — Ein anderer Indianer, welcher vier Wochen in der Gemeinde gelebt hatte, sagte kurz vor seinem Tode zu seinen beiden Brüdern: „In Nain haben sie den rechten Glauben, da habe ich oft gehört, daß unser Schöpfer ein Mensch geworden und am Kreuze für unsere Sünden gestorben ist, daß man ihn begraben hat, daß er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, und daß, wer an ihn glaubt, selig wird, und wenn man stirbt, zu ihm kommt und ewig gut und selig lebt. Wenn ihr es gern hören wollt, so geht dahin, und wenn ich hier sterbe, so laßt meine Gebeine in der Erde ruhen und holet sie nicht weg, nach eurer Gewohnheit." Bei einem Besuche in Nain erzählten seine Brüder, daß der Entschlafene bis an seinen letzten Augenblick den Herrn um Gnade und Erbarmung angerufen habe. Noch muß ich eines merkwürdigen Mannes gedenken, welcher im Jahre 1759 zum ersten Male nach Nain kam. Wir werden ihn später noch näher kennen lernen. Er nannte sich Papunhank und wohnte seit vielen Jahren in Machwihilusing am Susquehannahflusse als heidnischer Sittenlehrer. Allein es ging ihm, wie allen Weisen des Heidenthums. Trotz aller verkündigten Moral sanken er und seine Leute immer tiefer in Sünden und Schanden. Seine Lehren ließen die Herzen kalt und unbefriedigt. Selbst seine Anhänger fragten wohl zweifelnd, ob Papunhank denn auch wirklich ein Lehrer der Wahrheit sei. In Nain hörte der Heide von Jesu, dem gekreuzigten Gottessohne. Das Wort machte großen Eindruck auf ihn. Er bekannte, er habe wohl an einen Gott geglaubt, daß aber Gott Mensch geworden und für die Menschen gestorben sei, habe er bis jetzt nicht gewußt; er fange jedoch an zu glauben, daß ihm das fehle. Und unter einem Strome von Thränen rief er aus: „Ach

Gott, erbarme Dich über mich und hilf mir, daß Dein Tod meinem Herzen klar werde." — Nach einer Taufhandlung, welcher er in Bethlehem beiwohnte, bezeugte er, es sei ihm dabei so zu Muthe gewesen, daß er in seiner Sprache keine Worte finden könne, sich darüber deutlich zu machen. Er wünsche nur, daß sich der Gott, welchen der Lehrer vor der Taufe beschrieben habe, seinem Herzen bald offenbaren möge. Sobald er nach Machwihilusing zurückgekehrt war, rief er seine Leute zusammen und erzählte ihnen von seinen seligen Erfahrungen. „Ihr lieben Leute," sagte er, „ich habe euch bisher viel Gutes gesagt und einen guten Weg gelehrt, ich finde aber, daß es doch nicht der rechte ist. Wenn wir wollen selig werden, so müssen wir die Lehre der Brüder annehmen." Papunhank kam später noch mehrere Male nach Nain, er hörte wohl gern der Predigt zu, aber er war jetzt noch zu schwach, sein Ansehen unter seinem Volke dahinzugeben, um Christum zu gewinnen. D. Zeisberger sollte in Gottes Hand das Werkzeug sein, durch welches der Heide zum lebendigen Glauben an den Heiland geführt wurde.

Durch den Zuzug der gläubigen Indianer von Nah und Fern wurde Nain so überfüllt, daß man den Mangel an Raum empfindlich fühlte. Die Brüder sahen sich daher zu einer Theilung der Gemeinde veranlaßt. Von der Gemeinde in Bethlehem wurde hinter den blauen Bergen ein großes Stück Land gekauft, auf welchem der Gemeinort Wechquetank entstand. Im April 1760 begann Sensemann mit dreißig getauften Indianern den Bau des Ortes. Andere Gemeindeglieder zogen nach, in wenigen Monaten waren die Kirche und die Indianerwohnungen fertig. In Nain sowohl, als auch in Wechquetank begann ein frisches Leben, das die Brüder um so freudiger pflegten, je ermuthigendere Früchte ihrer Arbeit sie sehen durften.

Sehen wir uns jetzt nach Zeisberger um. Der eifrige

Mann hat während der letzten Jahre nicht gefeiert. Zwar mußte er während der Kriegszeiten seine Reisen einstellen, aber auch sein Wohnen in Bethlehem war der Indianermission ersprießlich. Er studirte fleißig die Volkssprache und hat darüber auch zum Nutzen der Mission geschrieben. Als es Friede geworden, begab er sich im Jahre 1762 zu den Indianern nach Wajomick. Das kleine Häuflein der Gläubigen bedurfte der Stärkung. Seine Zeugnisse wurden mit Freuden aufgenommen. Ein untreu gewordener Indianer Augustus kam zur Erkenntniß seiner Sünde und suchte Vergebung in Nain. Ein großer Lohn war es dem Missionar, diesen Wiedergefundenen im Glauben an den Sohn Gottes von hinnen gehen zu sehen. Kurz vor seinem Ende versammelte Augustus seine Freunde um sein Sterbebett und sagte zu ihnen: „Ihr wißt, daß ich, so lange ich hier gewesen, sehr schlecht und unselig und auch äußerlich arm gelebt habe, weil ich ungehorsam und untreu geworden war. Vergesset das Alles und denket nicht mehr daran, denn ich habe mich zum Heilande gewendet, um Gnade und Vergebung meiner Sünde gebeten, und der gute und liebe Heiland und auch die Brüder haben sich meiner erbarmet und mir alle meine Sünden vergeben. Nun ist mein armes furchtsames Herz zufrieden gestellt, und ich werde bald zum Heilande gehen; darum denkt nicht mehr an mein schlechtes Leben, folgt nicht meinem bösen Exempel, sondern denkt an den Heiland und folgt ihm und den Brüdern, so wird es euch gut gehen, sonst aber nicht." — Wenige Augenblicke nachher entschlief er.

Die Herrlichkeit Gottes ist offenbar worden,
So weit der Kreis der Erden geht;
Die überall hin sich zerstreueten Horden
Der Dienerschaft, die vor ihm steht,
Die eilen mit Freuden
Dem Schalle nach,

Und bringen den Heiden
Von mancher Sprach'
Das Zeugniß der himmlischen Gnadengeschäfte,
In Schwachheit, gestärket durch göttliche Kräfte.

Sei herzlich gelobet, du heilige Liebe,
Dein Name werde hocherhöht;
Die lediglich dir nur geweiheten Triebe
Des Volks, das Dir zu Dienste steht,
Die müssen bezeugen,
Daß unsern Sinn
Ein ewiges Beugen
Nimmt ganz dahin:
Denn wer hat die Gnade nach Würden geschätzet,
Daß Du uns zu Deiner Gemeinschaft gesetzet?

Was giebt man dem theuersten Fürsten der Herzen?
Womit bezeugt man seinen Dank?
Die Schulden der Liebe die machen uns Schmerzen,
Die Dienstbegierde macht uns krank.
Herr Jesu! wir haben
Nie viel gehabt:
Mit eigenen Gaben
Wirst Du begabt.
Hier hast Du uns, willst Du was Beſſ'res, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile.

Fünftes Kapitel.

D. Zeisberger's Thätigkeit bis zum Beginne des nordamerikanischen Freiheitskrieges. — Anbau von Friedenshütten, Friedensstadt, Schönbrunn und Gnadenhütten.

Die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn.

Ap.-Gesch. 11, 21.

Die zehn Jahre, welche dieses Kapitel umfaßt, waren für Zeisberger voll großer Unruhe, aber auch voll seliger Freude. Wir sehen ihn fast beständig auf der Wanderschaft, bald in heidnischer Finsterniß das Licht der Gnade anzündend, bald unter den christlichen Indianern lehrend, ermahnend, tröstend.

Im Frühlinge des Jahres 1763 geschahen von Bethlehem aus zwei größere Missionsreisen. Die eine wurde von Friedrich Post an den Muskingum, einen Nebenfluß des Ohio, die andere von D. Zeisberger nach Machwihilusing am Susquehannahflusse unternommen.

Ziehen wir mit den beiden Sendboten. — Fr. Post war schon in den letzteren Jahren als Friedensvermittler zu den Indianerstämmen am Ohio gekommen, aber für die Pflanzung des Christenthums unter ihnen hatte er wenig ausrichten können. Im März 1763 unternahm er von Neuem die beschwerliche Reise dahin, da die dortigen Häuptlinge ihm bei seinem letzten Aufenthalte die Verkündigung des Evangeliums gestattet hatten. Der Weg war öde und traurig; überall Spuren der Kriegsgreuel; Aschenhaufen und Todtenhügel rings umher. Die Indianerdörfer waren verschwunden; die Felder lagen verwüstet. Nach langer beschwerlicher Reise erreichte Post die Mündung des Muskingum in den Ohio.

Der freundliche Empfang, welcher ihm zu Theil wurde, ermuthigte ihn, sich an dieser Stelle niederzulassen und Vorkehrungen zu einem längeren Aufenthalt zu treffen. Er fällte eine Anzahl Bäume, und bebauete das Land, um sich selbst das erforderliche Korn zu ziehen. Auf die Kunde von des Missionars Ankunft versammelten sich die benachbarten Indianerhäuptlinge und traten mit ihm in Unterhandlung. Der Sprecher der Indianer redete Post also an: „Bruder! Voriges Jahr hast Du uns um die Erlaubniß gebeten, zu uns kommen zu dürfen, um uns und unsere Kinder zu unterrichten, was wir Dir gerne bewilligt haben. Jetzt, da Du gekommen bist, so freut es uns, Dich zu sehen. Bruder! es scheint uns, Du müssest seitdem Deinen Sinn geändert haben, denn anstatt uns und unsere Kinder zu unterrichten, haust Du die Bäume auf unserem Lande um und hast Dir ein Stück Boden zum Anbau ausersehen, wie die weißen Leute allenthalben zu thun pflegen. Allmählig kommt dann ein Zweiter und ein Dritter und thut dasselbe, und die nächste Folge ist, daß diese weißen Eindringlinge eine Festung zu ihrem Schutze bauen, sich unseres Landes bemächtigen und uns weiter zurückdrängen, wie dies die weißen Leute in

unserm Lande immer gethan haben. Sage einmal, Bruder, sprechen wir nicht die Wahrheit?" — Post erwiederte darauf: „Brüder, was ich euch voriges Jahr gesagt habe, das ist wahr, ich bin in der Absicht zu euch gekommen, um euch zu unterrichten. Aber auch das ist wahr, daß ein Lehrer auch Etwas zum Leben haben muß, wenn er sein Werk thun will. Da ich euch nun nicht gern zur Last falle, um euch um Lebensmittel anzusprechen, weil ich weiß, daß ihr euere eigenen Familien zu versorgen habt, so wollte ich mein eigenes Stücklein Brod pflanzen, und dachte, drei Jucharte Landes seien wenig genug hiezu. Ihr erinnert euch wohl, daß ich euch voriges Jahr sagte, ich sei ein Bote Gottes und von ihm gesendet, seinen Willen den Indianern zu verkündigen, damit sie durch den Glauben an ihn gerettet und seines Himmelreiches theilhaftig werden mögen. Von eurem Lande verlange ich keinen Fuß breit zum Eigenthum und das Bischen Korn, das ich für mich und meinen Begleiter pflanzen möchte, wird mir nie einen Anspruch auf euren Boden geben." Nachdem die Häuptlinge hierauf eine geheime Berathung gehalten, wurde dem Missionar folgender Beschluß mitgetheilt: „Bruder! Jetzt hast Du deutlicher Dich ausgesprochen, und wir können Dir vielleicht einen guten Rath geben. Du sagst, Du seiest auf Antrieb des großen Geistes gekommen, um uns zu unterrichten. Ebenso sprechen auch die (katholischen) Priester zu Detroit, welche unser Vater, (der Gouverneur von Canada), der Franzose, seinen Indianerkindern gesendet hat. Gut, ist dies nun der Fall, so brauchst Du nicht mehr Boden zu Deinem Unterhalt, als einer von jenen, die sich mit einem Gartenloose begnügen, um etwas Gemüse und ein paar schöne Blümchen darauf zu pflanzen, wie sie die weißen Leute lieben. Bruder! da Du den nämlichen Beruf treibst, wie die genannten Priester, und wir nie einen derselben Bäume abhauen und den Boden umbrechen gesehen haben, während sie doch gut

und wohlbeleibt aussehen, so sind wir der Meinung, daß sie noch eine andere Hülfsquelle zu ihrem Lebensunterhalte haben müssen, als bloß die sauere Arbeit mit eigener Hand. Wenn nun der große Geist wirklich verlangt, daß Du, wie Du sagst, den Indianern predigen sollst, so wird er auch machen, daß Dir derselbe Vortheil zufällt, dessen sich die Priester zu Detroit zu erfreuen haben. Wir sind daher mit einander übereingekommen, Dir ein Gartenloos zu geben, und zwar noch Etwas größer, als jene Priester haben. Es soll 50 Schritte in jeder Richtung messen; gefällt Dir das, so magst Du darauf pflanzen, was Dir beliebt." — War das bewilligte Stück Land nun auch für den Unterhalt eines Missionars nicht hinreichend, so freuete sich doch Post, festen Fuß in jener Gegend gewonnen zu haben.

Im Mai 1763 zog Zeisberger, begleitet von dem christlichen Eingeborenen Anton, nach Machwihilusing. Die dortigen Indianer hatten ein großes Verlangen nach einem Lehrer der Wahrheit; Papunhank und seine Tugendlehre war in Verachtung gekommen. Noch ehe Zeisberger das Ziel der Reise erreicht, begegnete ihm ein Indianer aus Machwihilusing, des Namens Job Schelloway, und erzählte, sie hätten seit sechs Tagen darüber Rath gehalten, wie sie einen Lehrer bekommen könnten; sie hätten sich auch bereits geeinigt, den Papunhank nicht mehr zu hören, da sie glaubten, er predige nicht Gottes Wort. Willkommenere Botschaft hätte Zeisberger nicht gebracht werden können. In fröhlicher Hoffnung eilte er zu den harrenden Heiden weiter. Papunhank nahm ihn mit Freuden in seine Hütte auf. Sobald die Indianer von der Ankunft des Lehrers hörten, geriethen sie in freudige Bewegung. Am Abend versammelte sich das ganze Volk, das Wort der Wahrheit zu hören. „Wir Alle," sagten sie, „waren sehr froh, als ihr hier eintratet, und wir sagten zu einander: Da kommen die

Leute, auf die wir schon lange gewartet haben, die werden uns den rechten Weg zeigen, auf dem wir selig werden können."

Mit fröhlichem Aufthun seines Mundes legte Zeisberger Zeugniß von dem Wege der Seligkeit in Christo Jesu ab. Die Heiden folgten mit gespannter Aufmerksamkeit. Bis tief in die Nacht redete Anton mit ihnen über das Gehörte. Kaum grauete der Morgen des folgenden Tages, als sich eine Anzahl Indianerinnen bei dem Missionar einfand, um vor dem Beginne ihrer Feldarbeiten von dem Heilande zu hören.

Das gepredigte Wort kam nicht leer zurück. Der Herr segnete es an den Herzen der Heiden. Einige weinten Tag und Nacht über ihre Sünden. Papunhank, der uns bekannte Tugendlehrer, war so ergriffen, daß er ernstlich die Gnade in Christo suchte. — Als Zeisberger sich zur Rückkehr nach Bethlehem anschickte, trugen ihm die indianischen Hausväter auf, die Gemeinde in ihrem Namen um einen Lehrer des Evangeliums zu bitten. Die Brüder konnten solcher Bitte nicht widerstehen. Zeisberger erhielt den Beruf, sich auf längere Zeit in Machwihilusing niederzulassen. Begleitet von dem Nationalgehülfen Nathanael reisete der Zeuge des Herrn alsbald nach dem Felde so großer Hoffnungen ab. Die Heiden nahmen ihn mit Freuden auf. Sie zeigten ein sehnliches Verlangen nach dem Worte des Lebens.

Besonders kräftig erwies sich das Evangelium an dem Herzen Papunhank's. Das Tugendgebäude, auf das der Mann einst so stolz gewesen, stürzte zusammen; er sah an sich Nichts als Sünde. In ernster aufrichtiger Buße suchte er Vergebung. Seiner Seele Heil lag ihm so am Herzen, daß er darüber die Sorge für seinen Leib vergaß. Mit Zeisberger redete er oft über seinen inneren Zustand. Flehentlich bat er um die Taufe. Er empfing sie am 26. Juni.

Unter Thränen bekannte der Täufling vor dem versammelten Volke, wie ihn der Heiland zur Erkenntniß seines Elendes und Verderbens geführt habe. Er bat die Indianer, sie möchten ihm alles Unrecht vergeben, das er an ihnen gethan. Er habe ihnen gepredigt und sich für gut gehalten, aber damals habe er sein Unrecht nicht gekannt. — Zeisberger taufte den Erstling von Machwihilusing mit bewegtem Herzen. Papunhank empfing für seinen heidnischen Namen den christlichen: Johannes. —

Zeisberger hoffte, dem ersten Tauffeste in Machwihilusing würden bald mehrere folgen. Alles schien darauf hinzudeuten, daß der Herr hier mit Macht hervorbrechen und sich in Kurzem eine Gemeinde sammeln werde. Aber plötzlich ertönte von Neuem wilder Kriegslärm, und des Missionars Hoffnungen waren vernichtet. Er sah sich genöthigt, das ihm so theure Arbeitsfeld zu räumen und nach Bethlehem zurückzukehren. —

Die Unruhen gingen von den Indianern an den Landseen von Canada und am Ohio aus. Nachdem die Wilden in jener Gegend an hundert Weiße ermordet hatten, fielen sie verheerend in das Gebiet von Pennsylvanien ein. Ueber die Brüdermission kam wieder eine Zeit großer Trübsal. Der Haß der Weißen gegen die Indianer traf auch die Brüdergemeine. Ja, die gläubigen Indianer standen im Verdachte eines geheimen Bündnisses mit den Mordbrennern. Man sprach davon, die Indianer müßten ohne Ausnahme vernichtet werden, wie einst die Canaaniter vom Volke Israel vernichtet seien. Nain und Wechquetank waren der größten Gefahr ausgesetzt. Man hatte Alles von der Wuth der aufgebrachten Soldaten zu fürchten.

Unter solchen Umständen sahen sich die Missionare genöthigt, die Gläubigen aus den bedroheten Orten zu entfernen und für sie anderswo eine Sicherheitsstätte zu suchen. Am

11. October brach die Indianergemeinde in Wechquetank, geführt von Bruder Grube, nach Nazareth auf. Der Abschied von ihrem geliebten Dorfe wurde ihr schwer. Die ganze diesjährige Ernte und einen Theil ihres Viehes mußte sie zurücklassen. Am folgenden Tage trafen die Flüchtlinge in Nazareth ein, wo sie vorläufig eine sichere Zufluchtsstätte fanden. Die Gemeinde in Nain hielt sich noch einige Wochen länger, als aber die Wuth der Weißen immer mehr wuchs, so erließ die Regierung am 6. November den Befehl, daß die Indianer von Nain und Wechquetank nach Philadelphia ziehen sollten, wo ihnen Schutz wider allen Unglimpf werden sollte. Am 8. November traten die beiden bedrängten Gemeinden ihre Wanderung an, die sie nach ihrer Vereinigung an der Lecha gemeinschaftlich fortsetzten. Die Missionare Grube, Schmick, Zeisberger und Rothe zogen mit ihnen. Der Anblick der Pilgergemeinde war herzzerreißend. Alte, Kranke, Schwache und Kinder trugen geduldig ihr hartes Loos, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Neben dem Ungemach des Reisens hatten sie von den feindlichen Weißen unterwegs viel Hohn und Spott zu leiden. Am 11. November erreichten sie Philadelphia. Die Regierung hatte ihnen das Feldlager der Soldaten vor der Stadt zur einstweiligen Wohnung bestimmt. Da aber die Soldaten aller Befehle ungeachtet das Lager nicht räumen wollten, so mußten die ermüdeten Wanderer, nachdem sie fünf Stunden auf der Straße vergeblich gewartet, ihren Weg weiter fortsetzen. Begleitet von den Scheltworten des Pöbels zogen sie durch die Stadt. Sie hatten noch einen fünf- bis sechsstündigen Weg zu machen, ehe sie nach Provinz-Eiland, einer im Delawareflusse gelegenen Insel, gelangten. Hier fanden sie endlich in den dortigen Gebäuden ein sicheres Obdach. Die Vertriebenen richteten sich nun so gut ein, als es in ihrer Lage möglich war.

Wohlthätige Freunde kamen ihnen zu Hülfe. Die Regierung schaffte auf Zeisberger's Vorstellungen Holz und Lebensmittel herbei.

Im Anfange des Jahres 1764 bedroheten die ausgebrochenen Unruhen auf's Neue die Indianergemeinde. Die Regierung, die sie nicht vor einem etwaigen Ueberfalle schützen konnte, war darauf bedacht, die Verfolgten in größere Sicherheit zu bringen. Sie stellte deßhalb die Aufforderung, daß sich die Missionare mit den Indianern über New-York zur englischen Armee begeben sollten.

Sofort rüstete sich die Gemeinde zur Abreise. Am 4. Januar Abends traf der Befehl ein, der Morgen des folgenden Tages fand die Indianer bereits auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte. Nach großen Beschwerden und Trübsalen kamen sie am 11. Jan. vor New-York an. Da ward ihnen durch einen Staatsboten angesagt, die Regierung verbiete allen Indianern den Eintritt in das New-York'sche Gebiet. Den Flüchtlingen blieb nichts Anderes übrig, als den eben zurückgelegten, weiten und beschwerlichen Weg nach Philadelphia wieder anzutreten. Als sie am 24. Januar dort ankamen, bezogen sie das ihnen früher verweigerte Feldlager vor der Stadt. Aber eine Zeit der Ruhe war für sie noch nicht gekommen. Sie schwebten in beständiger Gefahr, überfallen und ermordet zu werden. Mehrere beabsichtigte Angriffe der Aufrührer wurden durch die Wachsamkeit des Gouverneurs vereitelt.

Je länger die Indianer zu der ihnen ungewohnten Lebensweise im Feldlager gezwungen waren, desto größer war ihr Verlangen nach endlicher völliger Freiheit. Sie konnten sich nicht in das eingeschlossene Leben fügen, hier und da zeigte sich großer Mißmuth. Die Unzufriedenheit wuchs, als im Sommer das Fieber und die Blattern unter ihnen ausbrachen. Die Missionare hatten in der That einen schwe-

ren Stand. Ihren Bemühungen jedoch gelang es, die Mißmuthigen zu beruhigen und die oft gestörte Ordnung wiederherzustellen. Sie erlebten an den Kranken, von denen 56 entschliefen, manche Freude und sahen, daß noch immer ein reicher Segen auf ihrer Arbeit ruhete. Die meisten Indianer trugen ihr Leiden im Glauben und gingen in sicherer Hoffnung des ewigen Lebens aus dieser Zeit. „Mit was für Freudigkeit", schreiben die Missionare, „und mit welcher Sehnsucht die Mehrsten von ihnen aus der Zeit gingen, können wir gar nicht beschreiben; wir sahen mit Erstaunen, was Jesu Blut an Sündern thun kann." — Unter den Entschlafenen befand sich der alte Jakob, einer von den drei Erstlingen, welche im Jahre 1742 zu Oly die heilige Taufe empfangen hatten.

Der 4. Dezember 1764 war der lange ersehnte Tag, an welchem der Friedensschluß proclamirt wurde. Die Indianer jubelten vor Freuden. Das Ende ihrer Leiden, ihrer Wanderschaft war nahe. Sie hatten die Hoffnung, in früherer Weise als christliche Gemeinde friedlich zusammenleben und dem Herrn ungestört dienen zu können. In mütterlicher Liebe berieth die Gemeinde in Bethlehem darüber, was den Indianerbrüdern am dienlichsten sei. Da die weißen Leute die Ursache aller bisherigen Drangsale gewesen, auch nicht an dauernde Ruhe zu denken war, so lange Indianer und Weiße bei einander wohnten, so beschloß man, die Gemeinde in das Innere des Landes zu verpflanzen. Vorläufig wurde Machwihilusing am Susquehannahflusse zum Missionsplatze ersehen und den Brüdern Zeisberger und Schmick die Leitung desselben aufgetragen. Im Frühjahre 1765 verließen die gläubigen Indianer das Feldlager vor Philadelphia. Noch bei ihrem Abzuge bewies der Gouverneur dadurch seine Freundlichkeit, daß er ihnen einen großen Vorrath an Brod und Mehl austheilen ließ. Die Beschenkten konnten nicht abziehen, ohne dem Manne, dem sie nächst Gott die Erhaltung

ihres Lebens zu danken hatten, ihren Dank ausgesprochen zu haben. Sie entwarfen daher eine Adresse an den Gouverneur und überreichten sie am 18. März, wenige Tage vor ihrer Abreise. Sie lautet also: „Wir, die Indianer in den Baracken, gedenken nun mit unsern Weibern und Kindern wieder in unser Land zu ziehen, und kommen daher, Abschied von dir zu nehmen und dir herzlich Dank zu sagen. Wir Alle erkennen von Herzen deine große Liebe und Freundschaft, die du uns sonderlich in den letzten Kriegszeiten erwiesen hast; denn wir waren in großer Gefahr unseres Lebens. Du hast uns in Schutz genommen und gegen unsere Feinde vertheidigt, so daß wir haben in Frieden hier wohnen können. Dazu hast du auch wie ein Vater mit Speise und Kleidung für uns gesorgt. In unserer Krankheit hast du uns verpflegen und unsere Todten begraben lassen. Zu unserer Freude haben wir auch gehört, daß du fernerhin uns mit Mehl versorgen willst, bis wir unser eigenes Welschkorn essen können. Wir sind auch dafür besonders dankbar, daß wir in unsern schweren Umständen unsere Lehrer bei uns haben konnten, die uns täglich in Gottes Wort unterrichtet haben. Diese sind es, die uns den rechten Weg zur Seligkeit gezeigt haben, daß wir mit unserm Schöpfer bekannt geworden sind und alle Menschen lieben können. Es ist uns daher sehr lieb, daß unsere Lehrer Schmick und David Zeisberger mit uns in's Indianerland ziehen werden, um uns ferner in der Erkenntniß unserer Seligkeit zu unterrichten. Deine Liebe, Schutz und Wohlthaten sind uns groß, und werden von uns nicht vergessen werden, sondern wir werden sie mit uns in unserm Herzen tragen und andern Indianern davon erzählen. Wir werden, so lange wir leben, treue Freunde der Engländer bleiben. Noch eins bitten wir, daß du uns auf unsern langen und beschwerlichen Weg etwas Pulver und Blei geben wollest, damit wir zu unserm Unterhalte Etwas schießen können.

Zuletzt wünschen wir, daß unser Gott dich segnen möge! Wir Endesunterschriebenen thun dieses im Namen aller Männer und Weiber und Kinder, und verbleiben deine treuen Freunde Johannes Papunhank, Josua, Anton, Sem Evans." —

Am 20. März trat die Gemeinde ihre Reise an. Bedeutsam war des Tages Loosung: „Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm Gott geboten hatte." Das nächste Ziel war Nain, wo sie eine Zeit lang Rast machte. Nachdem sich die Wanderer im Umgange mit den Brüdern aus Bethlehem leiblich und geistlich gestärkt hatten, setzten sie ihren Weg nach dem Susquehannahflusse fort. Zeisberger und Schmick führten den Zug. Fünf Wochen lang brachten sie unterwegs zu, in denen sie unsägliche Leiden zu dulden hatten. Bald ging es über steile Bergrücken, bald durch dichte Wildnisse, bald durch gefährliche Sümpfe, über reißende Ströme. Die Nacht brachten sie in schnell aufgeschlagenen Hütten von Baumrinde zu. Am Ende der Reise ging der Vorrath an Mehl aus, sie sahen sich dem bittersten Mangel preisgegeben. Mit wilden Kartoffeln suchten sie den nagenden Hunger zu stillen. Den Kindern gaben sie den Saft aus abgeschälten Kastanienbäumen. Dabei schwebten sie in beständiger Gefahr, von ihren Feinden überfallen und ermordet zu werden. Oft mußten weite Umwege gemacht werden, damit sie ihren Widersachern nicht begegnen möchten. Mehrere unterlagen den Reisebeschwerden und fanden in den Urwäldern ihr Grab. Bewunderungswerth war bei dem Allen der Muth der Pilger. Sie fühlten in ihren Andachtsstunden, die während der ganzen Wanderschaft regelmäßig gehalten wurden, die Nähe ihres Herrn. Das machte sie getrost und unverzagt. „Alle diese Trübsale", so erklärten die armen Wandersleute selbst, „waren bald vergessen, wenn wir in unseren Versammlungen auf eine so fühlbare und tröstliche Weise die Nähe des Heilandes empfinden durften. Diese

wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit.“ Am 9. Mai erreichten die Pilger die Ufer des Susquehannahflusses. Noch standen die während der Unruhen verlassenen Häuser von Machwihilusing, die vorläufig zur Wohnung eingerichtet wurden. Dann begann man eine neue Niederlassung zu gründen. Am Wayalusingbache lag eine zum Anbau geeignete Strecke Landes. Frohen Muthes schlugen die Indianer ihre Hütten auf und nannten den neuen Ort Friedenshütten. In kurzer Zeit standen 40 nach europäischer Weise erbauete Blockhäuser, in deren Mitte sich ein liebliches Kirchlein und das Wohnhaus der Missionare erhob. Um die Häuser lagen kleine Gärten, deren frisches Grün von dem Fleiße der Eigenthümer zeugte. Bald blühete auch das 250 Morgen große Welschkornfeld und versprach eine reiche Ernte. Jede Familie erbauete sich ein eigenes Boot, um den Ertrag ihres Feldes entfernten Dörfern zuzuführen.

Man müßte nicht meinen, daß die Sorgen um das irdische Fortkommen alle Sorgen für das Heil der Seele verdrängt hätten. O nein. Es entwickelte sich in dem jungen Friedenshütten ein inniges Glaubensleben, wie man es nie vorher unter den Indianern gesehen hatte. Es schien, als ob die lange Trübsalszeit reiche Frucht bringen sollte. Der Herr war in der Gemeinde mit seinem Geiste und Gaben. Das Wort Gottes bewies sich an den Herzen lebendig und kräftig. Die Feier der Sacramente und die gottesdienstlichen Versammlungen waren von sichtbarem göttlichen Segen begleitet. Am 20. October 1765 wurde die erste Heidin in Friedenshütten getauft. Nach der Feier drückte sich die Frau so aus: „Es ist mir sehr wohl, und ich bin recht selig nach der

Taufe; ich denke aber nicht, daß nun Alles gut ist, und daß ich schon genug habe, sondern mein Herz verlangt immer noch mehr nach dem Heilande. Ich kenne ihn noch lange nicht genug." Großen Eindruck machte die Taufe auf den noch heidnischen Gatten der Getauften. Er eilte nach derselben in den nahen Busch, um sich auszuweinen. Als er zu seiner Frau zurückkehrte, brach er unter Thränen in die Worte aus: „O, wie freue ich mich, daß du mit des Heilands Blute gewaschen bist! Wann wird es mir auch so gut werden?" Am ersten Weihnachtstage konnte auch er die Taufe empfangen.

Der Name Friedenshütten hatte bald einen guten Klang unter den heidnischen Indianern. Fast beständig waren Etliche zum Besuche in der Gemeinde, um dort die Predigt des Evangeliums zu hören. Auch die ausgebreitete Bekanntschaft des Johannes Papunhank trug dazu bei, daß die Heiden gern zu den Brüdern kamen und mit großer Freude dem Worte zuhörten.

Es schien für die Entwicklung der jungen Gemeinde förderlich, wenn sie von dem Häuptlinge des Cajugastammes, welcher im Namen der Irokesen in jener Gegend das Herrscherrecht ausübte, die Genehmigung zu ihrer Niederlassung in Friedenshütten erhalten hätte. Eine zu diesem Zwecke entsendete Deputation brachte den unwillkommenen Bescheid mit, daß der Häuptling den von der Gemeinde gewählten Ort für ungeeignet halte, da die ganze Gegend in dem letzten Kriege mit Blut befleckt sei. Er wolle daher den Gläubigen einen Platz an dem oberen Ende des Cajugaseees anweisen, wo sie ungestört ihrem Gotte dienen könnten. Der Vorschlag fand bei den Indianern wenig Anklang. Sie hatten bereits ihr Friedenshütten so lieb gewonnen, daß sie es ungern verließen. Man beschloß daher, noch einmal mit dem Häuptlinge in Unterhandlung zu treten. Am 23. April reisete Zeisberger mit vier Begleitern nach Cajuga; er fand in

der Wohnung des Häuptlings freundliche Aufnahme. Allein die erneuerte Bitte der Gemeinde schien dem Heiden nicht zu gefallen; er äußerte sich verächtlich über das Missionswerk. Zeisbergers Begleitern entfiel dadurch der Muth, ihre Sache vor den Rath zu bringen. Aber unser Missionar ließ sich durch das Benehmen des Häuptlings nicht abschrecken. Er war gewiß, daß der Herr auch hier seine Sache zum Besten hinausführen werde. An seinem Glauben stärkten sich seine Begleiter, die nun getrost ihre Bitte vortrugen. Sie erzählten, „daß sie ehedem von Gott Nichts gewußt, nun aber ihn als ihren Schöpfer und Erlöser kennen gelernt, Leben und Seligkeit in's Herz bekommen, und ihn sehr lieb hätten, weil er sie so sehr liebte; darum könnten und wollten sie auch nicht mehr so leben, wie die Indianer sonst zu leben pflegten, sondern hätten, weil sie ihre Lust und ihr Vergnügen an dem Heilande gefunden, dem sündlichen Wesen ganz entsagt, und wollten sich vielmehr nach Gottes Wort verhalten, das sie daher fleißig hören müßten, um deswillen täglich zweimal zusammenkämen, und sich von ihren Lehrern unterrichten ließen; ihre Kinder suchten sie vor den bösen Dingen zu bewahren; mit dem Kriege wollten sie nichts zu thun haben, sondern mit Jedermann in Frieden leben, und ebenso wenig wollten sie sich in die Regierungssachen mengen. Aus allen diesen Gründen könnten sie nicht füglich nahe bei einem andern Indianerdorfe wohnen, und da die Lage von Friedenshütten ihren Absichten gemäß sei, sie sich auch daselbst schon angebaut hätten, so bäten sie, daß man sie an diesem Orte bleiben ließe." — Zeisberger, welcher die Rede der Indianer in's Cajugische übersetzte, fügte am Schlusse im Namen der weißen Brüder eine dringende Bitte hinzu. Er war kurz vorher von einem angesehenen Delawarenhäuptlinge an Kindesstatt aufgenommen und hatte daher ein Recht, die Erfüllung seiner Wünsche zu fordern. „Brüder!" sprach er,

„ihr habt die Bitte vernommen, welche euere Vettern an euch gestellt haben. Ihr sehet, ihre Sache ist gut; und ihr liebet ja, was Recht ist. Ihr habt sie in euere Arme aufgenommen, und sie danken euch dafür. Ihre Füße waren müde, und sie haben viel erduldet auf dem Wege, aber ihr habt ihre Seelen erquickt. Ihr habt Landes genug, gebt daher ein kleines Stück desselben eueren Vettern, welche an Gott glauben, damit sie in Ruhe und Frieden unter euch leben mögen. Ich bin auch ein Delaware und weiß, daß die Cajuga's wackere Leute sind. Laßt mich daher nicht mit Schmerz und Trauer aus eurer Mitte scheiden.“ —

Zeisberger's warme und eindringliche Rede gewann den Rath. Er gewährte nicht nur die ausgesprochene Bitte, sondern wies auch noch der Gemeinde ein großes Stück Land zur Bebauung an. Bei der Rückkehr der Deputirten erregte die Nachricht in Friedenshütten große Freude. Hier und da hörte man ausrufen: „Das hat der Herr gethan, nun können wir recht sehen, daß uns der Herr lieb hat!“ Allein diese Freude blieb nicht ungetrübt. Kurze Zeit nachher besuchte ein Irokese Friedenshütten und erzählte, daß in einer Versammlung des großen Rathes zu Onondago, welcher er beigewohnt, das Benehmen des Häuptlings von Cajuga hart getadelt worden sei. Durch diese niederschlagende Nachricht wurden die Brüder für die Zukunft ihres neuen Missionsplatzes besorgt. Es schien daher gerathen, daß Zeisberger persönlich mit dem großen Rathe über die Niederlassung verhandle. Am 26. October kam er mit Sensemann und einem gläubigen Indianer in Onondago an. Schon am folgenden Morgen versammelten sich die Häuptlinge; zu Ehren der Gäste war die englische Flagge aufgezogen. Zeisberger trug sein Anliegen mit großer Gewandtheit vor. Er sprach von den Arbeiten der Brüder unter den Heiden, von der christlichen Gemeinde in Friedenshütten und von den Unter-

handlungen mit dem Häuptlinge der Cajuger. Zuletzt richtete er an den Rath die Frage, ob Alles, was jener Häuptling gethan, mit Wissen und Genehmigung der Versammlung geschehen sei. Der große Rath zögerte mit seiner Antwort. Nachdem er sich genau über die Einrichtungen in Friedenshütten erkundigt, erklärte er, daß er erst über den zu gebenden Bescheid berathen müsse. Nach Verlauf von einigen Wochen, während welchen Zeisberger eine Reise ins Land der Cajuger machte, wurde den Brüdern unter herkömmlichen Ceremonien eröffnet, daß der Cajuga-Häuptling ganz nach dem Willen des großen Rathes gehandelt habe, der sich über die Niederlassung der Gemeinde in Friedenshütten freue; daß es ferner genehmigt werde, daß die weißen Brüder als Lehrer der Indianer am Susquehannahflusse wohnten. „Wenn euere Indianer," so schloß die Antwort der Häuptlinge, „unsere Vettern, Etwas mit uns zu reden oder uns vorzutragen haben, so soll es ihnen allezeit freistehen, mit uns selbst zu sprechen und ihre Sachen bei uns anzubringen, ohne einen anderen Häuptling zu brauchen, der nicht eben des Sinnes ist, den sie haben." — Der Beschluß des großen Rathes war für die Brüdermission von großer Bedeutung. Er gab ihr ein gesetzliches Recht, das Evangelium frei und ungehindert im Indianerlande zu predigen. Zeisberger und Sensemann verließen Onondago mit Lob und Dank gegen den Herrn, welcher seiner Sache neuen Sieg verliehen hatte.

Friedenshütten erfreuete sich seitdem der Ruhe und des Friedens. Die Gemeinde wuchs mit jeder Woche. Von Nah und Fern strömten die Heiden herbei, denen es in der lieblichen Indianerstadt wohl behagte. Das Wort Gottes wirkte kräftig an den Herzen. Viele Besuchende fanden Frieden im Herrn; Andere wurden durch die Predigt zum Nachdenken über ihres Herzens Zustände angeregt. Ein heidnisches Ehepaar besuchte Friedenshütten zur Osterzeit 1766. Sie

bekamen lebendige Eindrücke von der Liebe des Heilandes zu den Sündern. Gern sprachen sie unter einander davon. „So was," sagte die Frau, „habe ich noch nicht gehört; und was ich dabei gefühlt habe, das kann ich nicht aussprechen, aber mein Herz hat sehr geweint." Als der Mann sie nach dem Verlangen ihres Herzens fragte, antwortete sie: „Das ist mir lieb, daß du mich fragst; ich warte nur auf dich, denn ich will gern den Heiland lieben und an ihn glauben, aber ohne dich würde es mir doch schwer sein. Allein kann ich hier nicht wohnen, und dich kann ich auch nicht verlassen." Darauf erwiederte der Mann: „Ich will dir nicht im Wege sein, denn wenn ich dich davon abhielte, und du gingest verloren, so zöge ich auch deine Sünde auf mich, und ich habe deren selber genug. Davor behüte mich Gott! Wir wollen lieber Beide um Erlaubniß bitten, hier wohnen zu dürfen, damit wir täglich vom Heilande hören, ihn lieb gewinnen und beide selige Menschen werden." — Die Schwester der Frau äußerte sich über das Leiden des Heilandes: „Alle Marter, Angst und Noth, die Wunden, das Blutvergießen und den Tod habe ich dem Heilande mit meinen Sünden verursacht; so sagte mir mein Herz. Und da ich hörte, daß er alles das für mich gethan hat, um mich Sündenkind vom Satan, von der Sünde und vom ewigen Tode zu erlösen und mir das Leben zu geben, so sagte mir mein Herz: „Den mußt du suchen lieb zu kriegen, und an ihn glauben, damit du selig wirst, sonst gehst du verloren ewiglich." — Ein anderer Heide sagte: „Ich erschrecke mannichmal vor mir selber, wenn ich bedenke, daß ich bald ein ganzes Jahr vom Heilande gehört habe und noch nicht den wahren seligmachenden Glauben besitze." — Ein Indianer vornehmen Geschlechtes, dem die Häuptlingswürde unter Ueberreichung eines Belt of Wampom versprochen wurde, wies alle Ehren dieser Welt von sich und erklärte sich darüber also: „Ich bin bekümmert um meine Se-

ligkeit; meine Sünden, deren ich viele begangen habe, drücken mich, manchmal habe ich gedacht, für mich ist wohl keine Hülfe; aber da ich gehört, daß der Heiland auch die größten Sünder annimmt, so habe ich noch Hoffnung zu meiner Errettung. Ich habe den Heiland gebeten: Erbarme dich doch über mich und laß mich fühlen, daß noch Gnade für mich ist! Er hat mich erhört und sich mit seinen Wunden vor mein Herz gestellt; die Wunden habe ich ihm mit meinen Sünden gemacht; weinen mußte ich darüber. Ich sagte darauf: Lieber Heiland, durch deine Wunden möchte ich gesund und selig gemacht und durch dein Blut von Sünden abgewaschen werden! Nach diesem ist mir oft eingefallen, und ich habe es auch gefühlt, daß, wenn ich mich zum Heiland bekehren will, ich mich vorher von der Welt losmachen muß; deswegen gab ich den Belt of Wampom zurück. Ich verlange keine solche Indianerehre; wenn ich nur die Ehre kriege und Gnade beim Heiland finde, Vergebung meiner Sünde erlange, zu Seinem Kinde angenommen werde, und unter seinem Volke selig leben kann; das ist mein Verlangen." — Ein junger Mann aus dem Stamme der Nantikoks kam in Friedenshütten zu lebendiger Erkenntniß seines sündlichen Zustandes. Er sehnte sich nach einem Heilande. „Ich habe heute," bekannte er einmal, „etwas Außerordentliches in meinem Herzen gefühlt; ich habe ein großes Verlangen, selig zu werden, aber ich bin ein Knecht des Satans, und es ist mir, als hielte er mich gebunden und wollte mich nicht loslassen, und doch möchte ich gern von ihm los sein; ich will ein Eigenthum des Heilandes werden." Flehentlich bat er um die Taufe. Unter einem Strome von Thränen brach er in die Worte aus: „Brüder, erbarmt euch doch meiner! Ich bin der elendeste Mensch, der auf der Welt sein kann; seit gestern Morgen fühle ich Nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen

erträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich dagelegen, wie todt; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt. Erbarmet euch doch meiner, wascht mich mit des Heilandes Blute von meinen Sünden; das wird mir helfen, und ich werde Ruhe in meinem Herzen kriegen." — Zeisberger taufte diesen Erstling aus den Nantikoks und nannte ihn Samuel.

Man dürfte nicht glauben, daß Alle, welche nach Friedenshütten zum Besuche kamen, sich um des Wortes Gottes willen eingefunden hätten. Die Gastfreundschaft der Gemeindeglieder wurde oft von den Heiden gemißbraucht, die es sich gern gefallen ließen, auf anderer Leute Unkosten eine Zeitlang unterhalten zu werden. Solchem Unwesen zu begegnen, wählten die Missionare die erfahrensten und ältesten Indianerbrüder zu Aufsehern über die Fremden. Sie hatten die Pflicht, mit den Angekommenen näher zu sprechen; fand sich's, daß die Heiden gar kein Verlangen nach dem Heilande hatten, so wurde ihnen der fernere Aufenthalt in Friedenshütten untersagt. Diese Maaßregel bewies sich erfolgreich. Die Gemeinde wurde dadurch von einigen Personen, die nichts Gutes im Sinne hatten, befreit.

Den Indianern selbst war daran gelegen, Alles aus ihrer Stadt zu entfernen, was mit dem Evangelio nicht im Einklange stand. Im Jahre 1766 versuchte eine Gesellschaft weißer Rumhändler, Friedenshütten zum Mittelpunkte ihres verderblichen Handels zu machen. Mehrere Wochen lang hielten sie sich in der Gemeinde auf und trieben dort ihr Gewerbe, zum großen Schaden der Indianer. Da die Missionare nicht den Schein haben wollten, als ob sie sich eine allzugroße Herrschaft über ihre Leute anmaaßten, so überließen sie den Indianern die Eindringlinge zu entfernen. Die Nationalgehülfen vereinigten sich zu kräftigem Widerspruch. Sie luden die Händler zu sich, und in aller Namen erklärte

der Indianer Anton, daß sie in der Gemeinde den Rumhandel nicht länger dulden wollten. Die Kaufleute mußten sich, wiewohl ungern, fügen und verließen erzürnt den Ort.

Trotz solcher Hindernisse wuchs die Gemeinde in Friedenshütten auf erfreuliche Weise. Von verschiedenen Stämmen, den Mohauks, Cajuga's, Seneka's, Tutelaren, Delawaren, Mahikandern, Wampanosen, Nantikoks und Tuskarora's fanden sich Zuhörer ein. Das Versammlungshaus konnte die Menge nicht fassen. Es wurde daher am 2. Januar 1767 der Grundstein zu einer neuen großen Kirche gelegt, die am 18. Februar feierlich eingeweiht werden konnte. —

Im Jahre 1767 kam nach Friedenshütten die Kunde, daß die Indianer in den Gebieten des oberen Ohio das Evangelium zu hören wünschten. Da hatte Zeisberger nicht länger Ruhe. Er mußte die Heiden aufsuchen. Er durfte ihren Wunsch nicht unerfüllt lassen. Am 30. September 1767 trat er die Reise nach Goschgoschünk, dem Hauptorte der Delawaren am Ohio, an. Seine beiden Freunde, Johannes Papunhank und Anton, waren seine Begleiter. Die Gemeinde zog mit ihren Gebeten mit. — Eine beschwerlichere Reise hatte Zeisberger noch nicht gemacht. Noch nie hatte der Fuß eines weißen Mannes jene Gegenden betreten. Durch pfadlose Wälder, durch das mannshohe Gras, womit die Ebenen bedeckt waren, mußten sich die Reisenden den Weg bahnen. Nachts schliefen sie, in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel. Oft goß der Regen in Strömen auf ihr Lager herab. Aber rastlos drangen die kühnen Wanderer vorwärts. Sie ließen sich durch Nichts entmuthigen, denn sie waren gewiß, daß der Herr mit ihnen ziehe. Endlich nach tagelangen Beschwerden erreichten sie ein einsam gelegenes Dorf. Es war von Seneka's bewohnt. Die Indianer waren über den seltsamen Besuch eines weißen Mannes nicht wenig erstaunt. Einer von ihnen setzte sich sogleich zu

Pferde und sprengte nach dem nächstgelegenen Dorfe, um den Häuptling von der Ankunft der Fremdlinge zu benachrichtigen. Als Zeisberger am folgenden Tage dort ankam, wurde er kalt und ernst empfangen. Seine Freundlichkeit bewog jedoch den Häuptling, die ermüdeten Reisenden in seine Hütte zu führen und mit Speise und Trank zu bewirthen. In einer langen Unterredung legte Zeisberger den Zweck seines Besuches dar. Der Häuptling bezeigte sich indessen nicht sehr zufrieden. Als ihm von dem Heilande der Welt erzählt war, erwiederte er: „Wenn das wahr ist, daß der Schöpfer Himmels und der Erden auf die Welt gekommen und ein Mensch geworden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute; diesen allein hat Gott die Schrift gegeben; die Indianer aber hat er anders geschaffen; er hat ihnen das Wild zu ihrer Nahrung gegeben, das müssen sie im Busch aufsuchen, das ist ihre Handthierung; von der Schrift wissen sie Nichts; die können sie auch nicht lernen, das ist viel zu schwer für sie.“ — Es gelang jedoch dem Missionar, durch weitere Gespräche den Häuptling günstiger zu stimmen. Er wurde freundlich und gestand, er habe die Fremdlinge für Spione der weißen Leute gehalten, darum sei sein anfängliches Benehmen so kalt gewesen. Jetzt aber sei er anderer Meinung geworden; er wolle ihrer Weiterreise nach Goschgoschünk Nichts in den Weg legen. Er warnte jedoch seine Gäste vor den Delawaren, die im Rufe großer Bosheit standen. Zeisberger aber meinte, wenn diese Leute so schlecht seien, so hätten sie das Wort Gottes um so nöthiger; er fürchte sich vor ihnen nicht, da ihm ohne den Willen seines Gottes kein Leid widerfahren werde. Am 16. October erreichten die Reisenden Goschgoschünk. Die Stadt bestand aus drei an den Ufern des Ohio gelegenen Dörfern. In dem mittleren Dorfe fanden die Brüder bei einem Verwand-

ten Papunhank's freundliche Aufnahme. Kaum war Zeisberger angekommen, so ließ er die Indianer durch seine Reisegefährten zu einer Versammlung einladen. Ganz Goschgoschünk schien mit dem Besuche des Fremden wohl zufrieden zu sein. Im nächtlichen Dunkel versammelte sich das Volk in einer großen Waldhütte um die angezündeten Feuer. Nie hatte Zeisberger vor einer solchen Versammlung gestanden. Die bemalten, von dem Schein des Feuers beleuchteten Gesichter der Indianer gewährten einen unheimlichen, gespensterhaften Anblick. Aus ihren Augen leuchtete Wildheit und Grausamkeit. Zeisberger kannte mitten unter diesen wilden Gestalten keine Furcht. Er hat später erzählt, der Herr habe ihm damals große Freudigkeit in sein Herz gegeben. Sein gewaltiges Zeugniß ergriff die Heiden mit wunderbarer Gewalt. Mehrere von ihnen riefen aus: „Ja, das ist gewiß so, wie wir jetzt gehört haben; das ist der rechte Weg zur Seligkeit." Bis tief in die Nacht mußten Johannes Papunhank und Anton den Wilden das Gehörte wiederholen und erklären.

Zeisberger erfuhr jedoch während seines längeren Aufenthaltes in Goschgoschünk, daß jene Warnung des Senekahäuptlings nicht ungegründet gewesen sei. Er lernte ein tiefversunkenes Volk kennen. „Der Fürst der Finsterniß," bezeugt er einmal, „hat hier große Gewalt; selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke." Bald regte sich die Feindschaft wider das Evangelium. Die Indianer konnten es nicht ertragen, ihre Sünden und Grausamkeiten von dem Missionar gemißbilligt zu sehen. Ein heidnischer Prediger, des Namens Wangomen, suchte das Volk aufzuwiegeln. Allein der Herr wachte über seinem Knechte. Ihm geschah kein Leid. Selbst Wangomen mußte

von seiner Feindschaft lassen. Der Heide hatte den Leuten oft gepredigt, er sei in der Seite Gottes, wie zu Hause, aber von einem Gotte, der Mensch geworden und am Kreuze gestorben sei, wisse er Nichts; der Gott der Weißen könne darum nicht der rechte sein. Zwar war er ein fleißiger Hörer des Evangeliums; er sprach auch oft mit Zeisberger und seinen Gefährten darüber, allein in seinem Herzen trug er bittern Groll gegen die Christen. Als Zeisberger nicht lange vor seiner Abreise die Indianer fragte, ob er bald zu ihnen zurückkehren dürfe, antworteten sämmtliche Anwesende mit freudigem Ja. Nur Wangomen schwieg. Von seinen Landsleuten zu einer Erklärung aufgefordert, wollte er sich nicht unumwunden aussprechen. Er meinte, es gebe zwei Wege zur Seligkeit; der eine sei für die Weißen, der andere für die Indianer. Aber der Letztere sei doch besser, da er gerader und geschwinder zu Gott führe. Die Freundlichkeit, mit welcher Zeisberger den Heiden von seinem Irrthume zu überzeugen suchte, machte diesen zuversichtlicher und dreister. Er behauptete, daß er Gott schon viele Jahre kenne und einen vertrauten Umgang mit ihm habe; daß aber Gott Mensch geworden sei und Sein Blut vergossen habe, davon wisse er Nichts, das müsse also nicht der rechte Gott sein, sonst müßte er's auch wissen. Zeisberger erwiderte ihm mit großem Ernste, sein Gott sei der Teufel, der Vater der Lügen. Wangomen wurde bestürzt. Sein Muth war dahin. Kleinlaut antwortete er: „Ich kann deine Lehre nicht verstehen; sie ist mir ganz was Neues und kommt mir fremd vor." Zeisberger erklärte ihm den Grund seiner Blindheit: „Ich will dir sagen, wie das kommt. Der Satan ist der Fürst der Finsterniß, wo er ist, da ist Nichts, als Finsterniß; und der wohnt in dir, darum bist du auch ganz verfinstert, daß du Nichts von Gott und Seinem Worte verstehen kannst. Wenn du aber umkehrest, und kommst zum

Heilande als ein armer verlorener Mensch, und rufst ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte er sich deiner noch erbarmen und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du Etwas von Gott und Seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland giebt dir noch Frist; wenn du dich zu ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile und errette deine arme Seele." — Wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, fiel das Wort auf Wangomen's Herz. Er konnte Nichts antworten, als daß er ein armer Mensch sei. Er bat um baldige Rückkehr des Missionars. Ja, er widersetzte sich auch nicht dem Beschlusse der Indianer, durch Zeisberger bei den Brüdern um einen Lehrer zu bitten, welcher beständig unter ihnen wohnen möchte. — Am 5. November traf der Missionar mit seinen beiden Gefährten wieder in Friedenshütten ein, von wo er sich nach Bethlehem begab, um dort von seiner Reise Bericht zu erstatten. Die Brüder waren geneigt, auf den Wunsch der Indianer am Ohio einzugehen und trafen im Frühjahre des nächsten Jahres 1768 Vorkehrungen zu einer dauernden Mission in jenem Stromgebiete.

In Goschgoschünk konnte man jedoch die Ankunft der Brüder nicht ruhig erwarten. Es wurden daher Boten nach Bethlehem gesandt, die im Namen der Indianer am Ohio die dem Zeisberger mitgegebene Bitte wiederholt vortragen sollten. Zeisberger und Sensemann, denen von der Gemeinde die Reise aufgetragen war, machten sich alsbald auf den Weg. In Friedenshütten schlossen sich ihnen die Indianer Anton, Abraham und Petrus mit deren Familien an. Am 9. Mai zog die kleine Pilgergemeinde dem Orte ihrer Bestimmung zu. Fünf Wochen war sie unter-

wegs*). Am 9. Juni erreichten sie Goschgoschünk, wo sie mit großer Freude der Heiden empfangen wurden. Wangomen nahm die Reisenden in sein Haus auf. Zeisberger gab bald nach seiner Ankunft dem Häuptlinge der Cajuger Nachricht von seinem jetzigen Aufenthalte. Der Häuptling Allmewi, der bei der ersten Predigt des Missionars in Goschgoschünk mächtig ergriffen war, schickte an den Senekahäuptling in Zoneschio, zu dessen Herrschaft die Gegend von Goschgoschünk gehörte, folgende Botschaft: „Oheim! Ich lasse dich hiemit wissen, daß einige von unseren Freunden mit zwei weißen Brüdern zu uns gekommen sind, welche wir gerufen haben, uns die guten Worte von unserem Gotte und Schöpfer zu sagen. Du hast uns öfters Botschaft gesandt, daß wir ein gut Leben führen, und dem Guten nachfolgen sollen; das haben wir bisher nicht gethan; nun aber sind wir entschlossen, ein anderes Leben zu führen, und alle Sachen der Heiden, als ihre Feste, Tanzen und Saufen von uns zu

*) Auf dieser Reise erfuhren Zeisberger und die Seinigen eine merkwürdige Lebensrettung. In Wajomick hatte ihnen ihr Wirth in der Nähe eines Pulvermagazins ein Lager von Stroh und trockenem Gras bereitet. Einer von der Reisegesellschaft erbat sich ein Licht, um seine wunden Füße zu verbinden. Er schlief aber darüber ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben. Am nächsten Morgen zog Zeisberger das Licht aus seiner Tasche und sprach zu seinen Gefährten: „Hätten wir nicht in der verflossenen Nacht einen unsichtbaren Wächter bei uns gehabt, so würden wir Alle in die Luft geflogen sein, und Niemand hätte erfahren können, wie es zugegangen wäre. Ich schlief fest, denn ich war müde und im ersten Schlafe; auf einmal fühlte ich einen Stoß, als weckte mich Jemand mit Gewalt; ich fuhr auf, und siehe, das Licht war so tief herabgebrannt, daß es eben das Stroh erreichen wollte. Nur ein Augenblick war noch übrig, um uns vom Verderben zu erretten. Ich konnte von da an nicht mehr schlafen, denn es überlief mich ein Schauder nach dem anderen. Dank sei unserem Herrn für diese außerordentliche Bewahrung!" —

schaffen, und unsere Brüder, die zu uns gekommen sind, sollen uns im Worte Gottes unterrichten."

Zeisberger begann fröhlichen Muthes seine Missionsthätigkeit in Goschgoschünk. Es wurden tägliche Morgen- und Abendversammlungen gehalten, welche von den Heiden fleißig besucht wurden. Sie zeigten ein besonderes Wohlgefallen an dem Gesange christlicher Lieder, welche Zeisberger in's Delawarische übersetzt hatte. Lassen wir uns einmal von dem Missionar sein Auditorium beschreiben. „Es ist," sagt er, „ein auffallender Anblick, so viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delawaren sind mit einer feinen, weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knieen hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe, und ihr langes Haar ist mit einem Stück Tuch um den Scheitel umwunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zierrathen von bedeutendem Gewicht und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt." —

Um in ihrer Arbeit unbeschränkt zu sein, erbaueten sich die Missionare mit Hülfe der Indianer außerhalb des Dorfes ein eigenes Blockhaus. Um dasselbe herum lag ein Feld, das sie mit Welschkorn bepflanzten. Neben dem Brüderhause schlugen die gläubigen Indianer ihre Hütten auf. Die kleine Missionskolonie wurde der Sammelplatz aller derer, welche ihre Lust an Gottes Worte hatten.

Eine geraume Zeit blieben die Heidenboten in ihrer Thätigkeit ungestört. Sie zeugten lebendig und kräftig von ihrem Heilande, und der Herr bekannte sich zu dem Zeugnisse mit seinem Segen. Aber plötzlich erhob sich eine heftige

Feindschaft wider das Evangelium und seine Boten. Es schien, als ob ein Heer der Hölle sich erhoben hätte. Den Anlaß zu dieser Feindschaft gaben mehrere Heiden, die im Besitze eines geheimen Giftes den Menschenmord zu ihrem Gewerbe machten, und nun die Entdeckung ihrer Schandthaten fürchteten. Besonders aufgebracht zeigten sich die indianischen Weiber. Laut und öffentlich klagten sie, daß, seitdem Zeisberger predige und die Indianer ihre väterliche Religion verlassen wollten, der Segen der Götter von Goschgoschünk gewichen sei: das Welschkorn erfriere auf den Feldern oder werde von den Würmern zerfressen; das Wild fliehe aus den Wäldern; Kastanien und Heidelbeeren gediehen nicht mehr. Die heidnischen Zauberer thaten das Ihrige, die Feindschaft gegen die Brüder zu nähren. Sie brachten feierlich ihre Opfer, um die über die Anwesenheit der weißen Lehrer erzürnten Götter zu versöhnen. Andere Heiden streuten aus, das Streben der Fremdlinge gehe darauf hinaus, die Indianer über das große Wasser zu führen und zu Sklaven zu machen. Der Senekahäuptling in Zoneschio zeigte große Unzufriedenheit über die Aufnahme der Brüder in Goschgoschünk; bald, meinte er, würden sich mehr weiße Leute einfinden, um das Land der Indianer in Besitz zu nehmen. Allen Stämmen ließ er durch seine Boten folgende Warnung bringen: „Meine Vettern! Ich sehe, es ist ein Mann im schwarzen Rock, das ist, ein Prediger, zu euch gekommen, der wird euch verführen, und wo ihr auf ihn hört, euch abwendig machen von eurer Vorfahren Sitten und Gebräuchen. Ich warne euch, hört ihn nicht an, sondern schafft ihn von euch: wo nicht, so kann es geschehen, daß ihr ihn einmal auf der Straße todt findet.“ Ein entfernter heidnischer Lehrer schickte dem Häuptlinge Allmewi, einem Freunde der Missionare, einen Belt mit der Drohung, daß künftigen Sommer die Sonne gerade über seinem Haupte stehen und alles

Welschkorn verbrennen werde. Wangomen, bis dahin den Brüdern freundlich, machte jetzt mit den Widersachern gemeinsame Sache. Er lief von Haus zu Haus und verbot den Indianern die Versammlungen. Man darf sich nicht wundern, wenn sich viele der Heiden durch die Drohungen der Feinde abschrecken ließen. Selbst solche, die anfangs die Brüder mit Freuden begrüßt hatten, wandten ihnen den Rücken. Bei weitem die Mehrzahl in Goschgoschünk stand wider die Missionare. Offen sprach man davon, daß die weißen Leute erschlagen werden müßten. Zwei Indianer verbanden sich im Geheimen, Zeisberger zu ermorden. —

Die Lage der Brüder war in der That äußerst schwierig. Es war ihnen nach ihrem eigenen Ausdrucke, als ob sie sich in einer schweren und drückenden Luft befänden. Doch verloren sie den Muth nicht *). Sie dachten nicht daran, Goschgoschünk um dieser Feindschaft willen zu verlassen. Nach wie vor setzten sie die Versammlungen fort. Zwar waren sie nicht so zahlreich, wie früher, besucht, aber die Wenigen, welche sich einfanden, nahmen es Ernst mit ihrer Seele Heil. Sie trieb nicht die Neugierde, sondern ein inneres Verlangen nach dem Worte Gottes. Die Spottnamen, welche ihnen ihre heidnischen Volksgenossen beilegten, verachteten sie. —

Die Verhältnisse in Goschgoschünk ließen es den Brüdern jedoch wünschenswerth erscheinen, die Stadt zu verlassen und

---

*) Zeisberger war mit den Seinigen jedoch auf seiner Hut. Er nahm in seine Wohnung mehrere gläubige Indianer auf, um bei einem etwaigen Ueberfalle den Wilden kräftig widerstehen zu können. Als der Winter heranrückte, wurde noch ein kleines Winterhaus errichtet, in welchem die Versammlungen gehalten werden konnten. Seine Leute entfernten sich nie ohne Waffen von Hause; Nachts wurden Wachen ausgestellt, denn man war keinen Augenblick vor den Streitäxten der feindlichen Heiden sicher. Es kam jedoch nie zum Blutvergießen.

mit den Gläubigen an einen Ort zu ziehen, wo sie ungestört ihrem Gotte dienen konnten. Auch die dem Evangelio treu gebliebenen Indianer, — es waren sechs Familien und drei Wittwen, — erkannten die Nothwendigkeit, sich von ihren feindlichen Volksgenossen trennen zu müssen. Um den Senekahäuptling für ihre Sache zu gewinnen, reiseten Zeisberger und Sensemann im October nach Zoneschio. Zu gleicher Zeit sandte Allmewi zwei Deputirte dahin, mit dieser Botschaft: „Oheim! Ich lasse dich hierdurch wissen, daß ich das gute Wort Gottes, welches mir die Brüder, die du hier vor dir siehest, gebracht haben, gern und mit Freuden aufgenommen habe. Dieses köstliche Wort Gottes höre ich gern alle Tage, denn es ist nicht genug, daß ich es nur ein-, zwei- oder etliche Male höre, sondern ich muß darin täglich unterrichtet werden. Goschgoschünk aber ist dazu kein schicklicher Platz für uns. Mein Bitten und Begehren ist also von dir, Oheim, daß du uns möchtest nehmen, und auf das Land an den Onenge oder Venango hinsetzen, welches bequem und gut, und auch groß genug ist, eine Stadt anzulegen, und die Plantagen nahe dabei zu haben, damit wir allein sein können, von den Wilden, den Ungläubigen, nicht beunruhigt werden, und auch alle diejenigen, welche in's Künftige gern von Gott hören und gläubig werden wollen, zu uns dahin ziehen können." — Eine ähnliche Botschaft ließ Allmewi dem Delawarenhäuptlinge Pakanke in Kaskaskung (Kaskaski) überbringen. Aber alle diese Bemühungen fruchteten nur wenig. Die Brüder wurden von dem Rathe in Zoneschio freundlich empfangen und angehört; da aber der Häuptling, von dessen Zustimmung Alles abhing, abwesend war, so mußten sie unverrichteter Sache nach Goschgoschünk zurückkehren. Hier ruheten indessen ihre Feinde nicht. Sie zeigten sich erbitterter denn je. Wangomen war rastlos thätig, die Indianer den Brüdern abwendig zu machen. Es wurde ein Götzenfest nach

dem anderen veranstaltet. Das Heidenthum erhob sich mit furchtbarer Macht. Offen und furchtlos verübte man vor den Augen der Missionare die schändlichsten Greuel. Allmewi's Verbote wurden nicht geachtet.

Die Brüder sahen sich durch den steigenden Haß der Heiden genöthigt, ihren lange gefaßten Entschluß, Goschgoschünk zu verlassen, auszuführen. Während sie mit den Vorbereitungen zum Auszuge beschäftigt waren und sich die nöthigen Boote erbaueten, traf die Antwort des Senekahäuptlings in Zoneschio auf Allmewi's Bitte ein. Sie lautete nicht günstig. Es ward darin den Brüdern geheißen, Goschgoschünk ohne Zustimmung des großen Rathes zu Onondago nicht zu verlassen; den Indianern war der fernere Besuch der weißen Lehrer und die Annahme des Evangeliums untersagt. Zeisberger ließ sich durch diese Botschaft nicht abschrecken. Er und Allmewi erklärten entschieden, daß sie, wenn ihnen die Gegend am Venango nicht eingeräumt werde, mit ihren Indianern auf die andere Seite des Ohio, nach Lawunakhannek, drei Meilen unterhalb Goschgoschünk, ziehen würden. Und wie sie gesagt, so geschah es. Am 7. April 1769 verließen die Brüder mit den Indianern, darunter auch Allmewi, den Ort so vieler Leiden und fuhren mit ihren Booten den Fluß hinunter nach Lawunakhannek. Noch an demselben Abend kamen sie dort an. Mit Gebet weiheten sie die neue Wohnstätte ein.

Die kleine Gemeinde hatte anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die mitgebrachten Vorräthe an Lebensmitteln waren bald verzehrt, die Zeit der Ernte noch fern. In der ganzen Umgegend war kein Korn zu kaufen, und empfindlicher Mangel stellte sich ein. Von Goschgoschünk hatten die Ausgewanderten keine Hülfe zu erwarten, da die Erbitterung gegen sie noch fortdauerte. Eine Frau, welche mit Zeisberger nach Lawunakhannek gezogen war, wollte

von einem Indianer aus Goschgoschünk Welschkorn kaufen. Barsch wies der Heide sie ab, mit den höhnenden Worten: „Nach Lawunakhannek verkaufe ich keins, denn ihr sagt: Wer an Gott glaubt, der ist selig; ich aber, wenn ich Welschkorn genug habe, so bin ich vergnügt. Ihr mögt bei eurem Glauben bleiben, Gott anbeten und dabei Hunger leiden; ich will bei meiner Weise bleiben, das Welschkorn anbeten und mich damit sättigen.“ Zeisberger ließ sich durch die äußere Noth nicht in seiner Missionsthätigkeit hindern. Die beiden wackeren Gehülfen, Anton und Abraham, unterstützten ihn mit vielem Eifer. Der Letztere übernahm besonders die Pflege der erweckten Indianer. Ihm war daran gelegen, daß sie sich ganz dem Herrn zum Eigenthum ergeben möchten. Als er bemerkte, daß einige das Wort Gott wohl gern hören, aber doch nicht von ihren heidnischen Gewohnheiten lassen wollten, bezeugte er ihnen: „Es ist ein schweres und geplagtes Leben, wenn man kein ganzes Herz zum Heilande hat, sondern mit dem halben Herzen an ihn glauben und mit der anderen Hälfte der Welt nachhängen will: hingegen geht Alles sehr leicht, wenn man ein ganzes Herz zu ihm hat. — Seht, was die Brüder um euretwillen thun; sie könnten daheim in schönen Häusern wohnen, hier aber haben sie nicht einmal ein ordentliches Haus, sondern müssen in der Asche sitzen; sie könnten gut leben, gut Essen und Trinken haben, hier aber müssen sie verdorbenes Welschkorn genießen; das Alles thun sie, um euch Worte vom Heilande sagen zu können, und euch den Weg zur Seligkeit zu zeigen.“ — Der Herr bekannte sich mit seinem Segen zu der Arbeit seiner Diener. Von verschiedenen Orten kamen die Indianer herbei und ließen sich das Heil in Christo predigen. In Goschgoschünk fing man an, die Brüder mit ganz anderen Augen, denn vorher, anzusehen. Die meisten Einwohner erklärten sich in einer Rathsversammlung für die Annahme des Evangeliums.

Die Widersprecher wurden nicht geachtet. An Zeisberger sandten die Häuptlinge eine Botschaft mit der Bitte: daß er Alles ihm angethane Unrecht vergessen und die Indianer in Goschgoschünk als seine Freunde ansehen möchte. Dem Seneka-Häuptling dagegen wurde als Antwort auf sein Verbot, die weißen Leute zu besuchen, folgende Erklärung zugefertigt: „Oheim! du hast uns Worte hierher gebracht, daß wir die Predigten der weißen Leute, die zu uns gekommen sind, nicht anhören noch ihnen glauben sollten. Wisse aber hiermit, daß alle unsere Freunde in Friedenshütten das Wort Gottes angenommen haben, und warum sollen wir nicht auch so thun? Wir wollen das Wort Gottes auch hören, und es hat ja Jedermann Freiheit, zu thun, wie er's für gut findet, zu hören oder nicht zu hören; wer nicht gerne hören will, der kann ja wegbleiben. Die Indianer sind freie Leute, und niemals Knechte oder Sklaven." — Diese Umwandlung war zunächst durch einen Delawaren-Häuptling Glickikan aus Kaskaskung hervorgerufen. Der Mann stand unter seinem Volke in hohem Ansehen. Er vereinigte in sich Alles, was vor den Augen der Indianer einen großen Mann macht. Ausgezeichnet durch kühnen Muth, gewaltig durch seine Rede, hatte er früher die römischen Missionare aus dem Indianergebiete verdrängt. Aehnliche Absichten hatte er mit Zeisberger und seinen Gehülfen. Er wollte ihn widerlegen und dadurch auf immer die Predigt des Evangeliums zu Schanden machen. Wohl gerüstet, mit zuversichtlicher Siegesgewißheit kam er nach Lawunakhannek. Mehrere Häuptlinge aus Goschgoschünk, welche sich die Freude an dem Triumphe ihres gefeierten Helden nicht versagen wollten, begleiteten ihn. Klüglich und vorsichtig, wie er meinte, entwarf Glickikan seinen Operationsplan. Er hörte mehrere Male die Predigten Zeisberger's, um, sobald er eine schwache Seite an der neuen Lehre entdeckt habe, seinen Kampf zu

beginnen. Aber was geschah? das Wort des Missionars ergreift gewaltig sein Herz. Er wird von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt. Eines Tages ist er mit den Goschgoschünker Freunden im Hause Anton's versammelt. Nachdem sie gegessen und getrunken, beginnt der Gehülfe den Heiden in kurzen Sätzen den Rathschluß Gottes zu unserer Seligkeit zu zeigen. Zwischen jedem Satze macht er eine Pause, um den Hörern Zeit zum Nachdenken zu lassen. „Meine Freunde", spricht er, „hört mir zu! Ich will euch etwas Großes sagen: Gott hat Himmel und Erde, und was darinnen ist, geschaffen, und da ist Nichts, was er nicht geschaffen hätte. — Er hat auch uns geschaffen; wer ist nun unter euch, der seinen Schöpfer kennt? Ich sage euch die Wahrheit, Niemand kennt unseren Schöpfer von Natur, denn wir sind von Gott abgefallen und durch die Sünde ganz verdorben und verfinsterte Menschen." — Der Gott, der alle Dinge und auch uns geschaffen hat, ist in die Welt gekommen und Mensch geworden, gerade so wie wir, hat aber keine Sünde in sich gehabt. Warum ist er doch vom Himmel in die Welt gekommen und Mensch geworden? Denkt ein wenig darüber! — Er ist darum Mensch geworden und hat unser Fleisch und Blut angenommen, damit er sein Blut für uns vergießen könnte zur Vergebung unserer Sünden, und damit er den Tod für uns am Kreuze leiden könnte, wodurch er uns das ewige Leben und die Seligkeit erworben und uns von der ewigen Verdammniß erlöst hat." — Als Anton sein Zeugniß vollendet hat, erhebt sich Glickikan und bezeugt den übrigen Indianern: „Alles, was wir gehört haben, ist gewisse Wahrheit." Der stolze Heide war überwunden. Der das Evangelium des Herrn besiegen wollte, liegt vor ihm im Staube und betet an. Er wird ein fleißiger Hörer des Wortes. Voll Erstaunen sieht er eines Tages in einer Versammlung die Erfüllung

eines Traumes, den er früher gehabt. Ihm träumte, er habe an einem Orte in einem Saale viele Indianer gefunden, die kein geschnittenes Haar und keine Nasenringe hatten. In ihrer Mitte stand ein kleiner weißer Mann. Sobald man ihn erblickte, winkte man ihn hereinzukommen; der weiße Mann gab ihm ein Buch und sprach: lies. Er erwiderte: Ich kann nicht lesen. Darauf antwortete ihm jener: „Wenn du eine Weile bei uns bist, so wirst du es schon lernen." — Mit Zeisberger sprach er oft über das Wohl seiner Seele. Er wäre gern sogleich ein Jünger des Herrn geworden. Er konnte nicht begreifen, daß die Indianer, welche so lange bei den Brüdern gewohnt, noch mit dem völligen Lossagen von ihrer väterlichen Weise zögerten. „Was ist das", sagte er einmal zu ihnen, „ihr habt schon ein ganzes Jahr das Wort Gottes gehört, und noch Keiner von euch ist gläubig und getauft? Es muß euch kein rechter Ernst sein, zu glauben, denn so lange braucht man gewiß nicht, sich zu bekehren." — Nach seiner Zurückkunft in Kaskaskung berichtet er seinen Leuten den Ausgang seines Kampfes gegen die Mission. Die Leute von Goschgoschünk aber wurden durch Glickikan's Niederlage so umgestimmt, daß sie sofort den bereits erwähnten Beschluß faßten. — Glickikan wird uns im Verlauf unserer Geschichte noch öfter als ein eifriger Beförderer der Mission begegnen. — Solcher Segen der Arbeit ließ unseren Zeisberger alles vorhergegangene Leid vergessen.

Die Dinge in Lawunakhannek gestalteten sich seitdem immer lieblicher. Am 1. September 1769 wurde der Grundstein zu einem Versammlungs- und Wohnhause der Brüder gelegt, die bis dahin in einer elenden Hütte gewohnt hatten. Noch ehe der Winter kam, wurde es bezogen und eingeweiht. Am 3. Dezember wurden die Erstlinge aus dieser Gegend, eine indianische Familie, Vater, Mutter und Kind getauft. Zeisberger nannte den Tag ein Fest ohne Gleichen. „An

unserem neuen Zufluchtsorte," schreibt er, „hatten wir die unaussprechliche Freude, mehrere Indianer als Erstlinge dieser Gegend zu taufen. Für unsere Herzen war dies ein Fest ohne Gleichen und von einem so mächtigen Gefühle der Gegenwart Gottes begleitet, daß wir für alle unsere Trübsal reichlich getröstet wurden." — Am nächsten Christfeste fand die Taufe des Häuptlings Allmewi statt. Er zählte bereits an 120 Jahre, als Zeisberger zuerst nach Goschgoschünk kam. Schon damals hatte der Greis mit Freuden die frohe Botschaft von einem Heilande begrüßt. Er wurde in der Zeit der Verfolgung die treueste Stütze des Missionars. Sein Herz fühlte je länger je mehr die Kraft des Wortes. Aber er hatte schwere Kämpfe durchzumachen, ehe ihm die Sonne der Gerechtigkeit aufging, doch hielt er aus in der Kraft des Herrn, der ihm noch im hohen Alter so nahe getreten war. Trotz aller Feindschaft seines Volksstammes, trotz des hartnäckigen Widerspruches seiner Frau und seiner nächsten Verwandten war er entschlossen, ein Jünger des Herrn zu werden. Als die Brüder Goschgoschünk verlassen mußten, zog er mit ihnen. Wie ein Kind ließ er sich in die Versammlungen führen. „Brüder," sagte er einmal, „ich kann es nicht länger ausstehen, ich muß euch mein Herz ausschütten. Ich habe schon drei Tage und Nächte weder geschlafen noch gegessen; mein Herz ist wie geschwollen in meinem Leibe, und ich habe keine Ruhe Tag noch Nacht; ich bin ein verlorener Mensch, das sehe und fühle ich, und wenn mir's nicht bald leichter um mein Herz wird, so bin ich des Todes, denn so kann ich es nicht lange aushalten; ich bin nicht allein an meiner Seele, sondern auch an meinem Leibe recht krank." Wiederholt bat er um die heilige Taufe. Zeisberger ertheilte sie ihm am Weihnachtsfeste 1769. Er erhielt den Namen Salomo. „Es ist mir," sagte der Alte später, „nicht allein in meinem Herzen recht

wohl, sondern auch mein Leib ist nun ganz gesund; kurz, es ist mir so, als ob ich ein anderer Mensch wäre. Das hätte ich nicht gedacht, daß mir's so wohl werden würde."—

Nachdem in den ersten Monaten des Jahres 1770 mehrere Indianer getauft waren, so richtete Zeisberger besondere Versammlungen der jungen Christen ein; sie bedurften noch beständiger sorgsamer Pflege, um sie vor den Rückfällen in heidnische Sünden zu bewahren. Die Zusammenkünfte trugen viel zum Wachsthum der Gläubigen bei. Sie wurden wackere Zeugen des Evangeliums unter ihrem Volke. Sie scheueten sich nicht, nach Goschgoschünk zu ziehen und dort von den Wundern der Gnade, welche der Herr an ihnen gethan, zu erzählen.

Der stille Gang in Lawunakhannek wurde unerwartet durch neue Feindseligkeiten der Indianerstämme unterbrochen. Die Seneka's hatten mehrere Cherokesen ermordet. Dafür hackten diese zwei Gefangenen aus jenem Stamme die Finger ab und schickten sie mit folgender Botschaft nach Hause: „Wir haben mit euch und ihr mit uns einen ewigen Frieden gemacht; aber kaum ist der Friede geschlossen, so habt ihr denselben schon wieder gebrochen; ihr habt uns hoch und theuer versprochen, an der Kette der Freundschaft fest zu halten, aber ihr thut es nicht. Weil ihr denn nun eure Hände nicht anlegen und über dem Frieden halten wollt, so wollen wir euch dieselben abhacken; hier habt ihr ein Muster und Exempel vor euch." Das war das Signal zu neuen Kriegsunruhen. Sie brachten die Missionsstationen in große Gefahren. Doch der Herr hatte über sie seine Augen offen. Er hatte ihnen einen Zufluchtsort ersehen, an dem sie ihm ruhig dienen konnten. Als Glickikan von dem Ausbruche der Unruhen gehört hatte, richtete er an Zeisberger wiederholt die Bitte, sich mit seiner Gemeinde zu Kaskaskung am großen Bieberflusse niederzulassen.

Der Missionar ging darauf ein, zu Glickikan's großer Freude. In Lawunakhannek waren jetzt alle Hände geschäftig, die Vorkehrungen zur Reise zu treffen. Der 17. April 1770 war der Tag des Auszuges. Auf 16 kleinen Booten ging es zuerst den Ohio herab bis zur Mündung des in denselben fallenden Bieberflusses. Solche Last hatten die Wogen des Stromes nie getragen. Durch das Dickicht der denselben beschattenden Wälder drangen die Klänge der glaubensvollen Lieder der evangelischen Kirche, welche Zeisberger für seine Indianer übersetzt hatte. Die vielen Wasserfälle des Bieberflusses machten die letzten Tage der Reise sehr mühevoll. Mehrere Male mußten die Boote ausgeladen und die Sachen zu Lande fortgeschafft werden. Es war für unsere Wanderer eine rechte Wohlthat, daß ihnen Glickikan mit seinen Pferden entgegenkam.

Am 3. Mai erreichte man eine zur Niederlassung geeignete Gegend. Sie bot Alles, was man wünschte. Das zum Anbau geeignete Land konnte an 100 Familien ernähren. Zeisberger meldete sofort dem obersten Häuptlinge in Kaskaskung, Pakanke, seine Ankunft. Unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten wurden die Fremdlinge willkommen geheißen. Sie begannen darauf ihre erste Arbeit. Das Land wurde bepflanzt, die Hütten aufgeschlagen. Zum Versammlungslokal wurde eine große Hütte bestimmt. Der neue Wohnort wurde Languntoutenünk, das heißt, Friedensstadt, genannt. Glickikan wollte es sich nicht nehmen lassen, in der Mitte der kleinen Gemeinde zu wohnen. Trotz des Widerspruches seiner heidnischen Volksgenossen, trotz der Vorstellungen des Missionars, daß er Amt und Ehre auf's Spiel setze, bat er so dringend um die Aufnahme, daß man ihn nicht zurückweisen konnte. Tiefen Eindruck machte auf ihn die Taufe der Frau des alten Salomo, welche am 12. Juni statt fand. Die Missionare hatten nicht lange

nachher die Freude, den Glickikan taufen zu können. Er wurde Isaak genannt. Die anfängliche Freundlichkeit der Heiden gegen die christlichen Indianer verwandelte sich bald in Haß. Glickikan's Aufenthalt in Friedensstadt erregte vielen Mißmuth. So angesehen er vorher unter seinem Volke gewesen, so verachtet wurde er jetzt. Man nannte ihn einen Zauberer; er war seines Lebens nicht sicher. Pakanke, welcher in Glickikan seinen treuesten Rathgeber verloren hatte, sprach offen seine Unzufriedenheit über seine Freundschaft mit den Christen aus. „Und du," redete er Glickikan einmal in einer öffentlichen Versammlung erzürnt an, „bist sogar aus unserem Rathe zu ihnen gegangen! du denkst wohl noch eine weiße Haut zu kriegen? Dein einer Fuß wird nicht einmal weiß werden, geschweige dein ganzer Leib. Warst du nicht ein braver und geehrter Mann, da du neben mir im Rathe saßest, wenn wir ein Blanket aufgebreitet und einen Haufen Belte of Wampom vor uns liegen hatten? Das Alles verachtest du jetzt, und denkst, etwas Besseres gefunden zu haben; aber du wirst dich betrogen finden zu seiner Zeit." Glickikan aber erwiederte ruhig und kurz: „Ja, ich bin zu ihnen gegangen, und wo sie bleiben, da werde ich auch bleiben; wo sie hingehen, da werde ich auch hingehen." Zwar ließ Pakanke auf die Vorstellungen des englischen Obersten Croghan die gläubigen Indianer in seinem Gebiete ungestört wohnen, aber seine feindselige Gesinnung war doch dem Fortgange der Mission große Hinderniß. Viele von seinen Leuten, die früher gern nach Friedensstadt gekommen waren, wagten jetzt um seinetwillen nicht, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Das Evangelium war also für sie so gut, wie gar nicht, da. Die Brüder wären nach menschlichen Berechnungen in immer mißlichere Lage gerathen, hätte nicht eine ausgebrochene verheerende Seuche die Heiden auf andere Gedanken gebracht. Am Heftigsten wüthete die Krankheit in dem Delawaren-

dorfe Gekelemukpechünk. Der Rath berieth, wie man ihrem Umsichgreifen wehren sollte. Einstimmig war man der Meinung, das beste Heilmittel sei die Annahme des Evangeliums. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, daß die weißen Lehrer im ganzen Lande frei und ungehindert predigen und als Glieder des Indianerstammes angesehen und behandelt werden sollten. Den Gläubigen wuchs der Muth. Sie begannen nun den Bau von Blockhäusern, da ihre leichten Hütten wenig Schutz gegen Nässe und Kälte gewährten. Noch vor dem Winter konnten die neuen Wohnungen bezogen werden. — In der Missionskolonie zeigten sich manche gesegnete Wirkungen des Evangeliums. Seit dem October wirkten mit Zeisberger der Missionar Jungmann und seine Frau in Friedensstadt, und die wackeren Zeugen ließen es an treuer Arbeit nicht fehlen. Allgemein waren die Heiden von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Lehre der Brüder die Wahrheit sei. Das Zeugniß, welches einmal ein ungetaufter Indianer darüber ablegte, steht nicht vereinzelt da. „Wer nur," sagte er, „ein wenig nachdenkt, der kann klar und deutlich sehen, daß die Brüder die rechte Lehre haben; und wenn man es auch mit dem Verstande nicht recht fassen und begreifen kann, so fühlt man doch Etwas im Herzen, wenn man das Wort hört." Die Bewohner von Kaskaskung kamen häufig zum Besuche nach Friedensstadt. Selbst der Häuptling Pakanke hielt sich mehrere Tage dort auf. Als er heimkehrte, gab er seinen Kindern den Rath, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben an Jesum Christum zu lernen. —

Zeisberger rüstete sich, nachdem die Dinge in Friedensstadt einen geordneten Stand gewonnen, zu neuer Thätigkeit in anderen Gebieten des Indianerlandes. Bahnbrechen, vorangehen ist sein Beruf; er hat ihn erfüllt, wie selten ein Missionar. Er kennt keine Ruhe, so lange es

für ihn noch Etwas zu thun gibt. Sein Sinn steht nach immer herrlicheren Siegen des Evangeliums.

Im Jahre 1771 lernte er den angesehenen Fürsten (Unami) der Delawaren, Netawatwis, kennen, unter dessen Herrschaft die Gebiete an den Ufern des Muskingumflusses standen. Schon bei seinem ersten Zusammentreffen war er von dem Heiden zu einem Besuche unter seinem Volke eingeladen. Zeisberger hatte diese Einladung nicht vergessen. Er hatte versprochen, zu kommen, und er hielt Wort. Im Frühjahr 1772 trat er in Begleitung einiger Indianerbrüder die Reise an. Netawatwis nahm ihn gastfreundlich in seine Wohnung auf; er suchte ihn sogar zu bereden, sich dauernd in dieser Gegend niederzulassen. Zeisberger war mit solchen Gedanken an den Muskingum gekommen, zumal da Friedensstadt für die Zukunft Ruhe und Frieden nicht zu erwarten hatte. Nicht weit von dem Muskingumflusse fand der Missionar eine liebliche Gegend. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens, der Ueberfluß an Wild in den nahen Wäldern, die günstige Lage inmitten des heidnischen Indianerstammes machten sie für die Anlegung einer Missionsstation besonders geeignet. Zeisberger nahm von ihr unter Zustimmung der Heiden Besitz und begab sich wieder nach Friedensstadt. Nach kurzer Zeit kehrte er mit fünf Indianerfamilien, aus 28 Personen bestehend, an den Muskingum zurück, um den ersten Anbau des abgetretenen Landes zu bewirken. Am 4. Mai, dem Tage nach seiner Ankunft, wurden die Plantagen abgesteckt, und alle Hände waren geschäftig, die Welschkornfelder zu bestellen. Der neue Ort erhielt den Namen Schönbrunn. —

Zeisberger vergaß über den vielen Geschäften, welche ihm die Anlegung einer neuen Station machten, nie den Beruf des Missionars. Wohin er kommt, da ertönt alsbald die Predigt von dem Heilande der Welt. So geschah

es auch in Schönbrunn. Aus dem nahen Gekelemukpechünk und anderen Dörfern fanden sich seine Zuhörer ein. Einigen von ihnen gefiel das Wort so gut, daß sie baten, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Isaak Glickikan, welcher mit seinem Lehrer gezogen war, unterstützte dessen Missionsarbeit auf das Treulichste. Ein Heide fragte ihn einmal: „Du bist doch auch ein Kapitain gewesen, ehe du gläubig warest, und bist es noch; das kannst du nicht leugnen: wie reimt sich aber ein Kapitain mit einem Gläubigen?" — Isaak gab ihm die offene Antwort: „Ja, vor diesem war ich ein Kapitain, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Kapitain soll nie unterliegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfter fest vorgenommen hatte, nicht mehr zu saufen, so konnte ich es doch nicht lassen, und mußte des Satans Sklave sein. Aber nun bin ich erst ein rechter Kapitain, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwinden, wie ehedem, denn alle Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein Bischen Gefallen mehr daran, weil ich etwas Besseres gefunden habe, welches ich dir auch wünsche. — Noch in demselben Jahre (1772), entstand nicht weit von Schönbrunn ein zweiter Gemeinort, Gnadenhütten genannt, der vornämlich durch die Indianer vom Susquehannahflusse bevölkert wurde. — Wir müssen, um die Geschichte seiner Gründung kennen zu lernen, einige Jahre zurückgehen.

Wir verließen die christliche Indianergemeinde am Susquehannahflusse, als sie in Friedenshütten einen erwünschten Zufluchtsort gefunden hatte. Der Missionar Schmick stand ihr nach Zeisberger's Abreise an den Ohio vor. Wurde sie auch oft von feindlichen Wilden bedroht, so blieb ihr Entwicklungsgang doch im Allgemeinen ungestört. Es gestaltete sich ein geordnetes bürgerliches und kirchliches Leben;

durch Fleiß und rechtschaffenen Wandel erwarben sich die Bekehrten Achtung im Lande. Ein Häuptling am Ohio hatte manche böswillige Erzählungen über sie gehört. Er kam selbst, um die Leute in Friedenshütten kennen zu lernen. Er fand sie anders, als sie ihm beschrieben waren. „Ich habe gehört," sagte er, „daß, wenn ein fremder Indianer zu euch kommt, ihr ihn nicht viel ansieht und hochmüthige Leute seid; nun sehe ich aber, daß es Lügen sind, und so glaube ich auch das übrige Schlechte nicht, das man mir von euch und diesem Orte erzählt hat." — Die Arbeit an den einzelnen Seelen war gesegnet. Mancher Heide, welcher zum Besuche nach Friedenshütten gekommen war, erwachte aus seinem Sündenschlafe. Welche erquickende Erfahrungen waren das den Brüdern! Leute, die bisher in allen Lastern des Heidenthums gelebt hatten, die alle Tage auf Raub und Mord ausgegangen waren, fühlten ihr Sündenelend und sehnten sich nach Erlösung. Rührend sind die Bekenntnisse über die Zustände ihres Herzens. Sie schämten sich nicht, offen darüber zu sprechen. Als Schmick einmal einen weinenden Heiden nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, antwortete dieser: „Ach, ich möchte gern leben; nach dem Heilande und seinem Blute verlangt mein sündiges Herz. Du weißt, ich habe es schon manchmal verlangt und es dir auch gesagt, aber heute habe ich in allen Versammlungen ein solches Verlangen nach dem Heilande gefühlt, daß ich vor Unruhe meines Herzens nicht weiß, was ich machen soll. Mein Herz ruft immer: Herr, erbarme dich meiner! gedenke auch an mich großen Sünder, vergieb mir doch alle meine Sünden und wasche mich mit deinem Blute; nimm mein böses Herz, meinen Leib und Seele, und mache mich selig!" — Ein anderer Indianer war von dem Gefühle seiner Sündhaftigkeit so durchdrungen, daß er zwei Nächte in Thränen durchwachte. „Soll ich nicht weinen," bekannte er

dem Missionar, „wenn ich den Heiland und sein Blut nicht im Herzen habe und fühle? Ohne das bin ich ja ein verlorener Mensch, und ich möchte doch gern selig werden, an den Heiland glauben und ihn lieb haben. Ich habe gedacht: Was muß mich doch daran hindern? ist es meine Frau oder sonst was anders? Mein Herz hat mir darauf geantwortet: die Frau ist es nicht; wenn du keine hättest, würdest du daran denken, eine zu haben; es ist was anders, es ist das Herz selbst.“ — Ein dritter Heide bezeugte mit großer Bewegung: „Es ist schon ein Jahr, daß ich gesagt habe, ich wollte mein Herz ganz dem Heilande geben; ich habe es aber nicht gethan, sondern den Heiland und die Brüder betrogen, und in allen Sünden gelebt, und bin doch immer unruhig dabei gewesen; ich sehe mich nun voller Sünden; wo ich mich betrachte, da ist Sünde, ja ich glaube, bis in die Nägel an meinen Fingern ist Sünde; und wenn sich der Heiland nicht über mich erbarmt und mir hilft, so bleibe ich verloren, ich kann mir nicht helfen.“ —

Auch die Arbeit der Brüder unter den Kindern, für welche im Jahre 1770 neue und geräumige Schulhäuser gebauet wurden, war gesegnet. Es war eine Lust, aus dem Munde der Unmündigen das Lob des Herrn in Psalmen und lieblichen Liedern singen zu hören.

Zwölf Stunden oberhalb Friedenshütten lag am Susquehannahflusse das Indianerdorf Tschechschequannink. (Scheschequon.) Seine Bewohner waren die fleißigsten Besucher der christlichen Gemeinde. Sie nahmen den empfangenen Segen in ihre Heimath mit und wurden den Ihrigen die ersten Prediger des Evangeliums. Es entstand eine große Erweckung. Allgemein wünschte man, ein Lehrer möge sich bleibend dort niederlassen. Da sowohl der Häuptling der Cajuger, als auch der große Rath zu Onondago bereitwillig seine Zustimmung gegeben, so wurde der Bruder Rothe

als Missionar nach Tschechschequannink abgeordnet. (4. Febr. 1769.) Am folgenden Tage hielt er seine erste Predigt, die von nun an täglich ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde. Ja, den Indianern waren zwei Versammlungen täglich nicht zu viel. Auf ihren Wunsch war Rothe bereit, sie zu halten. Die Heiden fanden sich zahlreich ein. Sie waren unter der Predigt oft so bewegt, daß sie sich der Thränen nicht erwehren konnten. „Ich bin wohl getauft," sagte ein Weißer, welcher einer Versammlung beigewohnt hatte, „und heiße ein Christ, aber so weich bin ich nicht in meinem Herzen." — Selbst die Heiden wunderten sich, daß sie so wunderbar umgewandelt waren. „Ich habe," bekannte einmal ein Indianer dem Bruder Rothe, „früher gedacht, wenn ich einen Mann weinen sah, ist das auch wohl ein Mann? Ich werde nicht weinen, wenn man mir auch das Fleisch von den Knochen ablösen sollte; ich bin ein rechter Mann. Siehe, so ein hartes Herz habe ich gehabt. Daß ich jetzt weine, kommt von Gott; der hat mein hartes Herz erweicht." — Das Evangelium schien hier Vielen ein Geruch des Lebens zum Leben werden zu wollen. Allein, wie überall, so blieb auch hier die Feindschaft nicht aus. Mehrere Heiden wiesen geradezu das Wort von sich, indem sie sagten: „Wir können nicht so leben, wie wir hören, daß die Brüder leben, und wenn wir so leben sollten, so hätte uns Gott auch unter solchen Leuten lassen geboren werden." — Die heidnischen Zauberer boten ihren ganzen Einfluß auf, die Indianer dem Missionar abwendig zu machen. Unter den Häuptlingen der Gegend brach ein Streit aus, in welchem einer von ihnen, James Davis, welcher sich dem Evangelio geneigt zeigte und im Mai als der Erstling von Tschechschequannink in Friedenshütten getauft wurde, viel zu leiden hatte. Nichts destoweniger ging das Werk Gottes in Segen fort. Nach James Davis wurden Mehrere

getauft,*) und also war der Grund zu der kleinen, bald lieblich aufblühenden Gemeinde gelegt. Die Neubekehrten legten vor aller Welt mit Nachdruck Zeugniß von der ihnen widerfahrenen Gnade ab. So sagte einmal Nathanael zu einem um sein Seelenheil bekümmerten Heiden: „Es ist sehr leicht, ein seliges Herz zu bekommen, wenn man nur allen sündlichen Dingen ganz absagen will, und das glaubt, was man vom Heilande hört; denn wenn man ihn bittet, so wird einem gegeben. Aber wir sind dem Bitten und Betteln gram, und darum bekommen wir auch Nichts. So bin ich ehedem auch gewesen. Da ich aber vielfältig von den Brüdern hörte, wie gut es ein erlöstes Herz haben kann, so fing ich an zu bitten und zu betteln, bis der Heiland es mir schenkte; und seit meiner Taufe deucht mich, daß ich immer seliger werde; ja, es ist mir manchmal so wohl, als könnte ich den Heiland sehen; so nahe ist er mir, und mein Herz wird so voll Freude, als ob es lachte.“ — Samuel sagte: „Ich bin dem Heilande sehr dankbar, daß er mich zu seinen Kindern gebracht hat. Ich sehe es immer mehr ein, wie gut er es mit mir gemeint hat und noch meint. Viele Worte, sowohl in Versen, als in der Bibel, die ich immer gehört, aber keine Erfahrung davon gehabt, sind jetzt meinem Herzen so süß, und ich freue mich, daß ich den Heiland immer besser kennen lerne. Wo ich gehe und stehe, kann ich nun auch mit ihm über mein armes Herz ausreden, und sehe mir ihn und seine Wunden gern immer an, denn ich erfahre, daß seine Marter und Tod Etwas hat, das die Sünde lähmt und auf die Seite schafft.“ Solche freimüthigen Zeugnisse der Getauften ermuthigten

---

*) Die Feier der Sacramente fand, da Rothe nicht ordinirt war, in Friedenshütten statt; Tschechschequannink ist nur als eine Filialgemeinde von dieser zu betrachten.

die Heiden, welche von der Kraft des göttlichen Wortes ergriffen waren, sich über den Zustand ihres Herzens offen auszusprechen. Und das war dem Missionar für die fernere Behandlung dieser Erweckten von großem Vortheil. Ich will einige solcher Bekenntnisse hierhersetzen; man möchte wünschen, daß recht viele ähnliche in der Christenheit abgelegt würden. „O, ich armer Mensch! ich habe Alles wohl verstanden, und glaube, daß es wahr ist," bezeugte ein Heide nach der Predigt, „aber mein Herz hat dabei gebebt und gezittert, denn ich sitze mitten in der Sünde oder in der Nacht, und ihr im Lichte." — Ein anderer sagte: „Ich habe jetzt zum ersten Male in meinem Herzen gesehen, daß der Hochmuth eine so schlechte Sache ist; vorher habe ich immer gedacht, ich wäre nicht hochmüthig, und jetzt sehe ich, daß ich ein recht sehr hochmüthiger Mensch bin, ja mein Hochmuth hat mich vom Heilande zurückgehalten, daß ich noch nicht recht gläubig an ihn bin." — Ein anderes Mal drückte sich derselbe aus: „Bruder, ich will dir doch sagen, wie es mir gestern und diese Nacht gewesen ist. Ich stieß mich gestern an einer Wurzel, daß ich zu Boden fiel, und als ich darüber ungeduldig wurde, war es, als wenn mich Jemand in meinem Herzen bestrafte mit den Worten: „Siehe dir einmal den Heiland an, wie geduldig er ist! Da steht er, dein Schöpfer, und sieht zu, wie die Kriegsknechte das Loch zu seinem Kreuze machen, läßt sich willig ausstrecken an dem Kreuzesstamm und seine Hände und Füße mit Nägeln durchschlagen." — Das war mir ein erstaunlicher Anblick, und ich konnte vor Erstaunen über seine Liebe und Barmherzigkeit die ganze Nacht nicht schlafen." —

Der große Rath in Onondago hatte im Jahre 1765 der Indianergemeinde die Gegend um Friedenshütten förmlich als ihr Eigenthum abgetreten. Aber er brach sein gegebenes Wort. Hinterlistiger Weise verkaufte er das

Ländergebiet am Susquehannahflusse mit allen darauf befindlichen Besitzungen der englischen Regierung von Pennsylvanien. Die Brüder erfuhren das erst nach dem Abschlusse des Handels, als ihnen die Häuptlinge zwei spanische Thaler als Entschädigung für so großen Verlust zusendeten. Diese Treulosigkeit der Irokesen erregte unter den Indianern in Friedenshütten großen Mißmuth. Zwar sagte der Gouverneur von Pennsylvanien der Gemeinde die fernere ungestörte Benutzung des eingenommenen Landes zu, so lange sie sich still und friedlich erweise, allein das Versprechen konnte die aufgeregten Gemüther nicht beruhigen. Die nachtheiligen Folgen des Verkaufs zeigten sich bald. Die Gläubigen waren den beständigen Neckereien der Weißen und Indianer preisgegeben. Die Rumhändler trieben ungestört ihr Gewerbe, der Gouverneur konnte den Bedrängten keinen Schutz gewähren. Es schien daher das Beste, daß die Gemeinde Friedenshütten räume und in anderer Gegend ihre Hütten baue. Schon früher waren von verschiedenen Indianerstämmen Einladungen an sie ergangen, sich unter ihnen niederzulassen. Besonders dringend war die des Delawarenfürsten Netawatwis im Frühjahr 1771. Allein die Gemeinde antwortete darauf: „Wir sind noch schwer aufzustehen; wenn wir uns werden leicht gemacht haben, so wollen wir es den Häuptlingen wissen lassen.“ Als im Mai 1771 die Visitatoren Gregor und Loretz Friedenshütten besuchten, wurde der Auszug der Gemeinde näher erwogen. Um den dringenden Einladungen wenigstens in etwa Genüge zu thun, ließen sich im Herbste etliche Familien in Friedensstadt nieder. In einer spätern Conferenz in Bethlehem, an welcher auch Zeisberger auf den Wunsch der Brüder Theil nahm, ward sodann der Beschluß gefaßt, die beiden Gemeinden Friedenshütten und Tschechschequannink in die Gegenden des Ohio zu verpflanzen. Im nächsten Frühjahr (1772) rüsteten

sich die Gläubigen zum Aufbruche. Die Irokesen thaten zwar durch Versprechungen und Warnungen ihr Möglichstes, die Gemeinde von ihrem Vornehmen abzubringen, allein vergebens. Und als Freunde schieden sie von einander. Am 11. Juni wurde die letzte Versammlung in Friedenshütten unter großer Bewegung gehalten. Ungern schieden die Indianer von dem Orte, in welchem sie sieben Jahre so glücklich gewesen waren. Doch ergaben sie sich in des Herrn Willen. Ihre Liebe zu ihm hätte sie zu noch größeren Opfern willig gemacht.

Die Reise war lang und beschwerlich. Mit den Gläubigen aus Tschechschequannink belief sich die Zahl der Auswanderer auf 241 Personen. Sie theilten sich in zwei Abtheilungen; die eine kleinere, geführt von Bruder Ettwein, wählte mit der nicht unbeträchtlichen Viehheerde und den Wagen, welche die Kranken und die Geräthschaften führten, den Weg zu Lande; die andere größere, geführt von Bruder Rothe, benutzte die Ströme. Beide Theile hatten unterwegs mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dem Einen machten die gefährlichen Wasserfälle des Susquehannahflusses, dem Anderen das undurchdringliche Dickicht der Wälder große Noth. Am 5. August trafen sie in Friedensstadt ein. Acht Wochen hatten sie unterwegs zugebracht; ihr Herz war voll Danks gegen den Herrn, dessen Wunderhülfen sie täglich erfahren hatten. Sobald die Missionare von dem Rathe in Gekelemukpechünk die Erlaubniß zur Anlegung einer zweiten Colonie am Muskingum erhalten hatten, verließ ein Theil der Indianer Friedensstadt, um zwei Meilen oberhalb Schönbrunn den Gemeinort Gnadenhütten zu gründen. Da die zurückgebliebenen Gläubigen in Friedensstadt großen Gefahren von den feindseligen Wilden, die sich in ihrer Nähe niedergelassen hatten, ausgesetzt waren, und der Häuptling Pakanke sie vor den beständigen Drohungen und mörderischen

Anfällen der Betrunkenen nicht zu schützen vermochte, so beschlossen sie, den Ort für immer zu verlassen und sich mit ihren Brüdern am Muskingumflusse zu verbinden. Am 13. April brachen sie in 22 Booten auf, nachdem sie vorher ihre Kirche bis auf den Grund niedergerissen hatten, damit sie nicht durch die heidnischen Opferfeste und Tänze entheiligt würde. So ward also in kurzer Zeit das Missionsgebiet ein ganz neues; aber diese Veränderung eröffnete der Predigt des Evangeliums Gegenden, welche bisher in tiefer Nacht des Heidenthums gelegen hatten. Die Missionare vertheilten die gläubigen Indianer so, daß in Schönbrunn vornämlich die Delawaren, in Gnadenhütten die Mahikander ihre Wohnungen erhielten. Die Neuangekommenen richteten sich mit Hülfe der ihnen vorausgezogenen ein; in kurzer Zeit war Alles in schöner Ordnung. Im Juli wurde den Brüdern Missionar Schmick als Gehülfe zugesandt, welcher, früher in Friedenshütten thätig, nach dem Auszuge der Gemeinde sich in Bethlehem niedergelassen hatte. Ehe Schmick ankam, hielten es die Brüder für nöthig, durch eine Gesandtschaft den Häuptlingen und dem Rathe zu Gekelemukpechünk den Zweck der Missionsthätigkeit darzulegen. Sechs Abgeordnete wurden dazu ausgewählt, Isaak Glickikan führte das Wort mit großem Geschick. Es riß die Heiden hin. Unter Anderem sagte er: „Wir haben uns in Ansehung unserer Lehre und unseres Lebens schon erklärt, daß wir dem heidnischen Wesen und allen sündlichen indianischen Gebräuchen und Gewohnheiten abgesagt, und damit Nichts zu thun haben, sondern ein Gott wohlgefälliges Leben führen wollen. Ihr habt uns aber darauf noch nicht geantwortet, da es nun doch bald ein Jahr ist; statt dessen habt ihr uns mit euren schlechten Sachen beschwert, die wir doch Alle von uns hinausgethan haben. Wir thun es euch also nochmals zu wissen, daß wir das süße und seligmachende Wort

Gottes angenommen haben, nicht nur mit dem Munde, sondern mit unserem ganzen Herzen. Das Wort, das uns Gott gesandt hat, haben wir mit uns hergebracht, und halten fest darüber, als über einen großen Schatz, den wir gefunden haben; — und dabei werden wir beharren bis an unser Ende. Wer nun unter den Indianern dasselbe gern hören und annehmen will, der komme zu uns, wir werden uns ein Vergnügen daraus machen, ihn darin zu unterrichten." Anfangs zeigten sich die Häuptlinge mit der Niederlassung noch eines Missionars in ihrem Gebiete wenig zufrieden. Der alte Netawatwis meinte, sie hätten an den jetzigen Lehrern genug. Doch gaben sie endlich ihre Zustimmung, und Schmick wurde darauf von etlichen Brüdern nach Gnadenhütten abgeholt. —

Wir gedenken hier zweier Missionsreisen, welche Zeisberger in das benachbarte Land der Schawano's unternahm. Dieser Stamm stand in dem Rufe größter Wildheit. Zeisberger ließ sich dadurch nicht von dem Versuche abschrecken, das Panier des Gekreuzigten unter diesen Wilden aufzupflanzen. Die erste Reise fällt in das Ende des Jahres 1772. In dem ersten Schawanodorfe fand er bei dem Sohne eines angesehenen Häuptlings freundliche Aufnahme. Als er demselben das Evangelium verkündigt hatte, erhielt er die ermuthigende Antwort: „Ich glaube gewiß, daß die Lehre der Brüder die rechte ist und den rechten Weg zur Seligkeit zeigt. Wir haben uns lange bemüht, den rechten Weg zum ewigen Leben zu finden; sehen aber, daß Alles, was wir unternehmen, und all unser Thun und Wirken vergebens ist; wir haben beinahe alle Hoffnung aufgegeben, weil wir nicht wissen, was wir noch mehr Gutes thun können." Begleitet von seinem freundlichen Wirthe begab sich Zeisberger nach der Hauptstadt der Schawano's und kehrte dort bei einem angesehenen heidnischen Lehrer ein. Der Missionar sagte ihm,

warum er gekommen; er habe den Indianern Worte des ewigen Lebens zu bringen. „Das ist uns lieb," erwiederte jener, „das wollen wir gern hören." — Alsbald sammelte sich in einem dazu aufgeräumten Hause eine große Menge Heiden um den Missionar, der ihnen mit fröhlichem Aufthun seines Mundes die Erlösung der Sünder durch den Glauben an Jesum Christum verkündigte. Mehrere Tage nach einander wurden die Predigten fortgesetzt, die durch die Zeugnisse der mitgekommenen christlichen Indianer bestätigt wurden. Still und aufmerksam hatte der heidnische Lehrer zugehört. Endlich konnte er es nicht mehr lassen, sich gegen Zeisberger auszusprechen. „Ich habe," sagte er, „die ganze Nacht nicht schlafen können, sondern nur immer über dasjenige gedacht und gesonnen, was ich gehört habe. Nun will ich dir mein Herz sagen. Ich glaube, es ist alles Wahrheit, was du predigst; seit einem Jahre ist es mir klar geworden, daß wir Alle zusammen sündige Menschen sind, und mit Allem, was wir thun, verloren gehen. Wir haben aber nicht gewußt, was wir noch thun und vornehmen sollten, um selig zu werden; ich habe daher meine Leute immer vertröstet, daß noch Jemand kommen und uns den rechten Weg zur Seligkeit zeigen würde, denn wir sind nicht auf dem rechten Wege; und noch den Tag vorher, ehe ihr ankamet, habe ich zu ihnen gesagt, daß sie nur noch ein klein wenig Geduld haben sollten, es würde gewiß bald Jemand kommen; und da ihr nun gekommen seid, so glaube ich, Gott hat euch zu uns gesandt, uns sein Wort kund zu thun." — Den heidnischen Häuptlingen ward das Evangelium so lieb, daß sie in ihrem Rathe die Annahme desselben beschlossen. Als Zeisberger sich zur Rückreise nach Schönbrunn anschickte, brachten sie durch jenen heidnischen Lehrer vor ihn folgende Bitte: „Bruder, wir freuen uns gar sehr, daß du zu uns gekommen bist, uns zu besuchen, und hast uns Gottes Wort

gebracht, das wir gern hören. Wir wollen dich jetzt wissen lassen, was wir gestern in unserm Rathe einmüthig beschlossen haben. Die Weibsleute waren zwar nicht zugegen, weil sie mit Einernten ihrer Felder jetzt viel zu thun haben, das hat aber Nichts zu sagen, denn was wir Männer ausmachen, darin sind sie eins mit uns. Wir sind also eins mit einander geworden, daß wir von diesem Tage an das Wort Gottes annehmen und auch darnach leben wollen. Dieses sagen wir nicht nur mit dem Munde, sondern aus unserem Herzen heraus. Unser Verlangen und Begehren ist daher, daß nicht nur gläubige Indianer, sondern auch weiße Brüder zu uns kommen, bei uns wohnen und uns unterrichten, wie wir selig werden können. Dieses unser Anliegen legen wir dir dar. Wir sind wohl schlechte Leute, aber verschmähe uns darum nicht, und versage uns unsere Bitte nicht. — Als Zeisberger den Schawano's sagte, daß, wenn sie einen christlichen Lehrer bei sich haben wollten, sie ihren heidnischen Wandel aufgeben müßten, erklärten sie sich dazu bereit; ja, sie erboten sich, einen Ort zu gründen, an welchem sich nur heilsbegierige Indianer niederlassen dürften. — Zeisberger, welcher durch diesen ersten Besuch ermuthigt war, begab sich im September 1773 zum zweiten Male in das Schawanoland. Die beiden Gehülfen Isaak Glickikan und Wilhelm begleiteten ihn. Der oberste Häuptling war anfangs gegen die Reisenden freundlich; er begrüßte sie mit den Worten: „Diesen Tag hat Gott werden lassen, der es so beschlossen, daß wir von Angesicht zu Angesicht sehen und sprechen sollen.“ Allein nicht lange nachher wechselte er sein Benehmen. Er erging sich in allerlei Schmähreden über die weißen Leute, wobei er durch seine Blicke deutlich zu verstehen gab, daß er die Missionare für nichts besser halte, denn die anderen Europäer.

Zeisberger setzte ihm darauf den Zweck seiner Reise

aus einandr und schloß mit den Worten: „Wenn du auch jetzt meinen Worten nicht glaubst, so wird dennoch die Zeit kommen, da ich und du und wir Alle vor Gott erscheinen, und Alles an den Tag kommen wird; da wird auch das offenbar werden, und du wirst es selbst bekennen, daß ich jetzt die Wahrheit geredet habe." — Der Häuptling blieb unbewegt, doch gestattete er dem Missionar den Besuch der Indianerdörfer mit dem Bemerken, er habe dort nichts Anderes zu erwarten, als daß man ihm das Gehirn einschlagen werde. Dadurch ließen sich die Reisenden jedoch nicht abschrecken. Zeisberger predigte an mehreren Orten mit großer Freudigkeit, fand aber, daß für jetzt an eine Mission unter den Schawano's nicht zu denken war.

Desto siegreicher ging das Evangelium an dem Muskingumflusse fort. Gleich nach Zeisberger's Rückkehr wurden in Schönbrunn und Gnadenhütten die neu erbaueten Gotteshäuser feierlich eingeweiht. Ein zwischen den benachbarten Indianerstämmen ausgebrochener Krieg, welcher anfangs den Gemeinden gefährlich zu werden drohete, wurde durch die umsichtige Entschlossenheit der englischen Regierung beigelegt. Die Verkündigung des Evangeliums wurde während desselben ununterbrochen fortgesetzt. Zahlreiche Fremde, auch die Kriegsleute, fanden sich zum Besuche ein, und empfingen die ersten christlichen Eindrücke. Die freundliche Aufnahme, welche sie in der Gemeinde fanden, setzte sie in Verwunderung und zerstreute manche Vorurtheile, die durch verläumderische Erzählungen sich gebildet hatten. „Ich habe es hier," bezeugte ein heidnischer Häuptling, „nicht so gefunden, wie ich drunten in unseren Dörfern gehört habe. Da haben sie mir gesagt, daß, wenn ein fremder Indianer herkommt, er sich im Busche Feuer machen muß, und kein Essen bekommt. Das sehe ich jetzt ganz anders an denen, die von uns herkommen; sie werden in Häuser aufgenommen und bekommen zu essen.

In Gekelemukpechünk sahen sie uns sauer an, aber hier haben uns alle Männer und Weiber, ja die Kinder freundlich gegrüßt." — Unter denen, welche zur heiligen Taufe vorbereitet wurden, waren Mehrere, welche ein aufrichtiges Verlangen nach der Gemeinschaft mit dem Heilande hatten. „Hier bin ich armer Sünder," sagte einer von ihnen, „der ich schon viele Jahre unter Gottes Volke gewohnt, und noch kein Leben im Herzen habe. O, wie schäme ich mich, wenn ich daran denke, mit welcher Geduld der Heiland mich die Zeit her getragen hat. Nun aber kann ich nicht länger so todt einhergehen; ich möchte gern ein neues Leben im Herzen haben, wozu mir die Abwaschung meiner Sünden in Jesu Blute nöthig ist." — Einem Heiden aus Gekelemukpechünk, welcher sich in Schönbrunn niedergelassen hatte, wurden deswegen bittere Vorwürfe gemacht. Er äußerte sich darüber so: „Es wissen alle Indianer, wie gottlos ich gelebt habe; es war meines Gleichen in Gekelemukpechünk nicht mehr zu finden, so daß mein Großvater Netawatwis und alle meine Freunde mir oft sagten, ich sollte mich fortpacken und nicht mehr vor ihr Angesicht kommen. Jetzt aber, da meine Freunde und die anderen Indianer sehen, daß ich hier bin und gläubig werden will, so verdrießt sie das noch viel mehr, als mein voriges gottloses Leben." — Der Häuptling Echpalawehund bekannte dem Missionar Schmick: „Gestern kam der Heiland meinem Herzen nahe, und es fiel mir mit vieler Wehmuth auf: schon so viele Jahre hast du ihn mit deinen Sünden betrübt. Ich sagte dann zum Heilande: Erbarme dich über mich! Du siehest und kennest doch meine Armuth. Schenke mir Gnade und vergib mir meine Sünden. Wasche mich rein; ich will mich dir gerne ganz ergeben! Darauf dachte ich: Zu des Heilands Füßen will ich mich werfen, und da liegen bleiben, bis er sich meiner erbarmet, und wenn ich auch da sterben sollte." — In Gnadenhütten hatte ein

fremder Mahikander an der gottesdienstlichen Feier Theil genommen. Er war über den zahlreichen Besuch erstaunt und fragte eine christliche Indianerin, ob alle Anwesenden die Liebe Gottes, von welcher gepredigt worden, auch gefühlt hätten. „Das kann ich dir nicht sagen," antwortete diese, „ob es Alle so im Herzen fühlen, wer aber an den Heiland glaubt und ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tische schönes Essen stünde, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die Anderen aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden und seine Liebe nicht vergessen." — Darauf erwiederte der Mahikander: „Dieses Gleichniß ist wahr. Ich will dir dabei doch auch Etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich kaum erwarten, es zu sehen, und als ich es sahe, dachte ich: das Kind hat doch Gott geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich Nichts befriedigen konnte; und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von meinem Verstande gekommen. Da riethen mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zum Kinde blieb noch. Ich ging wieder in den Busch. Da sah ich die Vögel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch Niemand als Gott geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und sagte: Du, o Gott, der du Alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo du bist, ich habe aber gehöret, daß du im Himmel wohnest; du

hast mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg. Das ist geschehen, und da konnte ich mein Kind vergessen. Dabei denke ich nun: Vielleicht ist es auch so bei denen, die Gott lieb gewinnen, daß sie ihn nicht vergessen können und keine Ruhe in anderen Sachen haben, wie mir bei dem Kinde war, das ich so lieb hatte." —

Wir widmen hier noch dem Nationalgehülfen Anton, den wir bereits als einen wackeren Zeugen haben kennen gelernt, einige Worte der Erinnerung. Er entschlief im J. 1773; im sieben und siebenzigsten Jahre seines Alters. Sein Tod schlug den Brüdern tiefe Wunden. Seit dem Jahre 1750 war er getauft und diente der Mission besonders durch seine Uebersetzungsgabe auf's Treueste. Zeisberger nahm ihn oft als Begleiter auf seinen Reisen mit. Anton legte mit Kraft vor den heidnischen Landsleuten Zeugnisse von dem Herrn ab. E rachtete keine Gefahr und Verfolgung, er wäre bereit gewesen, für den Heiland sein Leben zu lassen. So zeigte er sich in Goschgoschünk, wo er Zeisberger's treuer Gehülfe war. Die Indianer hatten ihn lieb; manchem war er ein Führer zum ewigen Leben geworden. Wenige Tage vor seinem Ende sprach er zu ihnen: „Brüder, ich werde nun zum Heilande gehen, und da will ich euch bitten, verleugnet doch ja nicht den Glauben. Reißt nicht ein, was der Heiland unter euch aufgebaut hat, sondern haltet darüber. Gehorchet eueren Lehrern und thut, was sie euch sagen. Macht es ihnen nicht schwer, und laßt euch von Niemanden irre machen. Denkt auch nicht, wenn ich nicht mehr unter euch sein werde, daß die Sache des Heilandes darunter leiden werde. Er wird sein Werk unter euch fortführen, wie er bis dahin gethan hat, und sich auch solche Brüder ausrüsten, die er dazu gebrauchen kann." —

In dem Fortgange ihrer Arbeit blieben die Missionare doch nicht unangefeindet. Mehrere Häuptlinge und der Rath

in dem benachbarten Gekelemukpechünk, die sich verschworen, „das Wort Gottes in Ewigkeit nicht anzunehmen," waren über die weißen Lehrer äußerst unzufrieden; man hörte sie davon sprechen, daß sie Gewalt gegen dieselben gebrauchen wollten. Was hätten die Brüder erfahren müssen, wenn sich nicht den feindseligen Anschlägen ein angesehener Heerführer der Delawaren, Weißaug, widersetzt hätte. Er hatte die Wahrheit des Evangeliums erkannt, liebgewonnen; seitdem sprach und handelte er zum Schutze der Gemeinden und ihrer Prediger. Offen bezeugte er den Heiden, daß sie ohne das Evangelium nie glücklich werden würden. Die Standhaftigkeit, mit welcher er trotz mancher Anfechtungen seiner Volksgenossen sich der Brüder annahm, bewirkte endlich, was er erstrebt hatte. Netawatwis, welcher ihm lange widerstanden, kam auf andere Gedanken, und wurde sein und der Brüder treuester Freund bis an sein Ende. Im Rathe der Delawaren ward sodann auf Weißaug's Betreiben folgender Beschluß gefaßt: „Von nun an bekennen wir uns dazu, daß wir das Wort Gottes annehmen wollen, und daß die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern im Indianerlande alle Freiheit haben und gleiche Rechte und Vortheile, wie andere Indianer, genießen sollen. Das Land soll ihnen offen stehen, und die gläubigen Indianer sollen ebenso viel Recht und Antheil an dem Lande haben, als die Ungläubigen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden will, der soll dazu Freiheit haben und ihm nicht gewehret werden. Hingegen sollen sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen." — Netawatwis war über diesen Beschluß voller Freuden. „Ich bin schon ein alter Mann," sagte er, „und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch habe thun können, damit es unsere Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der

Zeit gehen, wenn es Gott gefällt.“ An Pakanke in Kaskaskung schickte er folgende Botschaft: „Ich und du sind Beide schon alt, und wissen nicht, wie lange wir noch zu leben haben. So laß uns denn noch ein gutes Werk thun, ehe wir aus der Zeit gehen, und unseren Kindern und Nachkommen hinterlassen, daß wir das Wort Gottes angenommen haben. Laß dieses unseren letzten Willen und unser Testament sein.“ — Pakanke nahm das Wort zustimmend auf; er ließ es durch das ganze Land bekannt machen.

Der Herr führt die Gemeine
Im Segen aus und ein:
Sie freut sich, daß sie seine,
Und geht vom Gnadenscheine
Des Herrn geleitet ihren Weg,
Und was sie von ihm bittet,
Ist ohnedem sein Zweck.

Man sieht im Geist die Mengen,
Die er zur Beute kriegt;
Und fliegt durch Meeres Längen,
Als wär' man eingewiegt,
Zu'n Heiden in die neue Welt;
Da sagt man den Gefangenen
Von unserm Lösegeld.

Kommt immer ärmer wieder
Und durst'ger als zuvor:
So ruft man neue Glieder
Aus unserm Streiterchor.
Der Fürste über Gottes Heer
Geb', daß sich sein Gesinde
Zu seinem Dienst vermehr'.

Sechstes Kapitel.

Die Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges.

> Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Aber in dem Allen überwinden wir weit, um deß willen, der uns geliebet hat.
> Röm. 8, 35. 37.

Im Jahre 1774 brach zwischen den Engländern und den nordamerikanischen Colonisten jener langwierige Krieg aus, welcher mit der Unabhängigkeit der Letztern von ihrem Mutterlande endigte. Suchten die Missionare und die mit ihnen verbundenen Indianer sich auch von allen Feindseligkeiten fern zu halten und einen neutralen Standpunkt zu behaupten, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie unter dem Drucke damaliger Verhältnisse gar manches zu leiden hatten. Wir müssen es zu Ehren der Brüdermission laut verkündigen, daß sie nie ihres Berufes vergessen hat, obgleich mehr als einmal versucht wurde, sie in die politischen Dinge des Landes zu verwickeln. — Im Auftrage eines am 4. September 1774 zu Philadelphia gehaltenen Congresses durchzogen amerikanische Commissäre das Land, um die Gemüther für ihre

Parthei zu gewinnen. Vornämlich hatte man es auf die Indianerstämme abgesehen, deren Benehmen für die Entscheidung des Kampfes von größtem Gewichte war. Auf einer Versammlung zu Pittsburg suchten die Amerikaner die Indianerhäuptlinge für sich zu gewinnen; sie wußten die Gerechtigkeit ihrer Sache so fein und klug darzustellen, daß sich ein Theil der Indianer auf die Seite der Freiheitsfreunde schlug *). Die Missionare und ihre Gemeinden dagegen

---

*) An der erwähnten Versammlung nahmen auch die Delawarenhäuptlinge Theil, in deren Gebieten die christlichen Gemeinden lagen. Nach ihrer Rückkehr erzählten sie von den Verhandlungen und von den an sie gehaltenen Reden. U. a. habe man zu ihnen also gesprochen: „Brüder, denket einmal, ein Vater hatte einen kleinen Sohn, welchen er, so lange er noch ein Kind war, zärtlich liebkosete. Als der Knabe allmählich heranwuchs, fing der Vater an darauf zu denken, wie er eine Hülfe von ihm haben möchte; er machte ihm daher einen Bündel zusammen, gab ihn dem Knaben auf den Rücken und hieß ihn denselben statt seiner tragen. Der Knabe nahm mit Freuden den Bündel auf die Schultern und zog mit seinem Vater fort. Als nun der Vater fand, daß der Knabe willig den Weg mit ihm fortging, und dieser allmählig erstarkte und zum Jünglinge heranwuchs, so machte er ihm den Bündel größer. So lange indeß der Jüngling denselben tragen konnte, so that er es ohne Murren. Endlich war der Jüngling ein Mann geworden, und während der Vater damit beschäftigt war, den Bündel für ihn zurecht zu machen, so schlich sich ein bösgesinnter Mann herbei, der dem Vater den Rath in die Ohren blies, den Bündel noch schwerer zu machen, weil der starke Mann noch immer im Stande sei, den Pack zu tragen. Der Vater gab jetzt lieber dem bösen Rathgeber als seinem eigenen Urtheil und den Gefühlen der Vaterliebe Gehör, befolgte den Rath des hartherzigen Mannes und machte eine schwere Last für die Schultern seines Sohnes zusammen. Der Sohn, der jetzt groß gewachsen war, hob die Last empor, die er tragen sollte, und wandte sich sodann an den Vater mit folgenden Worten: „Lieber Vater, diese Last ist zu schwer für meinen Rücken, mache sie doch ein wenig

erklärten nachdrücklich ihre Neutralität; geriethen aber dadurch in eine schwierige Lage, da ihr Betragen keiner Parthei recht war.

Indessen blieben sie während der ersten Kriegsjahre von den Unruhen unberührt. Ihre Arbeit in Schönbrunn und Gnadenhütten ging ungehindert und gesegnet fort. Die Brüder gewannen sogar die Freudigkeit, auf dringende Bitten der Indianer einen dritten Gemeindeort anzulegen.

Gegen Ende des Jahres 1775 sandten die Häuptlinge und der Rath der Delawaren eine Gesandtschaft nach Schönbrunn mit folgender Botschaft: „Brüder und Freunde, ihr habt uns gleich bei eurer Ankunft gemeldet, daß ihr gesonnen wäret, zwei bis drei Städte für die gläubigen Indianer anzulegen. Zwei stehen nun da, und wir sehen, daß sie bereits ziemlich stark besetzt sind. Da wir nun nach langem Ueberlegen einmüthig beschlossen haben, das Wort Gottes anzunehmen, so denken wir, es wäre Zeit, den dritten Ort anzulegen, damit unser Volk sehen könne, wo sie, so viel ihrer gläubig werden wollen, eine Stätte haben. Darum ersuchen

---

leichter; ich will thun, was ich kann, aber dieser Bündel ist mir zu schwer.“ Allein des Vaters Herz war schon hart geworden, und der Rathgeber, der zu seiner Seite stand, blies ihm auf's Neue in die Ohren: peitsche den Burschen, wenn er nicht gehorchen will und sich weigert, den Bündel zu tragen! Jetzt wandte sich der Vater mit rauhem Tone an den Sohn und sprach zu ihm: nimm den Pack auf den Rücken oder ich peitsche dich; und schon griff er nach einem Stock, um ihn zu schlagen. So? sprach der Sohn, geht man also mit mir um, weil ich nicht thue, was ich doch nicht thun kann! Gut, wenn Bitten Nichts mehr bei dem Vater ausrichten, und der Stock entscheiden soll, ob ich den schweren Pack tragen soll oder nicht, dann bleibt mir keine andere Wahl übrig, als mit meiner Faust dieser unbilligen Forderung mich zu widersetzen, und so wird's sich zeigen, wer von uns der stärkste ist.“ —

wir euch, daß ihr so bald als möglich dazu thut. Ihr sollt den Grund legen, das Wort Gottes dahin pflanzen, und die Einrichtung, die ihr am besten versteht, gleich anfänglich da machen. Diese Einrichtung soll nicht etwa nur für die Alten und Erwachsenen sein, sondern auch hauptsächlich für unsere Jugend und unsere Kinder, denn unser Sinn und Wille ist, daß etwas Ewigdauerndes werden soll, so lange als Indianer sein werden. Wir sähen es gern und wünschen es, daß unsere Kinder im Lesen der heiligen Schrift unterrichtet würden, damit es nie wieder vergessen werden könne. Unsere Augen sehen auf euch, denn wir sind nicht im Stande, das auszuführen." — Auf diese Bitte begab sich Zeisberger im Frühjahre 1776 mit einigen Indianern nach Goschgoschünk, um für die anzulegende Station eine günstige Stelle zu ermitteln. Er fand sie drei engl. Meilen unterhalb Goschgoschünk am östlichen Ufer des Muskingumflusses. Im April 1776 begannen acht Indianerfamilien aus Schönbrunn, geleitet von Zeisberger und Heckewälder, den Anbau des neuen Ortes. Sie gaben ihm den Namen Lichtenau. Mit Hülfe der Gläubigen aus Schönbrunn und Gnadenhütten entstand bald ein liebliches Dorf, in dessen Mitte sich die freundliche Kirche erhob. Auch Netawatwis unterstützte die ersten Arbeiten nach Kräften. Zahlreich fanden sich die Indianer aus der Nachbarschaft zu der Predigt des Evangeliums ein. Mehrere von ihnen ließen sich in der neuen Kolonie bleibend nieder. Der erste Heide, welcher hier die heilige Taufe empfing (28. Juli 1776), war Johannes, ein Enkel des Häuptlings Netawatwis. Der junge Christ unterstützte mit vielem Eifer das Wort der Lehrer durch seine frischen und lebendigen Zeugnisse von der ihm widerfahrenen Gnade. Er ließ sich durch die wider ihn entstandene Feindschaft nicht irre machen. Als ihm einmal ein Heide den Rath gab, er möge seine Erfahrungen für sich behalten und

nicht so viel davon reden, weil er sonst leicht sein Leben verlieren könne, antwortete Johannes: „So will ich desto getroster davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberei der Indianer noch fürchten, und darum unseren Mund zuhalten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie er sein Blut für Alle vergossen hat? Das sei ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heilande kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben, denn das ist Gottes Wille." — Seit der Taufe des Enkels ging mit Netawatwis eine merkliche Veränderung vor. Seinen Sohn ließ er nach Lichtenau ziehen; er selbst fing an, ernstlicher denn je seiner Seele Heil zu bedenken. Oft saß er mit Zeisberger zusammen und ließ sich von der Gnade Gottes in Christo erzählen. Er war ein Mann, der mehr dem Verstande, als seinen Gefühlen folgte; der Missionar suchte ihm daher in ruhiger Unterhaltung das Evangelium lieb und werth zu machen. Der Greis fehlte selten bei dem Gottesdienste in Lichtenau. Er erzählte einmal dem Missionar, daß er seit 13 Sonntagen die Predigt gehört habe, auf dem Rückwege habe er jedes Mal ein Zeichen in einen Baum eingeschnitten, damit diese Zeichen ihn und seine Leute auf ihren Jagdzügen an das Wort des Lebens erinnern sollten. Und weinend fügte er hinzu, daß er nun schon so oft das Evangelium gehört und doch noch nicht das Heil gefunden habe. — Im Jahre 1776 ließ sich in Lichtenau der Häuptling Assiningk nieder. Neunzehn Jahre zuvor hatte er auf einem Raubzuge ein weißes Mädchen entführt. Das geraubte Kind wurde von ihm sorgfältig erzogen. Als es erwachsen war, wurde es seine Gattin. Das Ehepaar lebte so glücklich, als es ohne den Glauben nur geschehen kann. Die Frau hatte längst ihre Heimath vergessen; aber während der ersten Früh-

stunde, welche sie besuchte, erwachten in ihr unter dem Gesange der christlichen Lieder die Erinnerungen an die Tage ihrer Jugend. „O wie froh bin ich," rief sie unter einem Thränenstrome aus, „daß ich einmal hier bin und in neunzehn Jahren wieder zum ersten Male das Wort Gottes gehört habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu kommen und bei euch zu wohnen, und nun hat mir Gott mein Verlangen gewährt. Ich bin auch diesen Morgen so fröhlich erwacht, als ich mich kaum zu besinnen weiß." — Die Freundschaft der angesehenen und einflußreichen Häuptlinge Netawatwis, Assiningk, Weißaug (Killbuck) u. A. eröffnete dem Zeisberger ein großes Feld für seine Thätigkeit. Ungehindert konnten er und seine Mitarbeiter im Delawaregebiete umherziehen und lehren. Der wackere Missionar hoffte, in dieser Gegend den Rest seiner Tage im Dienste seines Heilandes verzehren zu können. Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Die Unruhen des Krieges drangen in die Gegenden von Lichtenau, und die friedliche Ruhe der Gemeinde war dahin. Die Engländer sowohl, als auch die Amerikaner suchten die Indianer aus ihrer neutralen Stellung durch allerlei Vorstellungen zu drängen. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Irokesen, Wyandots und Schawano's hätten sich in den Krieg verwickeln lassen. Die Delawaren hatten bis jetzt allen Verlockungen widerstanden. Ihre Häuptlinge boten allen Einfluß auf, den Frieden zu erhalten. Man sah ihre Gesandten zu den Indianerstämmen ziehen, durch die sie vor der Theilnahme am Kriege warnten. Der Häuptling Weißaug ging selbst nach dem Huronflusse, um den dortigen Indianerhäuptling vom Blutvergießen abzumahnen. Allein alle Versuche waren vergebens. Immer verwickelter wurden die Verhältnisse, immer drohender die Gefahren. Da im entscheidenden Augenblicke traf die Missionare ein harter Schlag. Netawatwis, ihr mächtiger Freund, starb im

Jahre 1777. Sein Abschied aus dieser Zeit war beweglich. Den um sein Lager versammelten Feldobersten und Räthen legte er dringend an's Herz, dahin zu wirken, daß die Delawarendas Wort Gottes annehmen möchten, daß Christi Name nie unter dem Volke untergehen möge. Die bewegten Häuptlinge versprachen alle ihre Kräfte aufbieten zu wollen, den letzten Wunsch des Greises zu erfüllen. Dann wurde Zeisberger gerufen, der auf die Bitte des Sterbenden von der Liebe des Heilandes gegen die Sünder redete. Unter dem Gebete des Missionars entschlief der ehrwürdige Häuptling.

Schweigend umstanden die Indianer den geliebten Todten. Da trat Weißaug, mit der Bibel in der Hand, mit Thränen in den Augen, hervor und sprach zu ihnen also: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblaßten Unami vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unseren Jünglingen und unseren Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen, oder uns vom Feinde in das Gesicht schauen lassen. Wir wollen niederknieen vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und ihn bitten, daß er uns gnädig sein und uns seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß nicht verkündigen können, das wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn, unsern Gott, daß er es unseren Kindern und Kindskindern bekannt machen möge." — Am folgenden Tage erschien eine zahlreiche Tscherokesengesandtschaft, um ihr altes Bündniß mit den Delawaren zu erneuern. Vor dem großen Rathsfeuer drückte der Führer der Gesandtschaft seinen Schmerz über Netawatwis' Tod aus. „Ich hülle," sprach er, „seinen Leichnam in reine Leinwand ein, und decke sein Grab mit Eichenrinde zu." Dann trat er zu der Leiche, die im Rathssaale aufgestellt war, und legte, nachdem er sie mit reiner Leinwand

zugedeckt hatte, als Zeichen des Friedens einen in ein seidenes Tuch gehüllten Wampomgürtel auf das Haupt des Entschlafenen. Darauf sprach der Nachfolger des Netawatwis: „Wir danken euch für euren Antheil an unserem Kummer. Unsere ganze Nation weint um unsern Unami. Er war ein Fels, und wir ruheten in seinem Schatten. Wenn die Sonne untergegangen ist, begraben wir seine sterbliche Hülle, und decken sein Grab mit Baumrinde zu, damit weder der Thau des Himmels, noch der Regen auf dasselbige falle. Ist dies geschehen, so laßt uns mit einander handeln, wir wollen dann euere Seelen zufrieden stellen." — Ein ansehnliches Gefolge geleitete die irdische Hülle des Delawarenfürsten zu Grabe. In der Mitte der indianischen Krieger ging Zeisberger, in Delawarentracht gekleidet. Man sah es den Leidtragenden an, daß sie die Größe des Verlustes fühlten. Zeisberger weinte bitterlich. Bange Ahnungen erfüllten seine Seele.

Nur zu bald traf das Gefürchtete ein.

Der englische Gouverneur zu Detroit am Huronflusse bot Alles auf, die Indianer zur Theilnahme am Kriege wider die Amerikaner zu bewegen. Die nördlichen Stämme waren von ihm gewonnen; jetzt lag es ihm an, auch die westlichen, unter denen die Delawaren an Macht und Einfluß hervorragten, in seine Pläne zu ziehen. Standhaft widerstanden die Delawarenhäuptlinge. Der Gouverneur, so wie die kriegslustigen Indianer konnten sich eine solche Festigkeit nicht erklären; sie meinten, die Missionare hätten ihre Hand im Spiele. Ernstlich sprach man davon, daß ihrem Einflusse ein Ende gemacht werden sollte, daß sie gefangen nach Detroit geschleppt werden sollten.

Ein in der Gemeinde zu Schönbrunn ausgebrochener Zwiespalt mehrte der Brüder Leiden. Die Monseys, einer der drei Delawarenstämme, schlugen sich auf die Seite der

Aufrührer. Sie schlichen sich in die Indianergemeinden ein, um auch hier ihren Plänen Anhang zu verschaffen. Der Häuptling Newallike in Schönbrunn war der erste, welcher sich von den Brüdern lossagte. Weißaug stellte sich zwar seinem Beginnen entgegen und hielt ihm ernstlich sein unmännliches Benehmen vor, aber Newallike achtete der Mahnungen nicht. Die Brüder hatten den Schmerz, zu sehen, daß mehrere Gemeindeglieder ihnen abfielen und dem Newallike zufielen. Die Abtrünnigen gingen darauf aus, das Christenthum unter ihrem Volke auszurotten. Diese Absicht der Abgefallenen, so wie die Nachricht, daß die mit ihnen verbundenen Wilden Schönbrunn überfallen wollten, nöthigte die Missionare, den Ort mit den gläubigen Indianern zu verlassen. Am 19. April 1777 hielt Zeisberger die letzte Versammlung, die mit einer inbrünstigen Fürbitte für die verirrten Schafe schloß. Nachdem das Gotteshaus abgebrochen war, um es vor Entweihung durch die Heiden zu schützen, zog der größere Theil der schönbrunner Gemeinde nach Lichtenau; einige Wenige wandten sich nach Gnadenhütten.

Nicht lange nachher erschien eine Gesandtschaft vor dem großen Rathe der Delawaren, durch welche eine erneuerte Aufforderung zum Aufstande gegen die Amerikaner überbracht wurde. Die Häuptlinge antworteten, wie früher: sie könnten nicht zur Streitaxt greifen, da sie bei dem letzten Friedensschluß versprochen, nie gegen die weißen Leute zu kämpfen, so lange die Sonne scheinen und die Bäche fließen würden. Unzufrieden zog die Gesandtschaft ab; die Missionare fürchteten einen baldigen Ueberfall der Wilden. Heckewälder und Jungmann zogen mit ihren Frauen nach Bethlehem, Zeisberger und Edwards dagegen blieben auf ihren Posten; der eine in Lichtenau, der andere in Schönbrunn. Sie waren entschlossen, nicht zu weichen, selbst wenn es ihnen ihr Leben koste.

Ein Tag nach der Abreise der Brüder war eben vergangen, als in Lichtenau die erschreckende Kunde eintraf, der Halbkönig der Huronen ziehe mit 200 Kriegern heran. Die Gemeinde gerieth in die größte Aufregung. Doch war sie entschlossen, den Kriegern mit aller Freundlichkeit zu begegnen. Große Vorräthe an Fleisch und sonstige Nahrungsmittel wurden den Heranziehenden entgegengesandt. Der Halbkönig bezeugte darüber sein Wohlgefallen. Seine freundliche Stimmung benutzten die Nationalgehülfen und sandten an ihn und seine Hauptleute eine Deputation ab. Isaak Glickikan war der Sprecher. „Oheime," sagte er, „wir, euere Vettern, die gläubigen Indianer hier in Lichtenau und in Gnadenhütten, freuen uns, daß wir Gelegenheit haben, euch zu sehen und zu sprechen. Wir reinigen euere Augen von allem Staube, und was der Wind etwa hingeweht haben mag, damit ihr euere Vettern mit klaren Augen und heiterem Angesichte sehen könnt. Wir reinigen euere Ohren und euer Herz von allen schlechten Gerüchten, die ein böser Wind in euere Ohren, ja in euer Herz auf eurer Reise hieher mag gebracht haben, damit unsere Worte in euere Ohren Eingang und in euerem Herzen Platz finden mögen." Nachdem ein Wampomgürtel übereicht war, redete Isaak weiter: „Oheime, höret die Worte der gläubigen Indianer, eurer Vettern, hier in Lichtenau und in Gnadenhütten! Wir thun euch hiermit zu wissen, daß wir schon vor etlichen und 30 Jahren das Wort Gottes angenommen haben, und daher täglich, Morgens und Abends, unsere Versammlungen halten. Wisset also auch, daß wir unsere Lehrer bei uns haben, die uns und unsere Kinder im Worte und in der Lehre unterrichten. Aus Gottes Wort, welches uns unsere Lehrer verkündigen, lernen wir, Friede mit allen Menschen zu haben, und in Freundschaft mit Jedermann zu leben; denn so hat uns Gott befohlen zu thun, daher wir

ein Volk sind, das den Frieden liebt. Diese unsere Lehrer sind nicht allein unsere Freunde, sondern wir sehen sie an und lieben sie als unser eigen Fleisch und Blut. Da wir nun euere Vettern sind, so ist unsere Bitte und Begehren von euch, Oheime, daß ihr diese unsere Lehrer gleichfalls als eueren Leib und als euere Vettern ansehet. Wir sind Ein Leib mit ihnen, können also nicht von einander getrennt werden, und was ihr ihnen thut, das thut ihr uns, es sei Gutes oder Böses." — Nachdem der Huronenhäuptling über die zu gebende Antwort sich berathen, sprach er also: „Meine Vettern, es ist mir sehr lieb, und ich fühle mich wohl dabei, daß ihr meine Augen, Ohren und Herz gereinigt habt von allem Bösen, das der Wind auf dieser meiner Reise in mich hinein geweht hatte. Ich bin auf einer Reise, die nicht von gewöhnlicher Art ist; denn ich bin ein Kriegsmann und gehe in den Krieg, daher mich manches anwandelt, und viele bösen Gedanken in meinen Kopf, auch in mein Herz gehen. Ich freue mich aber, daß meine Augen nun helle sind, und daß ich meine Vettern mit klaren Augen ansehen kann. Ich freue mich, daß ich mit offenen Ohren meine Vettern anhören und ihre Worte zu Herzen nehmen kann." Darauf überreichte er einen Wampomgürtel und versicherte, daß ihren Lehrern kein Leid von ihm geschehen sollte. „Bleibt dabei," fügte er hinzu, „und laßt euch durch Nichts darin stören. Gehorchet eueren Lehrern, die euch Nichts, als Gutes, sagen, und von Gott unterrichten, und seid gar nicht bekümmert, daß ihnen einiges Leid geschehen werde; es soll ihnen Niemand Schaden thun. Haltet eueren Gottesdienst und bemenget euch nicht mit anderen Sachen. Ihr sehet zwar, daß wir jetzt in den Krieg gehen, seid aber ganz stille und ruhig dabei." — Einen solchen Ausgang hatte die Gemeinde nicht erwartet; wunderbar hatte der Herr alle Gefahr von ihr abgewendet. Noch an demselben Tage

kam der Halbkönig mit 82 Begleitern nach Lichtenau und versicherte die Missionare Zeisberger und Edwards seiner Freundschaft. „Wir freuen uns," sagte er, „unseren Vater gesehen und ihm die Hand gegeben zu haben. Von heute an wollen wir euch erkennen als unseren Vater, und ihr sollt uns ansehen als euere Kinder und euch darin durch Nichts irren und bedenklich machen lassen, sondern es soll so bleiben in Ewigkeit. Wir wollen auch allen Nationen bekannt machen, was heute hier geschehen ist, und sie werden sich ohne Zweifel darüber freuen." —

Wurde die Gemeinde in der folgenden Zeit auch oft durch falsche Gerüchte von beabsichtigten Ueberfällen erschreckt, so blieb doch ihr innerer Gang im Allgemeinen ungestört. Es fehlte den Missionaren nicht an erfreulichen Beweisen, daß ihre Zeugnisse trotz mancherlei Hemmnisse gesegnet waren. In Lichtenau hatte sich der Häuptling Wekapachtschiechen niedergelassen, welcher im Jahre 1777 getauft werden konnte. Er hatte sich durch alle Feindschaft seiner nächsten Verwandten nicht von der Gemeinschaft der Brüder abbringen lassen wollen. Zu Zeisberger sagte er einmal: „Es geht mir so nahe, wenn ich meine Kinder des Tages oder des Nachts auf dem Angesicht liegend weinen sehe, und ich kann ihnen nicht helfen, sondern muß vielmehr mit ihnen weinen. Ich habe daher gedacht, ich sei die Ursache, warum meine Kinder so trostlos sein müssen. Ich will also den Missionaren meine Kinder empfehlen und bitten, daß sie nicht um meinetwillen zurückgehalten werden. Ich werde mich sehr freuen, wenn meine Kinder mir vorangehen und vor mir getauft werden." In einer Rathsversammlung der Delawaren legte er dieses Zeugniß ab: „Lieben Brüder und Freunde, weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören, so lasset uns desto angelegentlicher zum Heilande beten, daß er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurch helfe, denn jetzt haben

wir es am allernöthigsten. Ich darf mich wohl noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bei diesem Volke Gottes leben und sterben will. Wo die Brüder bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mir's auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade schätzen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Wekapachtschiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bei der Brüdergemeinde geblieben ist." —

Das Jahr 1778 brachte schwere Stürme über die Gemeinorte.

Der Kriegsschauplatz rückte in ihre Nähe, wilde Schaaren durchstreiften die Umgegend.

Oft hatten die Gläubigen den Schmerz, durch die Straßen ihrer Dörfer die Schädel der Erschlagenen in grausigem Triumphe tragen zu sehen. —

Der englische Gouverneur in Detroit bot von Neuem alle Mittel auf, die Indianer wider die Amerikaner aufzuregen. Er drohte denen, die ihm nicht folgen würden, mit Landesverweisung. An die Missionare erließ er eine schriftliche Aufforderung zur Theilnahme am Kriege. „Da haben wir Brief und Siegel," rief Zeisberger beim Empfange derselben aus, „daß es auf die Zerstörung unserer Mission angetragen ist, und so oft ich daran denke, stehe ich eine Art Tod aus." Entrüstet warf er das Schreiben ins Feuer. Drei brittische Agenten durchzogen das Delawarenland. Um ihren Aufwiegelungsversuchen Erfolg zu geben, wurden die Missionare und die gläubigen Indianer in ein schlechtes Licht gestellt. Einer der Feldobersten, Pipe, Weißaug's neidischer Nebenbuhler, trat auf die Seite der Aufwiegler; ihm folgte eine große Zahl Heiden. Mit aller Kraft stellte

sich Weißaug den kriegerischen Unternehmungen entgegen. Er war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, als seines Volkes Elend zu sehen. „Wenn es euch ein wahrer Ernst ist," sprach er zu Pipe's Partei, „so gehet wenigstens nicht ohne mich. Wenn ihr entschlossen seid, dem Rathe von abenteuerlichen Betrügern lieber zu folgen, als meinem Worte, so erkläre ich euch, daß ich mit euch ziehen werde, aber nicht wie ein Bärenjäger, der seine Hunde an das Thier hetzt, und in vornehmer Entfernung zurückbleibt, nein, dann stelle ich mich an eure Spitze, und werde der Erste sein, der vor euren Augen dem Tode in die Arme fällt. Entscheidet nun, was ihr thun wollt. Ich bin fest entschlossen, meine Nation nicht zu überleben, und mein Leben müßte mir unerträglich sein, indem mir Nichts übrig bliebe, als den gänzlichen Untergang eines tapfern Volkes zu beweinen, das eines besseren Schicksals werth gewesen wäre." — Das Wort wirkte. Die Indianer erklärten, ihre endliche Entscheidung zehn Tage verschieben zu wollen. In dieser Zeit aber erfuhren sie, daß sie von jenen drei Agenten auf's Schnödeste belogen seien; vor ihrem Unwillen mußten diese eiligst das Land verlassen.

Damit war jedoch die Gefahr nicht abgewendet. Das Mißlingen ihrer Pläne erfüllte die Britten mit großem Hasse gegen die Missionare; sie schworen ihnen und ihren Gemeinden den Tod.

Mitten unter diesen Gefahren ging die Arbeit der Missionare in Segen fort; es liegt jedoch auf der Hand, daß sie vielfach gehemmt und unterbrochen ward. Im April 1778 wanderte die Gemeinde in Gnadenhütten, um drohenden Gefahren zu entgehen, nach Lichtenau aus. Aber auch hier mußten die Gläubigen auf der Hut sein. Besonders hatten es die Feinde auf Zeisberger abgesehen. Doch der wackere Knecht Gottes kannte keine Furcht. „Bin ich in Gefahr," sagte er, „so kann ich es nicht ändern, und überlasse es gänzlich

meinem lieben Herrn, dem ich diene, wie er meine Sache und mein Schicksal ordnet. Uebrigens bin ich gelassen und getrost, wiewohl ich mich nicht muthwilliger Weise in Gefahr setzen werde." — „Mein Schicksal ist in Gottes Hand," sagte er ein ander Mal, „wie oft hat schon Satanas versucht, mich zu fällen, aber er darf es nicht thun." — Wunderbar wurde der Verfolgte oft errettet. Einmal lauerten ihm bewaffnete Irokesen im Dickicht des Waldes auf. Schon schwangen sie ihre Streitäxte über seinen Kopf, als der Mordplan durch die unerwartete Dazwischenkunft zweier Delawarenjäger vereitelt wurde.

Es zeigte sich bald, daß Lichtenau für die drei vereinigten Indianergemeinden zu beschränkt war. Es wurde daher im Jahre 1779 beschlossen, Gnadenhütten und Schönbrunn wieder zu beziehen; in dem ersten Orte wirkte Edwards, in dem andern Zeisberger. Wegen der Feindseligkeiten der umwohnenden Heiden hielten die Missionare für gerathen, auch Lichtenau nach und nach zu räumen. Sie wählten zu einer neuen Niederlassung eine liebliche Gegend im Muskingumthale, etwa zwei Stunden unterhalb Gnadenhütten, aus. Im März 1780 brach die Gemeinde in Lichtenau auf. Die neue Station wurde Salem genannt. Die drei Gemeinden genossen seitdem eine Zeitlang der Ruhe. Der Geist Gottes arbeitete kräftig an den Seelen. Die Heiden, welche zum Besuche gekommen, fühlten sich oft mächtig von dem Worte Gottes ergriffen. Ich will hier doch einige Bekenntnisse hersetzen, die uns das treueste Bild der inneren Herzensstellung geben. Ein Getaufter klagte einmal, er habe den Heiland verloren. Als man ihn näher fragte, antwortete er: „Ich wollte einen unsträflichen Wandel führen, und hielt mich auf über einige, die in den Gemeingnaden schon weiter sind, als ich, daß sie sich bisweilen mit Dingen einlassen können, die sich nach meinen Gedanken für Kinder Gottes

nicht schicken. Ich dachte, so soll es nicht mit mir werden; was ich dem Heilande versprochen habe, will ich auch halten. Endlich fand ich Gefallen an mir selber, vergaß die Hülfe des Heilandes, und nun bin ich, wie ein verlassenes Kind." — Ein Neugetaufter sprach zu seinen heidnischen Freunden: „Ihr denkt vielleicht, daß Nichts an der großen Sache vom Heilande und seiner Versöhnung ist, und daß nur ebenso viel davon geredet wird. Ich habe früher auch so gedacht, und mein Gespötte damit gehabt. Nun kann ich euch aber aus Erfahrung sagen, daß es etwas zum Erstaunen Großes ist, und daß eine Gotteskraft über einen kommt, die das Herz zermalmt, wenn man hört, was der Heiland für uns gethan und gelitten, und wie viel es ihn gekostet hat, uns arme und verlorene Menschen aus der Gewalt des Satans zu erlösen." — Ein Indianer aus der Gegend des Mississippi erzählte in Salem von seinen vielfachen Reisen. „So bin ich," schloß er, „auf der Erde herumgefahren, bis ich alt, und wie du siehst, grau geworden bin. Ich habe mich dabei viel bemühet, etwas Gutes für meine Kinder und Nachkommen auszufinden und habe nirgends das Mindeste gefunden. Nun bei euch finde ich auf einmal, was ich so lange vergeblich gesucht habe; und die Ursache, warum ich so lange hier bleibe, ist, daß ich recht viel hören möge, damit, wenn ich wieder zu den Meinigen komme, ich ihnen etwas sagen könne." —

Aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Kaum war Zeisberger im Jahre 1781 von Bethlehem, wo er sich mit Susanna Lekron verheirathet hatte, zurückgekehrt, als die Brüder auf den Stationen durch erschreckende Gerüchte in große Besorgniß geriethen.*) Die Feinde der Mission

*) Im Jahre 1781 arbeiteten in Gnadenhütten Sensemann und Edwards, in Salem Heckewälder und Jung; in Schön-

beschuldigten die Indianergemeinde eines geheimen Bündnisses mit der amerikanischen Partei. Der englische Gouverneur wurde dadurch gegen die Gläubigen so eingenommen, daß er ihre gänzliche Vernichtung beschloß. Sein Agent wußte den großen Rath der Irokesen für seine Pläne zu gewinnen, doch waren diese zu redlich, um selbst das Zerstörungswerk zu vollbringen. Sie sandten an die Tschippewäs und Ottowäs die Botschaft: „Wir machen euch hiermit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen.“ — Als auch hier die Aufforderung zurückgewiesen war, so wandte man sich an den Halbkönig der Huronen. Der nahm den Antrag an, der Häuptling Pipe ward sein Helfer. Am 10. August 1781 rückte er mit einer großen Schaar gegen Salem an; ihn begleitete der brittische Agent, Elliot, ein Mann, der von dem bittersten Hasse gegen die Missionare erfüllt war. Durch erheuchelte Freundlichkeit suchten die Feinde ihre Absichten zu erreichen, doch konnte es der Fahnenträger Elliot's nicht lassen, den Missionar Heckewälder auf die nahe Gefahr aufmerksam zu machen. Dieser, nun von den Mordplänen der Eindringlinge unterrichtet, sandte sofort Nachricht an Zeisberger in Schönbrunn. „So scheint also,“ rief dieser aus, „der Satan sich eine wahre Freude daraus machen zu wollen, uns zu plagen und zu verfolgen! Kein Wunder, daß er grimmig ist, wenn er sieht, daß durch die Predigt des Evangeliums so viele seiner Unterthanen seiner Gewalt entrissen werden! Aber sein Brüllen soll uns nicht schrecken. Wir haben einen himmlischen Vater, ohne dessen Willen er uns nicht anrühren darf. Wir wollen fest auf den vertrauen, der uns schon so oft aus des Teufels

---

brunn stand neben Zeisberger, welcher die Oberaufsicht über die ganze Brüdermission führte, der Missionar Jungmann.

Stricken erlöset hat.“ — Am folgenden Tage zog die Wildenschaar von Salem nach Gnadenhütten, um hier mit den Gemeinden zu unterhandeln. Am 20. August berief der Halbkönig der Huronen die gläubigen Indianer und ihre Lehrer zu sich und eröffnete ihnen Folgendes: „Meine Vettern, ihr gläubigen Indianer in Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem! Ich bin sehr um euch bekümmert, weil ich sehe, ihr wohnt an einem sehr gefährlichen Orte. Zwei gewaltige, zornige und mächtige Götter stehen und sperren den Rachen weit gegen einander auf, und zwischen den Beiden sitzet ihr mitten inne, und seid in Gefahr, von einem oder dem andern oder auch wohl von Beiden aufgerieben und von ihren Zähnen zermalmt zu werden. Es ist daher für euch nicht rathsam, länger da zu bleiben. Bedenkt euer junges Volk, eure Weiber und Kinder, sie beim Leben zu erhalten, denn hier werdet ihr Alle umkommen. Darum nehme ich euch bei der Hand, hebe euch auf und setze euch dahin, wo ich wohne, oder doch nahe bei mir, wo ihr sicher sein und in Ruhe wohnen werdet. Seht eure Felder und eure Wirthschaft nicht an, sondern steht auf und kommt mit mir! Nehmt auch eure Lehrer mit, und haltet dort, wo ihr hinkommen werdet, euren Gottesdienst, wie ihr gewohnt seid. Lebensmittel werdet ihr dort auch schon finden, und unser Vater über dem See (der Gouverneur von Detroit) wird schon für euch sorgen. Das ist es, warum ich gekommen bin, es euch zu sagen.“ — Dies Ansinnen kam der Gemeinde unerwartet; einstimmig ward beschlossen, es zurückzuweisen. „Wir haben,“ lautete die Antwort, „eure Worte gehört; wir haben aber bisher noch keine so große Gefahr gesehen, daß wir nicht bleiben könnten. Wir haben Friede mit allen Menschen, und mit dem Kriege Nichts zu thun, wünschen und begehren auch Nichts, als daß man uns Ruhe und Frieden genießen lasse. Ihr seht selbst sehr wohl, daß wir nicht sogleich aufstehen und mit euch gehen können, denn wir sind schwer, und es gehört

Zeit dazu. Wir werden aber eure Worte bewahren und überlegen, und dir künftigen Winter, wenn wir unsere Felder werden eingeerntet haben, eine Antwort sagen; worauf du dich verlassen kannst." Der Halbkönig der Huronen war durch diese Antwort zufrieden gestellt, nicht so Elliot. Das Scheitern seines wohlangelegten Planes mehrte seinen Haß gegen die Brüder. Seinen listigen Vorstellungen gelang es, den Halbkönig auf's Neue aufzuregen. Man war entschlossen, die Indianergemeinden mit ihren Lehrern zu vertreiben, es koste, was es wolle.

Die Gläubigen verloren indessen das Vertrauen auf Gottes gnädige Hülfe nicht. Namentlich war es Zeisberger, welcher durch Beispiel und Zeugniß die Wankenden stärkte, die Geängsteten tröstete. In den Versammlungen sah man oft die Wilden seiner Rede aufmerksam zuhören. Einmal hielt er den Morgengottesdienst über die Loosung des Tages Jes. 54, 4: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser." Er sprach so eindringlich, daß die ganze Versammlung in Thränen ausbrach. „Lasset es uns," so schloß er, „nicht machen, wie es die Kinder Israel gemacht haben. Hat er uns nicht aus der heidnischen Finsterniß zum Licht geführt? Hat er uns nicht nach Leib und Seele viel Gutes gethan? Und unter wie manchen Stürmen haben wir nicht seinen allmächtigen Schutz erfahren dürfen? Wie sollten wir jetzt alles dies vergessen können? Wie oft haben wir nicht die gleichen Drohungen gehört, wenn wir nicht von dannen ziehen würden, und dennoch durfte uns kein Haar gekrümmt werden; und warum? weil wir unser Vertrauen auf den allmächtigen Gott gesetzt haben. Sind wir etwa jetzt schwächer im Glauben geworden? Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unserer spotten und sagen können: diese Leute geben

vor zu glauben, und glauben doch nicht. Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun, vielmehr für sie beten, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuflein anschließen." —

Am 3. September mußten Zeisberger, Sensemann und Heckewälder vor dem Halbkönige erscheinen; sie sollten unumwunden ihren Entschluß erklären, ihre Dörfer verlassen zu wollen. Als sie sich deß weigerten, wurden sie von etlichen Huronen ergriffen und unter groben Mißhandlungen in das Feldlager geschleppt. Aller ihrer Kleider beraubt, mit einigen alten Lumpen bedeckt, mußten sie die Nacht in zwei elenden Hütten zubringen. Ihr Gefängniß trugen die Brüder getrosten Muthes; aber die Ungewißheit über das Geschick ihrer Gemeinden verursachte ihnen große Qual. Sie sahen die Kriegesschaaren nach Salem und Schönbrunn zu Raub und Mord ausziehen, und bange Sorgen bemächtigten sich ihrer Seele.

Die Wilden hauseten in den Gemeinorten auf entsetzliche Weise. Von dem Eigenthum der Gläubigen schleppten sie weg, so viel sie konnten; das Uebrige wurde vernichtet. Der folgende Morgen sah die Kirche, die Schulhäuser, die Wohnungen in Aschenhaufen gelegt. Zeisberger's sämmtliche, mit großem Fleiße ausgearbeitete Manuscripte und Uebersetzungen wurden ein Raub der Flammen. Die Gattinnen und Kinder der Missionare wurden gefangen in's Lager geführt; den Brüdern blieb wenigstens der Trost, keinen von den Ihrigen verloren zu haben.

Die gläubigen Indianer an den Gemeinorten hatten mit Schmerz geschehen lassen müssen, was sie ohne

Blutvergießen nicht hätten hindern können. Jede Gegenwehr aber hätte ihren gefangenen Lehrern das Leben gekostet. —

Der unüberlegte Versuch einer jungen Indianerin, von Pittsburg aus Hülfe wider die Feinde zu erlangen, veranlaßte die Wilden zu einem Ueberfalle in Salem. Isaak Glickikan stand im Verdachte, daß jene Frau im Einverständnisse mit ihm gehandelt habe. Sofort brach eine Schaar Krieger nach Salem auf. Sie dringen wüthend in Glickikan's Wohnung ein. Der Verfolgte empfängt sie ruhig. „Freunde," redet er freundlich die Eindringenden an, „aus eueren Bewegungen schließe ich, daß ihr meinethalben gekommen seid. Ist dem also, warum zaudert ihr, eueren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glickikan im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber ich bin nicht mehr Glickikan! Ich bin Isaak geworden, und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für ihn bin ich bereit, Alles, was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern." Dann legt er freiwillig seine Hände auf den Rücken und läßt sich binden. Sobald er in das Lager gekommen war, erhoben die Heiden einen wilden Lärm. Längst schon war ihnen der gläubige Häuptling verhaßt gewesen; er wäre von ihren Beilen zerhackt worden, wenn nicht der Halbkönig der Huronen einer menschlichen Behandlung das Wort geredet hätte. Er wurde zu seinen Lehrern in's Gefängniß geführt. — Nicht lange nachher wurde auch der Missionar Jung aus Salem gefangen eingebracht. „Guten Abend, meine Brüder," rief er seinen Leidensgefährten zu, „unsere irdische Wallfahrt scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut, wenn sie uns um's

Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der Herr ist mit uns." —

Vier Tage lang schwebten die Gefangenen zwischen Tod und Leben. Die Heiden konnten sich nicht zur letzten Entscheidung über sie entschließen. Das aber sahen sie, daß die gläubigen Indianer ohne die Zustimmung ihrer Lehrer die Gemeinorte nicht verlassen würden. Sie gaben daher den dringenden Bitten der Nationalgehülfen nach und setzten die Gefangenen am 6. September 1781 wieder in Freiheit, nachdem sie das Versprechen erhalten, die Missionare würden mit den Gemeinden an den Sanduskyfluß ziehen.

In Salem sammelten die Brüder die Gläubigen aus Gnadenhütten und Schönbrunn, um sich mit ihnen zum Aufbruche zu rüsten. Zeisberger hatte die wehmüthige Freude, noch einmal an der gewohnten Stätte das Evangelium zu verkündigen, einen Heiden zu taufen und mit den Gläubigen das heilige Abendmahl zu feiern.

Am 11. Sept. traten die Vertriebenen mit unnennbarem Schmerze ihre Reise an. Einen großen Theil ihrer Habe und die Welschkornernte dieses Jahres mußten sie zurücklassen. Allein der äußere Verlust belief sich auf 12000 Thaler.

Wie ein Wild von den hinter und neben ihnen ziehenden Feinden gejagt, allen Mühen und Gefahren unwegsamer Wildniß preisgegeben, brachten die Verfolgten vier Wochen lang auf der schmerzlichen Wanderung zu. Manche von ihnen sanken unterwegs in's Grab. Am 11. October erreichten sie das südwestliche Ufer des Erieseees, wo ihnen von der englischen Regierung eine Stelle zur Niederlassung angewiesen war. Die Gegend war öde und wüste, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der verlassenen schönen Heimath erwachte in den Gläubigen. Da der Winter nahe war, so schlugen sie in Eile ihre Hütten auf. Im Gebet und in gottesdienstlichen Versammlungen, die am Abend nach der Tagesarbeit

unter freiem Himmel gehalten wurden, fanden die Verzagten Trost und Stärke. Ihr Glaube hielt sie in aller Kümmerniß aufrecht. — Eben waren die nothdürftigsten Einrichtungen vollendet, als an die Missionare die Aufforderung des Gouverneurs eintraf, mit den angesehensten Gemeindegliedern vor dem Gerichte zu Detroit zu erscheinen. Das war ein neuer Schlag. Die Brüder gehorchten. Zeisberger, Sensemann, Heckewälder und Edwards begaben sich am 25. Oktober mit vier Nationalgehülfen auf den Weg; Jungmann und Jung dagegen blieben bei der Gemeinde. Nach zehn Tagen erreichten sie Detroit, halb-erfroren und erstarrt, da ihre ärmliche Kleidung ihnen wenig Schutz gegen Wind und Kälte gegeben. Am 9. November wurden sie zum Verhör geladen; der Häuptling Pipe sollte ihr Ankläger sein. Er hatte sie früher bei dem Gouverneur beschuldigt, daß sie mit der amerikanischen Parthei in geheimem Briefwechsel ständen, jetzt sollte er öffentlich seine Anklagen wiederholen. Die Brüder hatten solch einem Ankläger gegen-über wenig Hoffnung, ein gerechtes Urtheil zu empfangen. Allein Pipe zeigte sich im Verhör anders, als sonst. Als er von dem Gouverneur aufgefordert ward, seine Beschuldigungen gegen die Missionare vorzubringen, gerieth er in nicht geringe Verlegenheit. Er sprach von ganz anderen Dingen, als von ihm erwartet ward, und auf die wiederholte Aufforderung, sich über die Missionare zu äußern, entgegnete er: „Vater, du hast uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es ist geschehen. Als wir sie nach Sandusky gebracht hatten, ließest du uns sagen, wir sollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie sind jetzt hier vor dir; du kannst selbst mit ihnen sprechen, wie du begehrt hast. Du wirst aber hoffentlich Gutes mit ihnen reden, und sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine

Freunde, und ich sehe nicht gern, daß hart mit ihnen verfahren wird." Diese Worte aber stellten den Gouverneur noch nicht zufrieden. Er forderte Pipe noch einmal auf, seine früheren Klagen wider die Missionare zu begründen. Der Häuptling wußte nicht, was er antworten sollte. Als er seine Räthe zum Sprechen aufforderte, schüttelten diese den Kopf und schwiegen. Endlich erklärte er offen die Unschuld der Lehrer.

So hatte das Verhör ein für die Missionare unerwartet günstiges Ende genommen. Der Gouverneur lud sie freundlich in sein Haus ein und ließ sie, da sie fast aller ihrer Kleider beraubt waren, mit neuer Kleidung aus dem königlichen Magazin versehen. Ein von ihm ausgestellter Paß enthielt die ausdrückliche Erklärung, daß die Missionare ungestört unter den christlichen Indianern leben und lehren könnten.

Am 22. November kehrten die Brüder wohlbehalten zu großer Freude der Gemeinde an den Sanduskyfluß zurück.

Ihre Feinde hielten sich eine Zeitlang ruhig, aber die christlichen Indianer hatten andere große Noth durchzumachen. Die Lebensmittel waren verzehrt; es war keine Hoffnung, daß vor dem nächsten Frühjahre dem bittern Mangel abgeholfen werde. Bisweilen gelang es, von den am Muskingum zurückgelassenen Kornvorräthen herbeizuholen, doch waren die Reisen dahin äußerst beschwerlich und gefährlich.

Wenige Monate hatten die Gläubigen des Friedens genossen, als sich von Neuem ein verheerender Sturm über sie erhob. Im Anfange des Jahres 1782 wurden dem englischen Gouverneur so viele gehässige Anklagen der Missionare vorgelegt, daß dieser sich zu einer zweiten Vernehmung derselben gezwungen sah. An der Spitze der Feinde stand der Halbkönig der Huronen, welcher es, aufgewiegelt von englischen Agenten, auf die gänzliche Zerstreuung der Gemeinde anlegte. Die Erreichung seiner Absichten war nur dann

möglich, wenn die Missionare aus der Gemeinde entfernt wurden. Er meinte daher, die weißen Lehrer seien durch ihre geheimen Verbindungen mit den Amerikanern für Land und Leute so gefährlich, daß, wenn man länger mit ihrer Vertreibung zögere, ein Ueberfall sämmtlicher Indianer zu erwarten sei. Am 11. März 1782 erhielt er den Befehl, die Missionare mit ihren Familien nach Detroit zu führen.

Unter den Gläubigen am Sandusky herrschte große Bekümmerniß. Die Missionare wären nach ihren eigenen Worten viel lieber in den Tod gegangen, als auf solche Weise von ihrer Gemeinde getrennt zu werden. Doch mußten sie der Gewalt weichen. Jedes Widerstreben würde ihnen nur die gröblichsten Mißhandlungen eingetragen haben. Die Indianer kamen nach einander zu ihnen, weinten und klagten über den Verlust ihrer Lehrer. „Ich sehe allen Verlust von Außen nicht an," sagte ein Gemeindeglied, „daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß mein Vieh darauf gegangen ist; alles das will ich gern tragen, und mich nicht darüber grämen; aber daß sie uns noch am Ende unserer Lehrer berauben und uns um unsere Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über Alles und thut mir im Herzen weh. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache, und ihr heidnisches Leben wieder annehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu Etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen, und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen."

Am 15. März 1782 nahmen die Missionare von der Gemeinde beweglichen Abschied. Zeisberger gab ihr die letzten väterlichen Ermahnungen zu treuem Ausharren und zur Beständigkeit. Dann warf er sich mit ihr auf die Kniee und legte die hirtenlose Heerde in heißem Gebete dem Heilande an's Herz.

Es war nicht der Schmerz der Trennung allein, welcher die Abziehenden tief beugte. Kurz vorher war bei ihnen die Nachricht von einem Ereignisse am Muskingum eingelaufen, das sie mehr als alles andere Leid mit Trauer erfüllte. Wie schon erwähnt, so zogen oft einzelne Häuflein der Gläubigen nach den verlassenen Gemeindeorten, um die dort zurückgebliebenen Kornvorräthe einzusammeln. Eine Rotte von nordamerikanischen Freiheitsmännern, welche es auf gänzliche Vernichtung der Indianer abgesehen hatten, verband sich, diese Häuflein zu überfallen und zu ermorden. Mehrere gläubige Indianer waren eben im Begriff, mit der eingesammelten Frucht an den Sanduskyfluß zurückzukehren, als sie die Nachricht von dem Herannahen der Amerikaner empfingen. Obgleich vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt, glaubten sie doch nichts fürchten zu dürfen, da sie bisher als friedliebende Leute unangefochten geblieben waren. Allein wie bald sollten sie enttäuscht werden! Die Amerikaner kamen ihnen anfangs mit großer Freundlichkeit entgegen, und versprachen ihnen jeglichen Schutz wider die Engländer. Die Indianer, nichts Böses ahnend, glaubten dem Wort; ja sie überlieferten, als ihnen der Vorschlag gemacht wurde, nach Pittsburg zu ziehen, harmlos die Waffen in die Hände der Betrüger. Bald warfen diese die Maske ab. Kaum wenige Schritte waren die Gläubigen mit ihnen gezogen, als sie von ihren vermeinten Freunden für Gefangene erklärt und gefesselt wurden. Jetzt hielten die Amerikaner einen Rath und beschlossen durch Stimmenmehrheit, alle Gefangenen zu ermorden. Die Unglücklichen vernahmen anfangs das Todesurtheil mit Schrecken, doch ergaben sie sich in Gottes Willen. Sie erklärten ihren Mördern, daß sie, obgleich unschuldig, willig den Tod leiden wollten. Die noch wenigen Stunden ihres Lebens benutzten sie zur Vorbereitung auf ihr Ende. Sie baten einander um Vergebung und sangen Loblieder dem

Herrn, den sie nun bald im Himmel preisen sollten. Abraham, welcher früher durch sein schwankendes Wesen vielen Anstoß gegeben hatte, bekannte jetzt Angesichts des Todes: „Lieben Brüder, allem Anschein nach werden wir Alle mit einander bald zum Heilande kommen, denn es ist wohl so über uns beschlossen. Ihr wißt, daß ich ein schlechter Mensch bin, den Heiland und die Brüder durch meinen Ungehorsam viel betrübt und nicht gewandelt habe, wie ich sollte. Ich will mich aber doch an den Heiland halten bis an mein Ende, und von ihm nicht lassen, ob ich gleich schlecht bin. Ich glaube auch, daß er mir alle meine Sünden vergeben und mich nicht verstoßen wird." — Ungeduldig harrten die Mörder auf den Augenblick, in welchem sie ihre blutige That beginnen könnten. Als die Indianer erklärten, sie seien jetzt zum Sterben bereit, trat einer hervor und schlug mit einem Hammer vierzehn der Unglücklichen den Schädel ein. Das war der Anfang des fürchterlichen Blutbades; 95 Personen beiderlei Geschlechts, darunter 62 Erwachsene und 34 Kinder, fielen am 8. März 1782 unter der Hand der Feinde. Fünf der trefflichsten Nationalgehülfen, auch Isaak Glickikan, lagen unter den Erschlagenen. Nur zwei Jünglinge entrannen auf wunderbare Weise. Aus ihren Berichten erfuhr die Gemeinde die Einzelnheiten der schaudervollen That. Härteres war ihr noch nicht widerfahren; ihr Schmerz war unbeschreiblich.

Kehren wir zu den Missionaren zurück. Sie erreichten mit ihren Familien am 14. April 1782 Detroit; der Gouverneur bewies sich ihnen freundlich und wies ihnen in den vor der Stadt errichteten Häusern ihre Wohnung an. Um sie vor fernerem Unglimpf zu bewahren, machte er ihnen den Vorschlag, entweder in Detroit zu bleiben oder nach Bethlehem zurückzukehren. Allein sie konnten sich zu keinem von beiden entschließen. Die bedenkliche Lage ihrer Gemeinde

forderte ihre Gegenwart. Eine Zeit lang nach ihrer Abreise hatten die Nationalgehülfen die Pflege der Gemeinde übernommen. Da nun aber der Halbkönig der Huronen seinen Wunsch, die Indianer zerstreut zu sehen, nicht erfüllt sah, so sann er auf andere Mittel. Er erließ an sie den gemessenen Befehl, die Gegend am Sandusky zu verlassen. Dem wehrlosen Häuflein blieb nichts Anderes übrig, als dem Willen des Heiden zu folgen. Einige zogen an den Sciotofluß, andere suchten anderswo ein Unterkommen. Die Gemeinde war aufgelöst. Nun aber hatten die Missionare in Detroit nicht länger Ruhe. Sie konnten das Werk so langer Arbeit nicht theilnahmlos untergehen lassen. Sie waren entschlossen, alle ihre Kräfte zur Wiedervereinigung der zerstreueten Gemeindeglieder aufzubieten. Mit Genehmigung des Gouverneurs und der Tschippewäs, welche die Gebiete am Huronflusse beherrschten, beabsichtigten sie einen neuen Gemeindeort zu gründen. Auf die Nachricht von dem Plane der Lehrer sammelten sich nach und nach mehrere Gemeindeglieder aus der Zerstreuung in Detroit. Gegen die Mitte des Juli hatten sich 28 gläubige Indianer eingefunden. Von dem englischen Gouverneur mit Baumaterialien auf's freundlichste versehen, zogen am 20. Juli 1782 Zeisberger, Jungmann, Edwards und Jung mit einem Theile ihrer Gemeindeglieder dem Huronflusse zu, wo sie alsbald die Anlegung einer neuen Kolonie begannen. Sie nannten dieselbe Gnadenhütten. (Neugnadenhütten.) Nachdem ihnen im August auch die übrigen in Detroit zurückgebliebenen Indianer gefolgt, und die nöthigen Wohnhäuser aufgerichtet waren, begannen die Brüder wieder ihre lange unterbrochene Missionsthätigkeit. Der im Jahre 1783 zwischen den Engländern und den nordamerikanischen Freistaaten geschlossene Friede förderte das christliche Missionswerk. Fanden sich die Gemeindeglieder auch langsam aus der Zerstreuung wieder ein, hatten

sie an ihrem neuen Wohnorte auch noch manche äußere Noth, namentlich während des sehr strengen Winters im Jahre 1784, durchzumachen, so hatten die Missionare doch jetzt die große Freude, ihr Werk vor dem nahen Untergange bewahrt zu sehen. Mit Eifer nahmen sie sich der Pflege der Indianer an, die nach der Zeit der Entbehrung das Wort Gottes mit Freuden hörten. Der Feind hatte die Indianergemeinde ausrotten wollen, durch des Herrn Gnade war sie auf's Neue gesammelt und entfaltete sich in Kurzem zu lieblicher Blüthe.

Der, den man durch den Kreuzestod
Gedachte auszurotten,
Den macht der große Lebensgott
Zum Leben aller Todten;
Er nimmt das aus freiwill'gem Trieb
Gelaß'ne Leben wieder;
Was thun wir dafür Ihm zu lieb? —
So denken seine Glieder.

Die Sach' ist des Gedankens werth:
Er starb vom Drang der Liebe;
Die Liebe hat Ihn so verzehrt,
Daß Ihm kein Blutstropf bliebe.
Die Liebe hat Ihn in die Gruft
Des Grabes hingestrecket;
Der Liebe sanfte Lebensluft
Hat Ihn vom Tod erwecket.

Er lebt, dies ist das Loosungswort
Der heiligen Gemeine;
Ach, ruhte sie nicht fort und fort
Auf diesem Felsensteine:
Sie hätte der ergrimmten Macht,
Den Höllenfinsternissen
Und der unsel'gen Todesnacht
Längst unterliegen müssen.

Er aber lebt, so lebt sie auch,
Und bleibet an Ihm hangen,
Und wird von seinem Lebenshauch
Durchwehet und durchgangen.
So wahr Er an dem Kreuz geschlacht't,
Und wahrlich nicht vergebens:
So wahr schenkt Er uns auch die Macht
Des auferweckten Lebens.

Siebentes Kapitel.

D. Zeisberger's letzte Lebensjahre und Tod.

Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.
2. Cor. 5, 1.

Der alternde Zeisberger lebte in dem neuen Gnadenhütten wieder auf. Allein der kühne Streiter sollte auch hier mit seiner Gemeinde die ersehnte Ruhe nicht finden. Nur wenige Jahre blieben die Indianer ungestört.

Die Tschippewäs nämlich, welche früher die Erlaubniß zur Niederlassung gegeben hatten, stießen sich an der neuen Lebensweise, welche durch die gläubigen Indianer in das Land ihrer Väter eingeführt ward. Sie sahen mit großer Sorge der schnellen Vergrößerung des Gemeindeortes zu. Um dieser entgegen zu wirken, erließen ihre Häuptlinge an die Missionare den Befehl, daß ferner keine neuen Wohnungen in Gnadenhütten erbauet werden sollten. Durch den steten Zuzug der zerstreueten Indianer wurde der Raum allzu beengt, und die Brüder sahen sich, da von den Tschippewäs die

Erlaubniß zu einer Erweiterung nicht erwartet werden konnte, gezwungen, sich nach einer neuen Stelle für ihre Gemeinde umzusehen. Anfangs gedachten sie, nach der Südseite des Erieseees auszuwandern. Während sie mit den Vorbereitungen zum Auszuge beschäftigt waren, lief die Kunde bei ihnen ein, daß der amerikanische Congreß bei dem Friedensschlusse von den Indianern ausdrücklich die Abtretung der Gegenden am Muskingumflusse an die Missionare verlangt habe. Das war eine freudige Kunde! Man dachte nicht mehr an die Reise nach dem Eriesee, der Zug der Herzen ging nach den verlassenen Wohnstätten im Muskingumthale. Zwölf Jahre gingen indessen darüber hin, ehe die Indianer ihre Sehnsucht befriedigt sahen.

Am 20. April 1785 hielten Zeisberger, Heckewälder und Edwards*) mit den gläubigen Indianern ihre letzte gottesdienstliche Versammlung in Neugnadenhütten. Dann bestiegen sie ihre Boote und fuhren auf dem Huronflusse zunächst nach Detroit, wo sie von dem englischen Gouverneur auf das freundlichste aufgenommen wurden. Nach wenigen Tagen verließen sie indessen die Stadt wieder, um über den Eriesee an die Mündung des Cajahagaflusses zu gelangen. Unterwegs hatten die Reisenden schwere Drangsal auszustehen. Widrige Stürme hinderten die Fahrt. Es blieb ihnen daher nichts Anderes übrig, als den Cajahagafluß zu Lande zu suchen. Sie theilten sich in zwei Haufen, der eine von Zeisberger, der andere von Heckewälder geführt. Auf dem Wege durch die sumpfige, vom dichten Busch bewachsene Gegend hatten sie neue große Beschwerden zu tragen. Nachdem sie den Cajahagafluß erreicht, beschlossen

---

*) Die Missionare Jungmann und Sensemann waren schon im Jahre 1785 wieder nach Bethlehem zurückgekehrt.

sie, an einer geeigneten Stelle vorläufig ihre Hütten aufzuschlagen, da sie nicht so früh den Muskingum erreichen konnten, um noch in diesem Jahre eine Ernte einzusammeln. An der Ostseite des Flusses lag eine große Ebene, die sie zur Niederlassung sich ersahen. In aller Eile errichteten sie ihre Wohnungen und fingen an, das umliegende Land mit Welschkorn zu bepflanzen. Dem so entstandenen Orte gab man den Namen Pilgerruh.

Die Gemeinde gedachte mit dem nächsten Frühjahre ihre Reise nach dem Muskingum fortzusetzen. Allein die Unsicherheit der dortigen Gegenden, welche von wilden Schaaren durchzogen wurden, nöthigte sie, ihren Plan aufzugeben. Pilgerruh wurde der Mittelpunkt für die Missionsthätigkeit am Cajahagaflusse. Häufig fanden sich daselbst heidnische Indianer ein, um sich das Wort Gottes verkündigen zu lassen.

Länger als ein Jahr hatten die Gläubigen in ihrer stillen Einsamkeit glücklich und zufrieden gelebt, als ihnen am 17. October 1786 durch den Häuptling Pipe die beunruhigende Nachricht zugesendet wurde, die Amerikaner seien in das Gebiet der Schawano's eingefallen und hätten dort auf grausame Weise gehauset; eine große Truppenschaar sei von Pittsburg wider die Indianer ausgezogen. Pipe gab der Gemeinde daher den Rath, eiligst ihren Wohnort zu verlassen und eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Diese Kunde verbreitete unter den Gläubigen Furcht und Schrecken. Was fliehen konnte, floh in den nahen Wald. Selbst nachdem sich jene Nachricht als ungegründet erwiesen hatte, wollte es doch den nachdrücklichen Vorstellungen der Missionare nicht gelingen, die Gemüther zu beruhigen. Mehrere Monate lebten sie in der peinlichen Furcht, überfallen und ermordet zu werden. Da sandte gegen das Ende des Jahres 1786 der Häuptling Pipe an die Indianer die Aufforderung, sie

sollten in sein Gebiet ziehen, wo er ihnen die Gegend von Petquotting einräumen wolle. Er betheuerte, sich in allen Dingen als ihren wohlwollenden Freund zu beweisen. Die Missionare konnten sich nicht so leicht entschließen, dieser Einladung Folge zu leisten. Da sich jedoch vorderhand gar keine Aussicht eröffnete, daß die Gegend am Muskingum einen gesicherten Aufenthalt gewährte, so hielten sie es nach ernstlicher Berathung für's Beste, Pipe's Anerbieten anzunehmen. Ihren Entschluß fanden sie in folgendem Schreiben bestätigt, welches Zeisberger zu Anfang des Jahres 1787 von einem freundlich gesinnten Delawarenhäuptlinge empfing: „Großvater! Da ich gehört habe, daß Ihr im Sinne habt, Euch am Muskingum niederzulassen, so möchte ich Euch rathen, dieses Frühjahr nicht hieher zu kommen. Ich kann Euch jetzt die Gründe dafür nicht nennen; auch kann ich nicht sagen, ob wir Krieg oder Frieden haben werden. Aber so viel weiß ich, daß jetzt noch nicht die rechte Zeit ist, hieher zu kommen. Denket ja nicht, als ob ich der Predigt des Wortes unter den Indianern mich widersetzen wolle. Vielmehr bin ich froh, daß Ihr dies thut; aber ich rathe Euch, nicht an den Muskingum zu kommen."

Nachdem die Gemeinde noch das Osterfest in Pilgerruh gefeiert hatte, trat sie am 19. April 1787 theils zu Lande unter Zeisberger's, theils zu Wasser unter Edward's Führung ihre Wanderung an. Am 11. Mai nahm sie von der Gegend bei Petquotting Besitz. Bald stand ein neues Dörflein fertig da, welches Neu-Salem genannt wurde. Die umherwohnenden Heiden, von denen einige den Brüdern die besten Hoffnungen gaben, fanden sich so zahlreich zur Predigt ein, daß man oft wegen ihres Unterkommens in große Verlegenheit gerieth. „Ich suche Ruhe für meine Seele," sagte einmal ein Hurone zu Zeisberger, „und glaube, sie hier zu finden. Mein Verlangen ist daher, bei euch zu wohnen,

um das Gute zu genießen, das ihr genießt, und wovon ihr zu sagen wißt." — Die Jahre der Ruhe, welche die Gemeinde genoß, waren ihrer inneren Entwicklung und ihrem Wachsthum förderlich. Mehrere Heiden bekannten sich zum Herrn und empfingen die heilige Taufe. Verirrte und untreu Gewordene fanden sich ein und begehrten, wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Die Brüder sahen voll fröhlicher Hoffnungen in die Zukunft. Da aber brach von Neuem ein blutiger Krieg zwischen den amerikanischen Freistaaten und den Indianern über die Grenzen ihres Landes aus. Neu-Salem hatte von jeder der streitenden Parteien Alles zu fürchten. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, sahen sich die Missionare abermals genöthigt, einen neuen Wohnplatz zu suchen. Im April 1791 zogen sie aus Neu-Salem und wandten sich zunächst nach Sanduskybai, um von hier aus in das englische Gebiet zu gelangen. Die Regierung trat ihnen auf ein Jahr eine Strecke Landes am Detroitflusse ab, wo sie vorläufig ein sicheres Unterkommen fanden. Da aber die Aussichten auf eine baldige Herstellung des Friedens zwischen den Freistaaten und Indianern schwanden, so gestattete der englische Gouverneur im Jahre 1792 den Gläubigen, sich dauernd am Thamesflusse niederzulassen. So entstand ein neuer Gemeindeort, Fairfield, der unter dem Schutze des Gouverneurs von Ober-Canada schnell aufblühete. —

Die Indianergemeinde hätte nun wohl in Fairfield ungestört bleiben können, allein sie konnte nicht die liebe Heimath am Muskingum vergessen. So wohlwollend sich auch die englische Regierung gegen sie bewies, so ging ihr Verlangen doch immer wieder nach jenen Gegenden. Der am 15. August 1795 geschlossene Friede brachte sie dem Ziel ihrer Wünsche näher. Von Neuem ward ihr eine große Länderstrecke in der Gegend der alten Gemeindeorte überwiesen, ihrem Anbau stand nach geendigtem Kriege kein

Hinderniß entgegen. Nachdem im Mai 1797 im Auftrage des Congresses der Brüdermission 12000 Acker Land zugemessen waren, begab sich Zeisberger in der zweiten Hälfte des folgenden Jahres mit sieben Indianerfamilien nach der lange ersehnten Stätte seiner früheren Wirksamkeit. Ihm folgte später ein großer Theil der gläubigen Indianer. Alles war voll Freuden, endlich das Ziel so langer Wanderung erreicht zu haben. Zwölf Missionsstationen hatte Zeisberger während seines Lebens gründen helfen, jetzt, am Abende seines Lebens, begann er noch einmal Hütten zu bauen. In der Nähe von Schönbrunn ließ er sich mit einer Anzahl Gläubigen nieder. Hier gedachte er den Rest seiner Tage zuzubringen; von hier wollte er nach dem himmlischen Canaan ziehen. Darum hieß er die Stätte Gosen.

Zehn Jahre noch vergönnte der Herr seinem Knechte, ehe er ihn aus seinem Arbeitsfelde abrief. So lange sich Zeisberger kräftig genug fühlte, war er für die Mission thätig. Von Haus zu Haus wanderte der ehrwürdige Greis, mahnend, stärkend, tröstend. Die Indianer holen sich bei ihm am liebsten Rath; den jüngern Mitarbeitern steht er mit seinen vielfachen Erfahrungen helfend zur Seite. Er bleibt, wiewohl die frühere Kraft ihn verlassen, die Seele der Mission.

Die Gegenden des Wabaschstromes hatte ein großer Theil der Delawaren inne. Die Häuptlinge luden wiederholt die Gläubigen in Gosen ein, mit ihren Lehrern zu ihnen zu ziehen und sich in ihrer Mitte niederzulassen. Gern hätte Zeisberger selbst die beschwerliche Reise dahin unternommen, allein das suchten seine Mitarbeiter zu verhindern. Im Jahre 1801 begaben sich Johann Peter Kluge und Abraham Luckenbach mit dem Gehülfen Josua und einigen Indianerfamilien dahin, um eine Niederlassung am weißen Flusse, einem Arme des Wabasch, zu versuchen. Mit

Liebe und Achtung wurden sie aufgenommen. Die Häuptlinge erklärten, sie seien zur Annahme des Evangeliums bereit. Allein bald zeigte sich's, daß ihre anfängliche Freundlichkeit erheuchelt sei. Sie hatten wenig Lust, die Sitten ihrer Väter aufzugeben; ihr schwelgerisches Leben, dem sie sich wieder ergaben, nahmen sich ihre Leute lieber zum Beispiel, als daß sie auf das Wort von der Versöhnung merkten. Jetzt hätten die Heiden am liebsten gesehen, daß sich die Missionare aus ihrer Nähe entfernt hätten. Allein diese hielten standhaft aus. Sie ließen sich nicht durch die Feindschaft gegen sie irre machen, sondern setzten unverzagt mehrere Jahre lang ihre Zeugnisse fort. Die heidnischen Priester dagegen boten allen Einfluß auf, das Volk vor dem Abfall von der väterlichen Religion zu bewahren. Namentlich war es der Zauberer Tecumseh, welcher sich durch Lug und Trug großes Ansehen erworben hatte. An der Gabe der Weissagung, die er empfangen zu haben meinte, zweifelte kein Heide. In glühenden Reden stellte er dem Volke seine alte Herrlichkeit vor, die jetzt durch die Fremden vernichtet sei. Die weißen Leute nannte er Zauberer, vor deren verderblichem Einflusse die Indianer sich hüten möchten; er wolle ihre Verderber bezeichnen, dann aber sei es Pflicht, solche Leute auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. — Der Lehre des großen Wundermannes fielen die Heiden in Schaaren zu und in ihrer Leichtgläubigkeit ließen sie sich willig als Werkzeuge seiner mörderischen Thaten gebrauchen. Der von ihm als Zauberer bezeichnete Häuptling Tatapachksi ward von den tobenden Indianern ergriffen, in die Nähe des Missionshauses geschleppt und unter wildem Lärm auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Einen gleichen Tod fand der wackere Gehülfe Josua. Unter solchen Umständen schien es den Missionaren gerathen, ihren Missionsposten zu verlassen, zumal ihnen die Heiden geradezu erklärt hatten: „Ihr könnt

gehen, wenn ihr wollt. Wir brauchen euch nicht. In alten Zeiten wußten die Indianer nicht, wie sie leben sollten; jetzt aber wissen wir es selbst und brauchen daher Niemand, der es uns lehrt.“ —

Das Mißlingen dieses Missionsversuches, und der Tod des Josua machten dem greisen Zeisberger großen Schmerz. Doch ließ ihn der Herr auch noch manche Freude erleben. So saß er einmal vor der Thür seiner Hütte, als plötzlich im Dorfe ein großer Lärm entstand. Eine Schaar Huronen war im Anzuge, von denen man, da sie stets die erbittertsten Feinde Zeisberger's gewesen waren, nichts Gutes erwartete. Die Indianer sammelten sich vor der Wohnung ihres Lehrers, um allen Unglimpf von ihm fern zu halten. Doch die Huronen zeigten bald, daß sie in friedlicher Absicht gekommen seien. Ihr Führer, dem kurz vorher die Häuptlingswürde übertragen war, trat ehrerbietig vor Zeisberger hin, den er einst gebunden und als Gefangenen weggeführt hatte. Er erklärte voll Rührung, daß er seit zwei Jahren Ruhe für seine Seele gesucht habe, aber er könne sie nicht finden. „Nun komme ich,“ sprach er, „um des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet.“ —

An seinem Lebensabende legte Zeisberger die letzte Hand an seine schriftlichen Arbeiten, welche er im Dienste der Mission unternommen hatte.*) Er war nicht mehr fähig zu seinen Indianern zu ziehen, aber bis zum letzten Hauche

---

*) Ueber die Onondagosprache hatte er im J. 1768 zwei Sprachlehren in englischer und deutscher Sprache, so wie ein Wörterbuch verfaßt. In der Delawarensprache schrieb er ein Buchstabierbuch, (1776) eine Sammlung von Reden an Kinder und eine Liedersammlung, in welcher sich etwa 500 Lieder befinden. Nach seinem Tode wurde seine Grammatik über die Delawarensprache und eine Uebersetzung der Harmonie der vier Evangelien durch den Druck veröffentlicht.

wollte er dem Reiche Gottes dienen. Als er an beiden Augen erblindet war, konnte er nur noch für dasselbe beten. Und er hat das treulich gethan. „Ich selbst kann nur wenig mehr thun," schrieb er am 6. August 1807 einem Freunde in London, „und bin nicht länger im Stande umherzureisen; ich kann nur noch beten, daß der Herr uns helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen."

Im Oktober 1808 fühlte er die Nähe seines Todes. Still lag er auf seinem Sterbebette, ohne Schmerzen, und wartete der Stunde, da ihn sein Heiland rufen werde. „Nur eins macht mir noch Unruhe," sagte er, „und dies ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes." Das Wort durchlief die Hütten der Gläubigen. Sie sammelten sich vor seiner Wohnung, und in einzelnen Abtheilungen traten sie an sein Bett. „Vater," riefen sie, „vergieb uns Alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsere Herzen dem Heilande hingeben und für ihn allein leben in dieser Welt." Da richtete der sterbende Greis sich auf und legte seine segnenden Hände auf die Umstehenden. Er warnte sie vor den Gefahren auf dem Wege des Heils und mahnte zur Treue und Beständigkeit. „Ich gehe nun hin, mein Volk," sprach er, „um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen und auch jetzt wird er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gefunden, daß hier Vieles zu vergeben ist." —

Der 17. November 1808 ist der Todestag des treuen Knechtes Gottes. Die Indianer umstanden sein Lager und sangen ihm Liederverse zu seiner Heimfahrt. „Der Heiland ist nahe," sagte der Sterbende, „bald wird er kommen, mich heimzuholen." — Das waren seine letzten verständlichen Worte.

Sanft und ruhig entschlief er am Nachmittage des genannten Tages. Die Anwesenden fielen auf ihre Kniee und beteten.

Auf sein Grab pflanzten die Indianer eine Silbertanne.

Ei, wie so sanft entschläfest du
Nach manchem schweren Stand,
Und liegst nun da in süßer Ruh,
In deines Heilands Hand.

Du läßt dich zur Verwandelung
In diese Felder sä'n,
Mit Hoffnung und Versicherung,
Viel schöner aufzusteh'n.

Verbirgst dich unserm Angesicht
Im kühlen Erdenschooß,
Du hast das Deine ausgericht't
Und kriegst ein seligs Loos.

Wir wissen, daß der Bräutigam
Und allerliebste Hirt
Dich, sein schon hier geliebtes Lamm,
Doch schön empfangen wird.

Er führe seine ganze Heerd,
Die sich zu ihm gesellt,
Und die ihm doch so theu'r und werth,
Auch vollends durch die Welt.

Register
über den dritten Band.

(Die drei Doppelhefte des Bandes sind mit I. III. und V. bezeichnet, die arabischen Ziffern geben die Seite an.)

Düsseldorf, Buchdruckerei von H. Voß.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vormbaum, Reinhold

Evangelische Missionsgeschichte in Biographien Friedrich Martin, Matthäus Stach, Johann Beck, David Zeisberger

Bd.: 3

Düsseldorf 1856

H.ref. 375 t-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10484430-4